

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

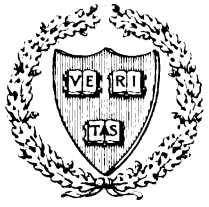
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PGerm
274
4

HARVARD COLLEGE
LIBRARY




IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23,1891 APRIL 11,1918

TIFFANY & CO

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# März

## Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen

Geleitet von Dr. Theodor Heuß

Elfter Jahrgang 1917

Dritter Band

(Juli bis September)

März-Verlag
G. m. b. H.
Stuttgart

Digitized by Google

[illegible] COLLEGE [illegible]
INGRAHAM FUND
OCT 30 1946

Digitized by Google

# Inhalt des dritten Bandes 1917

## Hauptteil


Seite

Altmann, Bruno: Das Erlebnis im Kriege . . . . . 626
Barthel, Max: Drei neue Gedichte . . . . . 660
— Drei Geschichten im Regen . . . . . 869
Bauer, Hans: Lazarett . . . . . 921
Charmatz, Richard: Esterhazys Aufgabe . . . . . 621
Corbach, Otto: Deutsche Sozialpolitik und amerikanische Plutokratie 747
Crusius, O. Eduard: Münchhausen redivivus . . . . . 802
Domizlaff, Hart Helmut: Der Angriff . . . . . 845
Eggenschwyler, W.: Pädagogische Ketzereien . . . . . 682
Ernst, Paul: Glaube an den Staat und Religion . . . . . 741
Finckh, Ludwig: Schaffe, mein Sohn! . . . . . 804
Flachs, Adolf: Der rumänische Bauer . . . . . 670
Georg, Manfred: Die Reise . . . . . 709
Gothein, Georg, M. d. R.: Am Scheidewege . . . . . 907
Gottschalk, Hermann: Erben . . . . . 822
Groebbels, Franz: Erstes Licht! . . . . . 756
Großmann, Stefan: Stockholmer Resignation . . . . . 697
— Hoffnung auf Stockholm? . . . . . 765
Haußmann, Conrad, M. d. R.: Berliner Telegramm . . . . . 669
— Die Kanzlerkrisis . . . . . 717
— Europa Anno 1905 . . . . . 881
Hesse, Hermann: Dunkler Abend auf der Wanderung . . . . . 831
Heuß, Theodor: Max Liebermann . . . . . 679
— Von Bethmann zu Michaelis . . . . . 693
— Die falsche Rechnung . . . . . 859
Hochdorf, Max: Die Bettler in den Tuilerien . . . . . 631
Jentsch, Carl: Die Seele des Kindes und die Novellistik . . . . 635
Kleeis, Friedrich: Die Kriegsinvalidenfürsorge . . . . . 819
Kliche, Josef: Alfons Petzold . . . . . 917
Lerch, Dr. Eugen: Madame de Staël . . . . . 651
Leuthner, Dr. Karl: Die Bodenenteignung in Rußland . . 789. 813
Linter: Cotton Famine . . . . . 642
— Städtedarlehen im Kriege . . . . . 667
— Die Zukunft der chemischen Industrie . . . . . 690
— Fritz von Friedländer-Fuld . . . . . 714


Digitized by Google

Seite
Linter: Aufsichtsräte . . . . . 737
— Die Börse im Kriege . . . . . 762
— Die innere Gefahr für die deutsche Industrie . . . . . 786
— Der Streit um die Braunkohle . . . . . 810
— Ersatzstoffe . . . . . 835
— Ala. Eine bemerkenswerte Neugründung . . . . . 856
— Abschluß der Bankfusionen? . . . . . 878
— Die Urteilskraft der Börse . . . . . 904
Mahrholz, Werner: Gundolfs „Goethe“ . . . . . 705
Marmorek, Schiller: Ein österreichischer Liberaler . . . . . 887
Mayer, Dr. Alfred F.: John Selden u. der britische Imperialismus 721
Miles: Kriegsberichterstatter. Ein Notschrei aus dem Felde . . . 862
Palm, Kurt: Einfache Grenadiere . . . . . 890
Pazaurek, Gustav E.: Stuttgarter Theaterkunst . . . . . 895
Petzold, Alfons: Tagende . . . . . 732
— Die vier Wände . . . . . 783
Reck-Malleczewen, Fritz: Ritt durch die Wüste . . . . . 657
Reimann, Hans: Der Dorfschulze . . . . . 913
Sack, Gustav: Der Föhn . . . . . 872
Schnack, Anton: Nächte . . . . . 685
Schücking, Walther: Vom deutschen Staat . . . . . 798
Schussen, Wilhelm: Glockenabnahme . . . . . 684
Siemers, Kurt: Erntezeit . . . . . 806
Stübe, Prof. Dr. R.: Monarchie und Demokratie in China . . . 770
Weer, Reinhard: Galizischer Türkenkrieg . . 674. 699. 725. 749. 775
Zimmermann, Emil: Mittelafrika als Kriegsziel . . . . . 645
— Am Scheidewege . . . . . 837

Digitized by Google

# Glossen


Seite

Bonus, Arthur: Krapotkin . . . . . 854
Corbach, Otto: Ostasiatische Verwicklungen . . . . . 637
Dünwald, Willi: Der neue Hamlet . . . . . 688
Einstein, Norbert: Schmoller . . . . . 662
— Kriegsbücher . . . . . 709. 736. 757. 785. 872
Felger, Dr.: Preisausschreiben . . . . . 832
Georg, Manfred: Oskar Loerkes Gedichte . . . . . 924
Graetzer, Franz: Ein Lebensroman . . . . . 784
Großmann, Stefan: Die Optimisten in Stockholm . . . . . 734
Grünewald, Alfred: Zuversicht . . . . . 641
Helbling, Carl: Fürstinnen . . . . . 877
Hesse, Hermann: Arnims Majoratsherren . . . . . 713
— Neue Bücher . . . . . 922
Heuß, Theodor: Kriegslyrik . . . . . 665
— Bassermann † . . . . . 733
Hochdorf, Max: Die Hodlerausstellung in Zürich . . . . . 900
Huber, Karl: Der „Neue Lehrer" . . . . . 921
Jacques, Norbert: Bundesrat Hoffmann . . . . . 639
Joest-Krüger, Elisabeth: Die schönsten Geschichten der Lagerlöf 760
Lapp, Adolf: „Die heulende Wölfin" . . . . . 834
Lewin, Robert: Unser täglich Brot . . . . . 711
Natonek, Hans: Die Welt ohne Zeitung . . . . . 806
Nicolaus, Paul: Alice Berend . . . . . 833
— Theodor Storm. (Zum hundertsten Geburtstage) . . . . . 874
Pfefferle: Mobilmachung der Denkmäler . . . . . 758
Pohle-Hedersleben, Emil: Monumentaldenkmal für Bölcke . 761
Reimann, Hans: Graphologie . . . . . 690
— Zwischen Preußen und Sachsen . . . . . 875
Rieß, Richard: Münchener Autoren . . . . . 902
v. S.: Amnestie . . . . . 685
— Rußland und wir . . . . . 735
Schabbel, Otto: Der junge Mensch . . . . . 759
Severus: Headlines und Zeitungsköpfe . . . . . 664
— Allerhand Zensuren . . . . . 687
Teutenberg, Adolf: Das neue Europa . . . . . 898
Weer, Dr.: Flaubert, „November" . . . . . 809
Wiedmer, Emil: Kleine Sachen . . . . . 807


Digitized by Google

Digitized by Google

# Esterhazys Aufgabe

Von Richard Charmatz (Wien)

Das neue Ungarn hat drei mächtige Ministerpräsidenten gehabt. Graf Julius Andrássy war der Baumeister, der den Grund legte. Als er nach Wien berufen wurde, um als Minister des Äußern zu wirken, da meinte er, es sei alles so gut bestellt, daß selbst sein elfjähriger Sohn die Geschäfte führen könnte. Koloman von Tisza, der später viele Jahre Kabinettchef war, ließ es sich angelegen sein, das Gebäude auszugestalten und das Fundament zu festigen. Ihm wurde es schwer, von dem Amte zu scheiden, denn das Herrschen war ihm Bedürfnis. Als Dritter muß sein Sohn Graf Stefan Tisza genannt werden. Auch er liebte die Macht um ihrer selbst willen und nicht aus dem Drange heraus, Großes zu schaffen. Nur schweren Herzens verließ er die Stätte seiner Tätigkeit seit dem Juni 1913. Graf Stefan Tisza verstand es, sich zu einer Figur von europäischer Bedeutung aufzuschwingen. Aber er dankte sein Ansehen mehr den Verhältnissen als seiner staatsmännischen Begabung und vor allem seinen gesunden Nerven. Im Niederringen der Opposition war er als Präsident des Abgeordnetenhauses erfolgreich. Doch das Werk des Ministerpräsidenten, das nun abgeschlossen der Beurteilung harrt, macht es dem Kritiker schwierig, ein bewunderndes Wort zu finden. Was hat Graf Stefan Tisza an Neuem, Lebensfähigem, aus dem Geiste der Zeit Herausgewachsenem in Ungarn aufgerichtet, was für die fortschrittliche Entwicklung seines Vaterlandes getan? Man hält vergebens Umschau. Der Ministerpräsident war nicht bloß konservativ, sondern geradezu reaktionär; er stand nicht über den Parteien, sondern er fühlte sich ganz als Parteimann, und als solcher wieder vertrat er eigentlich das Interesse einer kleinen Gruppe gegenwartsfremder Politiker. Man lese sehr aufmerksam seine Rede vom 24. Mai, den Schwanengesang,



Digitized by Google

der fürwahr schrill genug klang. Ein modernes Wahlrecht erscheint dem Grafen Stefan Tisza für das Land und für den König schädlich; das nationale Problem soll mit einigen Paragraphen des Strafgesetzes gelöst werden. So kleinlich konnte nur ein innerlich kleiner Mann denken und sprechen. Aber immerhin: Graf Stefan Tisza war ein mächtiger Regierungschef.

Ungarn hatte auch eine Zeitlang einen wirklich volkstümlichen Ministerpräsidenten, dessen Bild man an die Zimmerwände hängte und dessen Ruhm die Drehorgeln von Haus zu Haus weitertrugen. Alexander Wekerle stand in den neunziger Jahren zweimal an der Spitze der Regierung, die heftige Kämpfe bestehen mußte, weil sie der kirchenpolitischen Freiheit zum Siege verhelfen wollte. Das Magnatenhaus leistete zähen Widerstand, einflußreiche Personen erzitterten, aber die Minister ließen sich nicht entmutigen. Weniger glücklich war Alexander Wekerle freilich zwölf Jahre später, als er dem Koalitionsministerium seinen Namen gab.

Und nun ist ein sechsunddreißigjähriger Mann auf dem besten Wege, nicht nur in Ungarn eine volkstümliche Erscheinung zu werden, das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen und sich die Dankbarkeit seiner Mitbürger als schönsten Lohn zu erringen. Wenn Graf Moritz Esterhazy, der neue Ministerpräsident, imstande sein wird, sein Vorhaben auszuführen, die Gegner seiner Weltauffassung zurückzudrängen und den Feindschaften aller Art standzuhalten, dann werden ihm auch außerhalb seines Vaterlandes Lobpreiser in stattlicher Zahl erstehen. Die Esterhazys sind ein ahnenstolzes und reiches Adelsgeschlecht. Ein Sprößling dieses Hauses saugt den Konservativismus gleichsam mit der Muttermilch ein. Doch Graf Moritz Esterhazy lebt nicht der Vergangenheit; er hat in der Gegenwart Wurzel geschlagen und sich den Sinn für das Notwendige von heute und morgen geschärft. Darum ist er zuerst zum konservativen Sozialreformer geworden und dann zum Fürsprecher einer maßvollen planmäßigen Demokratisierung. Ohne Wahlreform gibt es aber keine Erneuerung Ungarns, keine Verjüngung und Kräftigung des Staates. Deshalb ist die Erweiterung des Stimmrechtes

Digitized by Google

der Angelpunkt. Das hat Kaiser Karl bereits im April eingesehen, während Tisza sich der Erkenntnis verschloß und nachher notgedrungen statt eines großzügigen Mittels bloß bedeutungslose Mittelchen vorschlug. Der starre, junkerlich selbstherrliche Ministerpräsident mußte also zurücktreten, um dem jugendlichen, schmiegsamen, unternehmungsfrohen, mit dem Volke fühlenden Grafen Moritz Esterhazy Platz zu machen.

Die neue ungarische Regierung setzt sich aus den Angehörigen der verschiedensten Parteien, aus Persönlichkeiten mit weitauseinander gehenden Ansichten und Zielen zusammen. Es gibt einen Klerikalen neben einem Freigeist; Demokraten, Liberale und Konservative ziehen an einem Strange. Alle werden jedoch von einem Gedanken geleitet, durch eine Erkenntnis bewegt: die ehrliche, volkstümliche Wahlreform für den Reichstag kann nicht länger auf sich warten lassen. Diese Idee bringt den Grafen Esterhazy und den Grafen Batthyany, den Grafen Apponyi, den klerikalen Grafen Aladar Zichy und den jüdischen Demokraten Dr. Vazsonyi zusammen. So ist eine Koalition entstanden, die, vornehmlich aus der Linken des ungarischen Parlaments gebildet, weiter nach links hin streben will. Ihr steht freilich die überwiegende Mehrheit des Abgeordnetenhauses grollend gegenüber; die Partei der nationalen Arbeit, die mehr als 250 Mitglieder zählt, hat sich unter dem Einflusse Tiszas zu einer Politik der Opposition bekannt. Aber die Scheidewände zwischen den einzelnen Gruppen sind in Ungarn nicht sehr fest, und die jeweilig Mächtigen üben eine starke Anziehungskraft aus. Überdies gibt es in der Partei der nationalen Arbeit nicht wenige einsichtige Politiker. Sie werden den Übergang wohl rechtzeitig finden. Sonst aber sollen Neuwahlen die Vorbedingungen für die Reform sichern.

So schwierig also auch die Lage der Regierung Esterhazy im Augenblicke zu sein scheint, so aussichtsreich können sich die Verhältnisse für sie gestalten, wenn sie kraftvoll und entschlossen, zielbewußt und unbeirrbar an die Durchführung ihrer Aufgabe schreitet.

* * *

Digitized by Google

Die Erneuerung Ungarns! Im Juni 1910 hatte nicht ganz eine Million Bürger das Wahlrecht. Diese Tatsache allein ließ die Rückständigkeit noch nicht voll erkennen. Vor allem wurde öffentlich abgestimmt; die Freiheit der Wahl fiel demnach vollständig weg. Dann wichen die einzelnen Wahlbezirke der Größe nach ganz erheblich voneinander ab. Waren in einem Teile des Landes sogar 150 Stimmberechtigte so glücklich, einen Abgeordneten nach Budapest zu entsenden, so konnten anderwärts mehr als 10 000 Wähler nur den gleichen Einfluß ausüben. Daß dieser Zustand nicht aufrecht zu erhalten sei, war deshalb längst klar geworden; es fehlte bloß die Bereitwilligkeit der herrschenden Klasse, neue Schichten heranzuziehen. Man hatte sich eine bequeme Ausrede zurechtgelegt. Die Demokratie sei sehr schön und sehr erstrebenswert, aber der ungarische Staat könne ihr keinen Raum gewähren, weil es sonst um die Führung, die das madjarische Volk innehat und innehaben soll, geschehen wäre.

In der Zeit der Verfassungskämpfe, das heißt des Sturmlaufs gegen die gemeinsame, einheitliche Armee, wurde von der Krone der Anschluß an die breiten Massen gesucht. Im Dezember 1905 erklärte sich die Regierung Fejervary deshalb bereit, allen vierundzwanzigjährigen, des Lesens und Schreibens kundigen Staatsbürgern das politische Mitbestimmungsrecht einzuräumen und es jenen Analphabeten nicht zu entziehen, die es bereits nach der alten Ordnung besessen hatten. Dadurch wären 2 800 000 Wähler geschaffen worden, ohne daß der Staat seinen nationalen Charakter verloren hätte. Allein es blieb bloß beim Vorsatze. Im November 1908 trat Graf Julius Andrássy als Minister des Innern mit einer gekünstelten Wahlrechtsvorlage hervor, die jedoch unter den Tisch fiel. Unter dem Einflusse des Grafen Stefan Tisza kam im Jahre 1913 endlich ein Gesetz zustande, das nach der amtlichen Statistik 1 800 000 Wähler zulassen sollte. Doch die Zahl war entschieden zu hoch gegriffen. Im Grunde genommen wurde nur das schwierige Problem gelöst, den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen. Man konnte als sicher annehmen, daß die künftigen Wahlen keinerlei

Digitized by Google

notwendige Änderung der Machtverhältnisse zur Folge hätten. Die Herrschaft der Aristokratie und der Gentry schien nach wie vor gesichert — nicht zum Vorteile des Landes ...

Da kam der Weltkrieg mit seinen Volksheeren, mit den glanzvollen Leistungen aller Bürger ohne Unterschied des Standes, des Vermögens und der Rechte. Und eine Welle der Demokratie flutete über Europa hin. Nun mußte man sich auch in Ungarn sagen, daß es nicht länger Staatsangehörige erster und zweiter Ordnung geben könne, daß wenigstens jene, die das Vaterland verteidigt hätten, berechtigt sein müssen, im Frieden auf die Gestaltung der Politik einzuwirken. Die Opposition, die sich jahrelang vergebens bemüht hatte, den Grafen Stefan Tisza zu Falle zu bringen, nutzte diese Stimmung geschickt aus. Und der kurzsichtige Ministerpräsident erwies ihr den Gefallen, das Heldenstimmrecht — das heißt die Wahlberechtigung für alle Vaterlandsverteidiger — brüsk zurückzuweisen. Von da ab war Graf Stefan Tisza eigentlich schon eine gestürzte Größe, denn in Mitteleuropa durfte es keinen Staatsmann im Amte geben, der die Zeichen der Zeit so ganz und gar mißverstand.

Ein ideales allgemeines, gleiches, direktes und geheimes Stimmrecht wird auch die Regierung des Grafen Esterhazy nicht einführen. Doch die Massen werden in Ungarn künftig an der Politik teilnehmen können. Die Entwicklung zur Demokratie, die durch die Aprilgesetzgebung vom Jahre 1848 nur angebahnt wurde, soll nun um ein gutes Stück vorwärts gebracht werden. Dabei handelt es sich natürlich nicht bloß um den Aufmarsch der Bevölkerung an den Wahltagen, sondern um weit mehr. Das Stimmrecht ist ja nicht das Endziel, sondern ein Ausgangspunkt; die Demokratisierung kennt keinen Zustand der starren Ruhe, sondern sie bedingt eine allmähliche Fort- und Ausbildung. Neue Wähler werden neue Männer in den Reichstag schicken; Ansichten, die man früher nie gehört hat, werden zum Ausdrucke kommen. Das aber bedeutet das Ende des bisherigen Ungarn mit seinen Nachklängen aus der Feudalzeit, mit seinen eintönigen staatsrechtlichen Spitzfindigkeiten und mit seiner öden Gravamenpolitik. Fragen ganz anderer



Digitized by Google

Natur müssen auftauchen, wirtschaftliche Erfordernisse die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und soziale Probleme an das Gewissen rühren. Die Verwaltung des Landes, die bisher unter dem Gesichtswinkel des Standesvorteils betrachtet wurde, wird zu einer Angelegenheit werden, für die das Gesetz der Zweckmäßigkeit gilt. Und aus den reichlichen Studien über die veraltete, hemmende Bodenbesitzverteilung müssen endlich erlösende Taten erwachsen.

So zeigt sich das verjüngte Ungarn unseren in die Zukunft dringenden Blicken. Ein Land, das von der Natur überaus gesegnet ist, geht einem ungeheuren Aufschwunge entgegen, wenn es sich von allem Zeitfremden frei macht, ganz mit modernem Geiste erfüllt und seinen Arbeitsrhythmus ändert. Eine Umwälzung in der nationalen Machtgestaltung braucht man nicht zu befürchten. Halten sich die Madjaren ihre großen Vorbilder vor Augen, denken sie an Deak und Eötvös und an die bindende Kraft der Gerechtigkeit, so werden sie durch Weitherzigkeit mehr erreichen als durch Härte. Wenn sie sich überdies mit den Deutschungarn verbänden, dann ist ihre Vorherrschaft derart fest begründet, daß kein Sturm sie zu erschüttern vermag. Schon König Stefan der Heilige hat den Satz gepredigt, daß ein Staat mit mehreren Nationen mächtiger sei als ein Einheitsstaat. Das gilt unter gewissen Verhältnissen auch heute noch. Die Wahlrechtsreform wird Ungarn stärken und beleben; sie ist ein Werk des reinsten Patriotismus. Darum muß man dem tatfrohen Grafen Moritz Esterhazy Glück wünschen!

# Das Erlebnis im Kriege

Von Bruno Altmann

Die große Attraktion, womit sozusagen der Krieg für sich warb, das war doch dieses: er versprach seinen Teilnehmern Spannungsreize von einem Umfang und einer Schwingungsweite, zu denen das sonstige Leben es auch an seinen Ausschlagspolen nicht kommen ließ. Es muß doch den meisten Menschen eine rechte Spielerpsyche vererbt sein, die auf solche Stimmungsmittel anfangs mit so hysterischem Entgegenkommen reagierte.

Digitized by Google

Von weiß Gott was für einer Macht den beiden Umschlingungen alles Daseins, Tod und Leben, überantwortet zu sein, mit solch einem Einsatz, mit einer solchen Überbietung von Risiko und Chance hatte man sonst nicht spielen können.

Mitten im Leben zwei Schritte vor Tod und „was nachher kommt" zu stehen, das Problem des Jenseits gewissermaßen auf Experimentierweite herankommen zu lassen, es sah ja zuerst aus wie das Glück von Begnadeten.

Wie hielt die Wirklichkeit nun Wort? Wie sieht das große Erlebnis aus, wenn Trommelfeuer und Nahkampf uns mit der Situation „zwei Schritte vor Tod und Gott" konfrontieren?

Sprechen wir dabei nicht von dem, was man zu sehen bekommt, sozusagen von der szenischen Aufmachung des Kriegsapparates. Sprechen wir nur von dem Erlebnis innerhalb der Gefühlssphäre, von der Wirkung des eigentlichen Krieges auf das affektive Leben.

Auf allen Höhepunkten heutiger Kampfgelegenheiten erleben wir, so verstanden, nichts.

Jawohl, nichts! Angesichts der Möglichkeit, verbrannt, vergiftet, lebendig begraben, zerfleischt, zerschmettert, zerfetzt zu werden und angesichts der Notwendigkeit, so etwas dem Mitmenschen antun zu müssen, erleben wir nichts.

Das Nichts als Erlebnis ist dem sonstigen Menschendasein eine Unerreichbarkeit, so vertraut jeder damit zu sein glaubt und so oft er es an sich zu erfahren meint. Wenn Lust und Leid dich nicht anfechten, wenn kein fühlbares organisches Wohl- oder Mißbehagen dir zu schaffen macht, alles Stimmungselementare ausgeschaltet zu sein scheint, dann wähnst du dich in einem psychologischen Nichts. Es ist ein Irrtum. Du befindest dich in einem Zustande, der jene Größen in komplizierten Mischungsverhältnissen alle mitsamt umfaßt und sie in einen verschwommenen Kompensationspunkt zusammenrinnen läßt. Du erlebst im Gegenteil sehr viel, aber nur das gefühlsmäßig Eindeutige wird dir klar bewußt, hat für dich den Wert eines Erlebnisses.

Nach diesem vermeintlichen Nichts mache dir kein Bild vom Nichts der Kriegserfahrung. Das ist zu arm, vielmehr es hat selbst nichts, um seelische Qualitäten wie Lust und Leid hervorzubringen und sie sich auskompensieren zu lassen.

Gleichgültigkeit? Stoische Gelassenheit? Resignation? Todesverachtung?

Nein! Das ist es auch nicht, obwohl es sich dem Nichts anzunähern scheint.

Die dir erzählen, daß ihnen „schon alles gleichgültig" gewesen sei, taxieren ihren Zustand falsch. Es ist immer noch eine große Leistung der Seele, gegenüber Bestürmungen von außen her gleichgültig zu sein. Sie läßt

Digitized by Google

Dinge und Ereignisse an sich herankommen, aber sie bewahrt ihnen gegenüber die Energie, alle Einwirkungen in eben jene Tonart des Gleichmuts zu transponieren. Dieses psychische Können hört auf, sobald die feindlichen Rüstungsindustrien mit ihren Rekordanstrengungen zur Menschenzerfetzung einsetzen. Die Seele ist zu erschöpft, um selbst nur gleichgültig sein zu können. Und noch weniger ist sie der stoischen Gelassenheit fähig. Die setzt nicht nur ein gehöriges Quantum Gefühlsenergie voraus, sondern obendrein eine gründliche psychische Trainage, veranlaßt und wachgehalten durch einen Komplex philosophischer Überzeugungen. Ebenso Resignation und Todesverachtung.

Aber bange wird dir doch zumute gewesen sein?

Man sollte meinen, Siegfried fände in einer heutigen Schlacht Gelegenheit, das Fürchten zu lernen. Die Wirklichkeit des Krieges ist unglaubhaft paradox. Feige verlernen, sobald das Trommelfeuer beginnt und das Melee eines Nahkampfes sich entwickelt, die Angst. Es ist aber keine Energiezusammenraffung, keine Anheimgabe an fatalistische Ideen, die diese Verwandlung bewirkt, sondern einfach das seelische Nichts. Dieses Nichts läßt es nicht einmal zu der passiven Hinnahme der Ereignisse im Angstgefühl kommen.

Man liest in den Zeitungen sehr viel von Haß, Rachedurst, Wut. Klischee: „Die bis zum Wahnsinn gesteigerte Erbitterung unserer Feldgrauen." Wer hat in diesem Kriege als Kämpfer Zorn, Erbitterung, Haß usw. an sich erfahren? Die Worte klingen wie eine uns völlig entfremdete Romantik. Ja damals, als der Krieg noch so etwas wie eine persönliche Angelegenheit der Streiter, Mann gegen Mann, List gegen List, Muskelkraft gegen Muskelkraft war, da gab es einen Feind. Da war Rache, Wut und Haß verständlich. Aber in einem Kriege, der dem einzelnen nur irgendeine durch hundert Instanzen und Bedingungen bestimmte Funktion läßt, ungefähr so viel Selbständigkeit, wie die Schachfigur in der Hand des Spielers hat, da kommen derartige seelische Tendenzen gar nicht zum Durchbruch. In militärisch-politischer Beziehung haben wir Feinde. Das subjektiv-sachliche Moment der Feindseligkeit fehlt. Darum beschimpfen Soldaten von hüben und drüben einander nicht.

Wir sahen die Körper zweier Soldaten wie gepreßt aufeinander liegen. Der obere, am Kopfe schwer verwundet, war direkt in die zerschmetterte Hirnschale des unteren gefallen. Und als ob er sich in dieser Lage festhalten wollte, hatte er mit der letzten, weiß Gott aus welcher Kraftquelle hergeholten Anstrengung sein Gebiß in das Kinn des Gegners geschlagen. Dieser vielleicht fünf Sekunden vor Toresschluß erfolgte Angriff auf das erloschene Leben des anderen Unglücklichen, ist der nicht ein Zeugnis für

Digitized by Google

das stärkste Ausmaß vernichtungsbesessenen Hasses? Legt so etwas nicht schon mehr den Gedanken an eine Hinüberzerrung bestialischer Zersetzungswut zweier zur Feindschaft getriebener Menschen über ihr Diesseits, als Nachklang der Sage von den Kämpfern in den Katalaunischen Gefilden, nahe? Ach ja, vom Standpunkt der Alltagspsychologie wohl. Aber könnte man sie beide aus dem Massengrab heraus miteinander konfrontieren und den einen, zu Verstand erweckt, fragen, warum tatest du das, er würde nichts mit Haß und Vernichtungsbesessenheit entschuldigen. Vom Gefühl aus hatte er überhaupt keine Antriebe mehr, denn die Gefühlssphäre war sicher auch bei ihm in den vorbereitenden Stadien des Nahkampfes abgestorben. Zurück bleibt in solchem Falle ein Minimum von Besinnung: in der und der Uniform steckt der Feind — er oder ich. Er erkannte die feindliche Uniform, und da biß er sich in das zerfetzte Fleisch des anderen ein. Rein vom Instinkt, dem bis zu allerletzt wirkenden Notwehrantrieb belehrt, daß es so ja auch gehe, einen umzubringen.

Und das ist vielleicht das Entsetzlichste von allem, das Dämonische des Scheußlichen: man trifft auf Kampfbilder und Kampfszenerien, gräßlicher als alles, was Dante in seinem „Inferno" ersonnen, und im Grunde haben es seelenberaubte Menschen getan. Wären noch Haß, noch Rache, selbst noch Blutdurst am Werke wie beim Mordspiel von ehemals, zu dem die Raufbolde der ganzen Welt wie zu persönlichen Turnierangelegenheiten zusammenkamen, es böte sich immerhin noch eine traurige Möglichkeit zu einer menschlichen oder unmenschlichen Auslebungstragödie. Aber dieser farblose Krieg verdammt alle, die am eigentlichen Waffenaustrag teilnehmen, Taten, sonst aus hirnzerstörendem Affekt geboren und nur mit dieser Geistesverfassung durchzuführen, aus der seelischen Leere heraus zu vollbringen. Aus dem Nichts!

Ein Vakuum ist hier die Seele; jedem Inhalt von Gefühlsbedeutung entzieht sie sich wie die Früchte vor der Hand des Tantalus. Nicht im tiefsten traumlosen Schlaf ist das Manko jedes Erlebnisses, sozusagen die Abwesenheit der Seele von sich selber, so glatt durchgeführt wie im Chaos der heutigen kriegerischen Verstümmlungsorgien.

Ich begreife nun und nun erst das Rätselhafte: altes und junges Kriegervolk kommt nach Hause, und neugierige Blicke fordern auf: erzähle. Aber die wirklich den Krieg kennen gelernt, starren mit verglasten Augen darein und schweigen; schweigen oder antworten zögernd, mürrisch, ausweichend; es scheint sie geradezu die Überwindung eines physischen Schmerzes zu kosten, etwas über eine erlebte Kampfsituation zu berichten. — Verbrauchter Zorn, gestillte Rache fänden schon ihre Sprache, befriedigte Kampfeslust würde sogar sehr redselig werden. Todesverachtung, Apathie, Resignation! Wenn's

Digitized by Google

das oder etwas Ähnliches, von früheren Kriegen Bekanntes wäre, nun, auch dann würde die Wortkargheit hinterher nicht so zum Bedürfnis werden. Aber gefühlsverlassen, völlig leer im Innern morden oder den Mord abwehren und dann zu Hause, nachdem man gerade erst ein wenig reaktionsfähig, wieder ein bißchen Mensch geworden ist, sich in jenes Vakuum seelisch hinüberdisponieren, um von dem, was zuging, überhaupt reden zu können, das ist eine Qual. Ein volles Herz, davon der Mund übergeht, kann man von einer alles Gefühlsinhaltes beraubten Seele schlechterdings nicht verlangen. — Arme Teufel, die ihr vom „Kriegserlebnis" die Entfaltung literarischer oder künstlerischer Produktivitäten erwartet habt! Ihr gingt auch auf Sensationen aus; nun seht zu, was euer entpreßtes Ich hergibt.

Der Körper, gewissermaßen von der Seele befreit, vermag sich allerdings sehr lebendig zu gebärden. Er kann zittern, keuchen, ächzen, jammern, wimmern, fluchen, toben und wie vom Veitstanz besessen um sich schlagen. Und das sieht nun aus wie die Bekundung des überschüssigsten Lebensdranges. Aber hinterher weiß niemand, was er mit seinem Körper in den Gefahrmomenten eigentlich tat. Alle seine Äußerungen geschahen ohne jede bewußte Begleitung eines Affektes. Völlig bedeutungslos. Automatisiert wie die Zuckungen eines Frosches nach der Zerstörung des Großhirns, wenn man seine Glieder mit einer Säure reizt. Die moderne Schlacht wirkt sozusagen wie ein umgekehrtes Curare. Dieses Pflanzengift der Indianer hat die Eigenschaft, das motorische Nervensystem zu lähmen, ohne die Gefühlstätigkeit aufzuheben. Der heutige Kampf zerstört zwar das rein körperliche Gefühl auch nicht, aber das ganze eigentliche Gefühlsleben tötet er ab, ohne die Bewegungsfähigkeit des Leibes irgendwie einzuschränken.

Doch ja; ich bin im Nervenlazarett, und die Ärzte diagnostizieren: Stacheldrahtpsychose. Dutzende von Patienten neben mir sind krank an der Stacheldrahtpsychose; wie viel Hunderttausende in den Lazaretten aller kriegführenden Staaten die Stacheldrahtpsychose weg haben, möchte ich gerne wissen. Ein hübscher neuer Terminus für die Psychiater, dieses Wort Stacheldrahtpsychose. Aber der Intellekt braucht dabei auf die Dauer nicht zu verkümmern, und die ihn sich erhalten haben, fragen jetzt erstaunt, wie sich ganze Völker vor drei Jahren so begeistert auf die freilich noch unbekannte Kriegssensation stürzen konnten.

Damals geschah etwas — und diese Erwägung gestatte man zu guter Letzt einem Stacheldrahtpsychotiker —, was das Gefühl des Einzelnen und der Gesamtheit immer viel heftiger bestürmt, viel freudiger erschüttert als ein bestimmt vorgestelltes Ziel. Die zu den Fahnen eilten, waren vorläufig von den Zwangstätigkeiten des bisherigen Alltagslebens losgekommen und hatten eine unbekannte, aber jedenfalls ganz andersartige Zukunft vor sich.

Digitized by Google

Das Dumpfe, Enge, Schablonenhafte, Reglementarische unserer Berufe, wie viele waren dessen überdrüssig! Nun kamen sie davon frei, die in den Krieg zogen; Millionen, die zu Hause blieben, lebten ihnen ihr Dasein nach, Freiheitsrausch durchglühte alle. Vom Druck so vieler bisheriger Abhängigkeiten befreit, glaubten sie ihr individuelles Selbst jetzt erst gefunden zu haben. Und die Zukunft? Daß sie möglicherweise den alten Zwang in neuen, schärferen Formen erstehen lassen würde, darum sorgte man sich nicht. So etwas geschieht in dem Falle zuerst nie. Geheimnisvoll lag die Zukunft vor allen. „Man weiß nicht, was noch werden mag." Und das ist die richtige Verfassung, sich kopfüber in abenteuerliche Sensationen zu stürzen. Sensation um jeden Preis, um ihrer selbst willen Sensation, und ginge darüber das Weltall aus dem Gefüge.

Die Sensation ist ausgeblieben. Es ist auch nicht anzunehmen, daß nach uns ein Geschlecht noch einmal vom Kriege Sensationen erhofft. Der Krieg wird nicht mehr für sich Stimmung machen können. Und das ist vielleicht ein wirksameres Vorbeugungsmittel gegen seine Entstehung und seuchenartige Ausbreitung als eine ganze Reihe pazifistischer Methoden.

# Die Bettler in den Tuilerien

Von Max Hochdorf

Der französische Geschichtsforscher Henri Welschinger, der bei seinen Titeln als höchsten anführt, daß er Mitglied des „Institut de France" ist, legt besonderen Wert darauf, sich im gegenwärtigen Weltkriege um jeden Preis zu blamieren. Zur Erfüllung dieses Herzenswunsches hat er ein Büchlein geschrieben, das betitelt ist „La mendicité allemande aux Tuileries". (Berger-Levrault, Paris.) Es handelt sich also um Bettler, die an der Pforte des ehemaligen Kaiserpalastes gestanden und gepocht hatten, als Napoleon III. noch nicht in die Beschaulichkeit des Privatmannes zurückgetreten war. Während dieser Zeit, die von 1852 bis 1870 reicht, herrschte nämlich, wie es ja nicht ganz unbekannt ist, in den Tuilerien ein sehr bewegtes Hofleben, und es ist keineswegs unnatürlich, daß allerhand armselige Schlucker persönlich oder mit Bettelbriefen nach Paris gekommen sind, um von der kaiserlichen Huld ein Amt, einige Gold- oder Silberstücke oder auch nur ein Ordensband herauszupressen. Herr Welschinger ist nun der Ansicht, daß zu der Menge dieser Bittsteller die Deutschen eine ungeheure Mehr-

Digitized by Google

zahl geliefert hätten. Es wäre unglaublich, wie viele Deutsche vor den Tuilerien gewimmert hätten, und es hielte auch nicht schwer, sich aus den fleißig hervorgeholten Akten solcher deutschen Bettelei einen Vers vom deutschen Volkscharakter zu machen. Solcher Satz klingt sehr einfach und verführerisch und immerhin etwas beschämend für Deutsche, die sehr stolz sind. Sie können sich aber trösten; denn selbst ein sehr vorsichtig sprechender Diplomat würde sagen, daß Herrn Welschingers Beweis von der deutschen Bettelei etwas knabenhaft und windig geraten ist. Was jetzt erläutert werden soll.

Als Napoleon noch mächtig und mit einer Millionenapanage ausgestattet war, wollten allerhand unternehmungslustige Leute mit ihm Geschäfte machen. Sie schickten also, wie man heute im Warenhausstil sagen würde, ihre Offerten ein. Ein Bankier, ein Schullehrer, ein Seifensieder oder Schuster pflegen solche Wische zu beachten oder noch häufiger zum Ofenheizen und verwandten Zwecken zu gebrauchen. Am Hofe der Tuilerien hat man aber aus solchen Briefen Akten gemacht, die in ein sogenanntes Archiv wanderten und einem Staatshämorrhoidarius Gelegenheit gaben, sein Klebe- und Klassifizierungstalent zu entwickeln und dafür eine Lebensrente und am Ende seiner bedeutsamen Laufbahn einen Orden zu beziehen. Daß unter den Offertenmachern in den Tuilerien auch Deutsche gewesen sind, ist kaum seltsam. Erstaunlich würde nur gewesen sein, wenn deutsche Geschäftsleute sich zurückgehalten hätten. Denn die Tugend eines Händlers soll ja auch nach den Rezepten französischer Rechenmeister die Beweglichkeit sein, wofür übrigens die vielen Millionen ein Beweis sind, die französische Firmen bis zum Krieg für ihre Reklame in Deutschland ausgegeben haben. Unter den Offertenmachern bei den Tuilerien war im Jahre 1863 auch die Firma Friedrich Krupp in Essen, und es ist höchst ergötzlich nachzulesen, wie Herr Welschinger es mehr oder weniger bedauert, daß man in Paris nicht etwas genauer in den deutschen Katalog hineingesehen hat.

Nun ist es aber eine sehr komische Tatsache, für deren Erleuchtung alle Anhänger eines gesunden Humors dem französischen Archivhamster äußerst dankbar sein werden, daß sich unglaublich viele Hansnarren gerade nach Paris gewendet haben. Um Fürstenhöfe und Millionärspaläste oder um die Koryphäen der Börse, des Theaters oder des Tingeltangels geht stets eine am Geist und Geld ärmere Masse spazieren, die sich gern von den höheren Abfällen ernähren oder wenigstens erquicken möchte. Sollte man in Potsdam alle Bettelgesuche aus französischer Feder auch aufbewahrt haben, so könnte man der Schrift von der deutschen Bettelei wohl leicht eine von der französischen Bettelei entgegenstellen und mit Herrn Voltaire beginnen, womit gewiß gar nichts gegen die Unsterblich-

Digitized by Google

keit des Herrn Voltaire gesagt sein soll. In Potsdam haben sicher nicht nur Franzosen „gebettelt", wie in Paris nicht nur Deutsche „gebettelt" haben. Und es ist eine grobe Ungerechtigkeit des Geschichtsforschers, anderen Nationen einen so mangelhaften Geschäftsinn zuzusprechen. Wirklich, die Bettler in Paris sind sehr lustig. Da ist z. B. ein Baron von Schauenburg, der von Napoleon Unterstützung erbittet, um sich Möbel kaufen zu können; denn er sei nur ein möblierter Herr und seine Wirtin eine Xanthippe! Napoleon litt an Schnupfen, Gicht, Verstopfung und ähnlichen Beschwerden, die, der Vorsehung sei es geklagt, auch den Gekrönten dieser Erde nicht erspart bleiben. Aus Deutschland schickte man ihm unfehlbare Rezepte. Etwa dieses: Eure Majestät möge Ihren höchsteigenen Körpersaft einem Schwein einspritzen, das Tier schlachten, in den Rauchfang hängen, dort zwei Monate baumeln und hierauf unter einem Misthaufen begraben lassen. Dann wird das Leiden Eurer Majestät sicher verschwinden. Oder es empfahl einer für die Gesundheit Seiner Majestät Fichtennadelbäder, ein Zweiter Schwefelblumenbäder, ein Dritter Pülverchen aus verkohlten Pferdezähnen, ein Vierter Petroleumabreibungen, ein Fünfter eine Grogkur. Ein Sechster will ein Heilmittel verraten, wenn ihm Seine Majestät nur eines seiner dreckigen Hemden einsenden wollte. Ein Siebenter kann das gleiche, wenn ihm Seine Majestät nur eine Probe Seiner kaiserlichen Haare und Nägel, alles in eine Wurstpelle eingenäht, anvertrauen wolle. Herr Josef Friedrich will nicht nur das Zipperlein des Kaisers, sondern auch dessen Seele versorgen und höchstdieselbige mit dem Erzengel Raphael in persönlichen Verkehr bringen. Herr Vogel aus Kleinrückerswalde, der noch das Rasiermesser des ersten Napoleon abgezogen hat, und Herr Apotheker Friedrich Julling aus Münster, der just in der Stunde, wo der erste Napoleon gestorben ist, von einem Lindenbaum gepurzelt ist, sie empfehlen sich alle dem kaiserlichen Wohlwollen. „Alle diese Leute waren Deutsche!" ruft Herr Welschinger. „Pfui, pfui!" entrüstet er sich außerdem, „welch Bettlerpack!" Ach Gott, all diese Deutschen sind gewiß nicht sympathisch. Sie gehören sicher zu den Leuten, die keine Knochen im Rückgrat und keine Grütze im Gehirnkasten haben, um sich zu überlegen, daß sie Schubiaks sind. Aber sie gehören eben zu jenen tausend armen Teufeln, Halbnarren, Hochstaplern usw., die ebenso an der Seine wie an der Saale daheim sind, und für die man Tollhäuser und Zuchthäuser ebenso in Potsdam und Posemuckel wie in Paris hat bauen müssen. Oder gibt es in Paris nur Heilige oder Weise?

Es begegnet Herrn Welschinger, daß er auch vor höheren Dingen von einer (hoffentlich heilbaren) Kriegsblindheit verwirrt ist. Wenn Heinrich von Sybel einen unbekannten Bonapartebrief findet und sich für den

Digitized by Google

Arbeitstisch im Pariser Archiv höflich bedankt, so soll das Bettelei sein! Wenn Hans von Bülow zu Ehren des dritten Napoleon, der ja gelehrte Studien über den Unterjocher Galliens geschrieben hat, eine Cäsarenouvertüre komponiert, so soll das auch deutsche und plumpe Bettelei sein! Gewiß, einige deutsche Schulmeister wollten sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, dem philologischen Kaiser ihre Opera in Ehrfurcht zu Füßen zu legen und aus solcher Portoausgabe und Kniebeuge die Hoffnung auf einen Trost des Knopflochs herzuleiten; gewiß, einer hat sogar zu diesem Zwecke die lateinische Sprache und Metrik mißhandelt. Aber ist ein mäßiger Lateiner wirklich ein nicht umzubringender Zeuge dafür, daß alle Gelehrten Deutschlands nur Bettelpack seien? Auch der selige Mommsen soll auf seinem Sitz in den himmlischen Kaiserstühlen gestört werden, um das zu beweisen. Mommsen hat nämlich am Tisch des dritten Napoleon gegessen und sogar einige tausend Franken für die Mitarbeiter seines Riesenwerkes aus der kaiserlichen Schatulle empfangen. Viele kluge Leute waren selbst in Frankreich der Ansicht, daß hierdurch der französische Kaiser ebensoviel Ehre erwarb wie der deutsche Gelehrte. Nun hat Mommsen aber, als 1870 Krieg war, die französische Literatur schmutzig und das französische Weltleben ein Halbweltleben genannt. Ihn bedünkte, das französische Volk verfalle leicht von der Ulkstimmung in die Verzweiflung. Kurz, Mommsen hat 1870 gezeigt, daß er sich auf die Kritik des Cicero besser verstand als auf die Beurteilung Zolas, und ein vorsichtiger Deutscher darf diese Entgleisung nicht zum Lobe Mommsens auslegen. Mommsen wurde dann im Jahre 1872, gestützt durch die philosophische Fürsprache von Ernest Renan, den die Weisheit des Ostens das Lächeln gelehrt hatte, wiederum in all seine französischen Akademikerehren eingesetzt. Händeringend, zeternd, beschwörend schreit Herr Welschinger: „Nach diesem Weltkrieg darf so etwas nie mehr vorkommen!“ Sagen wir Herrn Welschinger, daß es viele Deutsche gibt, die für ihn eine schwere Enttäuschung fürchten. Diese Deutschen halten selbst die Mitglieder des französischen Instituts für einsichtiger als Herrn Welschinger. Diese Deutschen meinen, daß einmal Frieden sein wird, und daß sich dann auch in Frankreich viele kluge Männer der Mühe unterziehen werden, das Urteil über Herrn Welschinger und seine Bettlertheorie ebenso ruhig nachzuprüfen, wie man das in Deutschland getan hat. Ja, es ist doch gar nicht so unmöglich, daß sich Herr Welschinger selbst an dieser verdienstlichen Arbeit beteiligen wird. Denn es hat noch niemandem geschadet, daß er alte Irrtümer zum Nutzen neuer Erkenntnisse abtat.

Digitized by Google

# Die Seele des Kindes und die Novellistik

Von Carl Jentsch (Neisse)

Im alten Griechenland leitete der Staat für seine Zwecke die gymnastische und musische Erziehung der Knaben und der Jünglinge. Um ihre Seelen kümmerte er sich nicht; die hat erst Sokrates entdeckt und ihre Bildung sich zur Lebensaufgabe gemacht. Darin folgte ihm sein Jünger Plato. Fortgesetzt aber wurde das Werk dieser beiden Großen weder von den Sophisten, die um Geld geldbringende Künste lehrten, noch von den Rhetoren, die in hohler Schönrednerei unterrichteten, sondern erst einige hundert Jahre später von den christlichen Kirchenvätern wieder aufgenommen. Einer von ihnen, Johannes Chrysostomus, rühmt den Erzieher, der als Bildner lebendiger Kunstwerke hoch über den geschicktesten Bildhauer zu stellen sei. Doch auch diese Seelenbildner fragten noch nicht danach, was im Innern des Gegenstandes ihrer Bildnerei vorgehe, was das junge Menschenkind, dem ihre eifrige Tätigkeit gewidmet war, dabei empfinde, ob es sich rein passiv verhalte oder ob und wie es selbst mittätig sei. In das Gemüt des Kindes hat nur der eine Augustinus hineingeschaut. Im Rückblick auf seine eigene Kindheit erzählt er, wie inbrünstig er gebetet habe, Gott möge ihn vor den in der Schule immer drohenden Prügeln beschützen, und wie er darob von den Erwachsenen, auch von den eigenen Eltern, ausgelacht worden sei, die in den Prügeln kein Übel sahen, während diese doch, sagt er, damals mein großes und schweres Leiden waren. Er habe sie erlitten, weil er lieber spielte als lernte; denn, meint er, der Erwachsene straft zwar die Tändeleien des Kindes, sein eigenes nichtiges Treiben aber nennt er ernste und wichtige Geschäfte, und niemand hat Mitleid weder mit diesem Toren, noch mit dem Kinde, noch mit beiden.

Auch dieser Blick in die Kinderseele blieb ein Samenkorn, das erst nach vielen Jahrhunderten aufgehen sollte. Im früheren Mittelalter, unter den Karolingern und den Ottonen, erfreute sich der deutsche Adel einiger Klosterschulen, deren Lehrer die Zöglinge mit Verständnis und mit Liebe behandelten. Im allgemeinen aber war in den Klosterschulen wie in den späteren städtischen Bürgerschulen die Erziehung eine ziemlich rohe Dressur und die Schulklasse nicht selten eine Folterkammer. Anselm, der große Erzbischof von Canterbury († 1109), hat einmal, als er noch die Schule eines Klosters in der Normandie leitete, einem Amtsbruder, den er als Prügelpädagogen kennen lernte, gründlich die Wahrheit gesagt, und im 15. Jahrhundert erregten Männer Aufsehen, welche die allgemein herrschende Prügel-

Digitized by Google

pädagogik verurteilten. Nur einer von ihnen sei genannt, der 1446 gestorbene Victorin von Feltre, der sein öffentliches Lehramt in Padua aufgab, um die Prinzen des Hauses Gonzaga in Mantua zu erziehen.

Erst Rousseau hat den mächtigen Anstoß gegeben, der eine Pädagogik hervorrief, die auf liebevolles Eingehen in das Seelenleben des Kindes gegründet ist. Nicht etwa, daß sein „Emil" als Anleitung zu einer vernünftigen Jugenderziehung zu empfehlen wäre. Eine solche hat er selbst gar nicht beabsichtigt; er wollte mit dem Buche nur seine Lieblingsthese illustrieren, daß der Mensch von Natur gut sei, durch die Gesellschaft und ihre Zivilisation aber verdorben werde. Nur darin besteht sein Verdienst, daß er zeigt, man müsse den Zögling als Selbstzweck behandeln, nicht als Mittel für Staat und Kirche, für das Familienvermögen und die Familienehre. Der tiefe Eindruck, den der „Emil", zwar nicht in Frankreich, aber in Deutschland, auf edle Gemüter macht, bringt jene Bewegung in Fluß, die Basedow und Pestalozzi einleiten und die dem ausgehenden 18. Jahrhundert den Namen des pädagogischen Jahrhunderts einträgt Dichter schließen sich ihr an. Jean Paul steuert in „Levana" eine Erziehungslehre bei. Goethe läßt seinen großen Entwicklungsroman zwar erst im reifen Jünglingsalter Wilhelm Meisters beginnen, erfindet aber für dessen Söhnchen Felix die pädagogische Provinz, und in „Dichtung und Wahrheit" erzählt er die Geschichte seiner eigenen Kindheit und ihrer Seelenzustände. Ihm folgt Dickens mit dem autobiographischen „Copperfield" und der ergreifenden Geschichte des Armenhauskindes Oliver Twist. Auch in seinen übrigen Romanen läßt er uns manchen Blick in Kinderseelen tun. In „Nicholas Nickleby" ist es ihm weniger um das Innenleben der Opfer zu tun als um Denunzieren von Mördergruben, die sich als Erziehungsanstalten maskieren; seine Enthüllung hat den Verbrechern das Handwerk gelegt. Uns Deutschen haben die letzten Jahrzehnte eine Flut von Kinderromanen und Kindernovellen gebracht; ich erinnere nur an das „Gemeindekind" der Ebner-Eschenbach. Ellen Key hat das beginnende zwanzigste das Jahrhundert des Kindes getauft und dadurch den Zorn der Schneidigen erregt über die sentimentale Verpimpelung der zu U-Boot- und Trommelfeuerhelden bestimmten deutschen Knaben. Wir andern, die wir dem Humanitätsideal unserer Klassiker treu bleiben, weisen zwar auch manche Übertreibung der heißblütigen Schwedin zurück, freuen uns aber des Strebens, die Jugend von Plagen und Leiden zu erlösen, zumal da nur eine vernünftige Jugenderziehung die seelische Gesundheit der Männer und Frauen verbürgen kann, und eine gute Schule das wirksamste Mittel gegen die Überfüllung der Zuchthäuser ist. Preyer war unter den Psychologen und Physiologen der erste, der die Seele des Kindes zum Spezialstudium erwählte, und gegenwärtig führt William Stern den

Digitized by Google

Reigen derer, die sie dem Experiment unterwerfen. Da jedoch die Experimentalpsychologie auf Äußerlichkeiten beschränkt bleibt, kann, von der Fachpädagogik abgesehen, die Mitwirkung des seelenkundigen Dichters nicht entbehrt werden; nur er vermag uns das Seelenleben auch des Kindes in seiner tiefsten Tiefe zu erschließen. Darum begrüße ich jeden Roman, jede Novelle und Skizze dieser Gattung als einen verdienstlichen Beitrag zu einer höchst wertvollen und wohltätigen Wissenschaft. Da ich eine Reihe von Jahren in enger Verbindung mit der Leipziger Firma Fr. Wilhelm Grunow gelebt habe, ist mir besonders deren Editionstätigkeit auf diesem Gebiete in lebhafter Erinnerung geblieben. Reiche Belehrung und intensiven Genuß habe ich geschöpft aus der „Braunen Marenz" der Charlotte Niese und ihren Schilderungen „Aus dänischer Zeit" (ganz originell: die Welt durch Kinderaugen gesehen), dem „Borreturm" von K. G. Bröndsted, dem „Krauskopf" von Hermann Wette und den „Zwei Seelen" von Wilhelm Speck. Der zuletzt genannte Roman erzählt die Geschichte eines Zuchthäuslers, der Verfasser ist Zuchthauspfarrer. Man kann ihm eine neue Erscheinung desselben Verlags an die Seite stellen: „Erhart Rutenberg" von Gustav Rohne, an Weihnachten 1916 in vierter Auflage erschienen. Der Held ist zwölfjährig seinen verkommenen Eltern entlaufen, weil er den schmachvollen Zustand seines „Heims" nicht länger zu ertragen vermochte, ist nahe daran, von einem verständnislosen Prügelpädagogen in die Vagabondage getrieben zu werden, wird in ein Rettungshaus gerettet, das seinen Namen verdient, und kämpft sich, aus diesem entlassen, glücklich durch. Bei der Lektüre seiner großstädtischen Jugenderlebnisse sagt man sich, daß es eigentlich ein Wunder ist, wenn nicht alle die jungen Leute zugrunde gehen, die im Großstadtstrudel ohne Leitung schwimmen oder unter einer elterlichen Leitung, die schlimmer ist als keine. Eine sehr nützliche Lektüre!

## Ostasiatische Verwicklungen

Onkel Sam gleicht in seinen Beziehungen zu China augenblicklich dem betrübten Lohgerber, der seine Felle davonschwimmen sieht. Seine ostasiatischen Angelegenheiten schienen einigermaßen geordnet zu sein, als Präsident Wilson nach langem Zögern den Kriegszustand mit Deutschland für eröffnet erklärte. Am liebsten hätte dieser sich ja gewiß damit noch mehr Zeit genommen, um die amerikanischen Interessen in China vor unliebsamen Überraschungen besser zu sichern. Aber von London und Petersburg wurde zur Eile gemahnt. Miljukow und andere Mitverschworene der Zehnverbändler in der vorläufigen Regierung in Petersburg baten flehentlich um die moralische Unterstützung durch einen beschleunigten Eintritt Amerikas in den Krieg, um sich dem zum Frieden drängenden Arbeiter- und Soldatenrat gegenüber behaupten zu können. Ihnen zuliebe

Digitized by Google

kam dann Präsident Wilson mit seiner bekannten Kriegszustandserklärung, die den schönen Hinweis auf die „wunderbaren und ermutigenden Ereignisse in Rußland" enthielt, heraus, bevor er wegen der Zukunft amerikanischer Interessen im fernen Osten mit Japan völlig ins reine gekommen sein konnte. Immerhin hörte man bald etwas von der Bildung eines amerikanisch-japanischen Syndikats zur wirtschaftlichen Ausbeutung Chinas. Damit war allerdings in erster Linie ein alter japanischer Wunsch in Erfüllung gegangen. Seit der Einnahme Tsingtaus hatten sich Vertreter der japanischen Diplomatie, Industrie und Finanz eifrig bemüht, die Amerikaner davon zu überzeugen, daß für sie der kürzeste Weg zu geschäftlichen Erfolgen in China immer noch der über Tokio sei. Ohne japanische Vermittlung und Beteiligung sollte kein größeres amerikanisches Unternehmen im Reiche der Mitte mehr zustandekommen. Japan wollte der Anlage amerikanischen Kapitals in China zwar keine Hindernisse mehr bereiten, aber japanische Kaufleute und Ingenieure sollten bei der Ausführung der daraus entstehenden Unternehmungen eine möglichst ausschlaggebende, jedenfalls stark mitbestimmende Rolle spielen. Inwieweit diese weitgehenden Wünsche in Erfüllung gegangen sind, weiß man nicht, jedenfalls aber ist seit dem Bruch Amerikas mit Deutschland irgendwelche Verständigung über eine gemeinsame wirtschaftliche Betätigung in China zwischen Japan und Amerika erzielt worden.

Präsident Wilson war bei seinem Amtsantritt ein geschworener Feind jeglicher „Dollardiplomatie", d. h. jedes Mißbrauchs der Geldbedürftigkeit eines kapitalschwachen Staates zur Erlangung politischen Einflusses. Diese Haltung mußte ohne weiteres das Ausscheiden der amerikanischen Bankengruppe aus dem Sechsmächtesyndikat in China mit sich bringen; denn gerade in China lassen sich Anleihegeschäfte und politische Interessen nicht gut voneinander trennen. Als nun im Herbst 1916 sich die Gerüchte verdichteten, daß Deutschland über kurz oder lang doch zum unbeschränkten U-Bootkrieg übergehen werde, gab Wilson seinen Standpunkt plötzlich auf. Noch Anfang August wurde aus Neuyork gemeldet, daß die Bemühungen der chinesischen Regierung, eine Anleihe in den Vereinigten Staaten zu erhalten, gescheitert seien, da sich die Washingtoner Regierung den angegangenen nordamerikanischen Finanzleuten gegenüber geweigert habe, Sicherheiten in Gestalt von Verpfändungen chinesischer Steuern zu erwirken. Ende Oktober 1916 erfuhr man jedoch, daß die chinesische Regierung unter Mitwirkung der Washingtoner Regierung von nordamerikanischen Großkapitalisten ein Darlehen von 100 Millionen mexikanischer Dollar für Eisenbahnbauten erhalten habe.

Als Präsident Wilson die diplomatischen Beziehungen zwischen Amerika und Deutschland hatte abbrechen lassen und nun alle Neutralen aufforderte, seinem Beispiel zu folgen, dachte er dabei nicht in letzter Linie an China. England hatte sich schon seit 1915 vergeblich bemüht, China zum Anschluß an den deutschfeindlichen Verband zu nötigen; Japan vereitelte diese Versuche immer wieder, und schließlich mußte sich die Londoner Regierung zu der Erklärung bequemen, daß sie nicht mehr ohne vorherige Verständigung mit Japan China irgendwelche politische Ratschläge erteilen werde. Als nun nach dem Bruche Amerikas mit Deutsch-

Digitized by Google

land der amerikanische Dollar für einen Anschluß Chinas an den Verband mit in die Wagschale fiel, konnte Japan nicht mehr verhindern, daß die chinesische Regierung dem Bruche mit Deutschland zusteuerte. Es mochte dem auch zunächst gar nicht widerstreben wollen, da es ein starkes Interesse daran hatte, daß Amerika sich recht gründlich in den europäischen Krieg verstricke. Der Aufnahme Chinas in den Zehnverband hatte es sich bisher deshalb widersetzt, weil England auf diese Weise die Republik der Mitte in die Lage gebracht sehen wollte, japanischen Machtbestrebungen besser widerstehen zu können, und sich bei diesem Widerstand durch England leichter unterstützen zu lassen.

Wenn man nun in Washington angenommen hat, den eigenen politischen Umtrieben in China werde nach der Erklärung des Kriegszustandes mit Deutschland von Japan aus keine Schwierigkeiten mehr bereitet, so hat man sich dennoch getäuscht. Amtlich geschieht von Tokio her gewiß nichts, um den Amerikanern in China ein Wässerchen zu trüben, aber in Japan sind doch die Unruhen ausgebrütet worden, die jetzt wieder das Reich der Mitte erschüttern. Die Kommandanten der Truppen der Südprovinzen befinden sich im Aufstande gegen die Nordprovinzen und verlangen, daß China neutral bleibe, nachdem es England und Amerika gelungen war, durch Bestechungen mit Hilfe einiger Heerführer eine Mehrheit des Ministeriums für die Kriegserklärung zu gewinnen und, da der Präsident Lihunglung sich dagegen noch sträubt, eine Art Diktatur aufzurichten. Inzwischen hat Amerika Japan vorgeschlagen, gemeinsam mit ihm in China Ordnung zu schaffen, sich aber einen Korb geholt. Man hat im Sonnenaufgangsland offenbar seine reinste Freude daran, daß sich die Verhältnisse in China immer verworrener gestalten, so daß die Früchte der amerikanischen Dollardiplomatie nicht reifen können und die jeweiligen Pekinger Machthaber sich genötigt sehen, die Kriegserklärung an Deutschland auf die griechischen Kalenden zu vertagen. Japan stellt sich China gegenüber auf den Standpunkt, daß es bei den künftigen Friedensverhandlungen gar nicht vertreten zu sein brauche, da sich Japan seiner Interessen schon warm genug annehmen werde. Amerika gegenüber wird die japanische Diplomatie ihre Hände in Unschuld waschen. Sie hat den bösen Aufstand nicht angestiftet, und wenn die aufständischen Truppen auch nur von Japan her mit Kriegsmaterial und Geld ausgerüstet worden sind, so kann dagegen doch die amerikanische Regierung nichts einwenden, die immer mit so großer Entrüstung den ihr von deutscher Seite gemachten Vorwurf zurückgewiesen hat, sie habe durch Duldung unbeschränkter Unterstützung der Gegner Deutschlands mit Munition, Geld und Lebensmitteln ihre Neutralität verletzt.

Otto Corbach

## Bundesrat Hoffmann

Die Entente hat die Schweiz ihres fähigsten und stärksten Kopfes beraubt. Sie wird darüber jubeln; denn es liegt auf den Wegen zu ihrem Ziel, Unsicherheit und Unfähigkeit, Trubel und Zersetzung in die Länder zu werfen, die ihr Blut nicht in den Dienst Englands bringen wollen. Niemand in der Schweiz bewahrte dies Land aber so sicher davor wie der Bundesrat Hoffmann, der nun gestürzt ist.

Digitized by Google

Die Tatsachen sind bekannt.

Und die beiden Persönlichkeiten? — Die eine: Robert Grimm! Sozialistischer Führer, ein Fanatiker des Internationalismus, dessen stärksten Gegner er im deutschen „Militarismus" empfand und in der „Berner Tagwacht" so heftig und andauernd vermöbelte, daß Böswillige und Erboste ihn im Solde der Entente wissen wollten.

Grimm überzeugt sich auf seiner eingehenden Reise durch Rußland, daß dies Land zum Frieden reif ist. Er nennt es „Liquidation". Er will am Frieden mithelfen und erbittet vom schweizerischen Bundesrat Unterlagen über die Absichten Deutschlands Rußland gegenüber.

Die zweite Persönlichkeit, der Bundesrat Hoffmann, gibt ihm diese Unterlagen in einem Telegramm, das in Geheimschrift an die Schweizer Gesandtschaft ging. Spione, die, wie die Umstände und die Tatsache, daß der Herr Branting in Stockholm zur Veröffentlichung benutzt wurde, zeigen, in der Schweiz selber zu suchen sind, haben dies Telegramm entziffert, und die Entente, d. h. England, hat in der „Times" sofort drohend die Faust gegen die Schweiz gehoben, und Bundesrat Hoffmann ging.

Man kennt die Schweizer Verhältnisse und Persönlichkeiten. Man könnte über diese „Times" lachen, wenn man in solchen Mitteilungen nicht den giftigen Atem der Regierungen spürte, denen keine Technik gewöhnlich und dumm genug ist, um das Unglück des Krieges weiter über die Völker rasen zu lassen, weil sie nicht auf Geschichte verzichten können.

Bundesrat Hoffmann habe einen unneutralen Schritt zugunsten Deutschlands unternommen, steht in der „Times". Man kann der „Times" aber sagen, daß England nicht das einzige Land auf Erden ist, daß es auch noch andere Länder gibt und daß diese Länder ebenfalls bestimmte Wünsche zu haben sich erlauben. Darunter gehört die Schweiz. Der Bundesrat braucht keineswegs als Deutschenfreund sein Telegramm an Grimm gesandt zu haben. Die Freundschaft zu seinem eigenen Land ist als Motiv stark genug gewesen.

Denn dieses Land ist seit Kriegsbeginn zwischen den Klauen allseitiger Kriegsgefahren. Es ist auf alle Kriegführenden angewiesen. Es mußte sich wiederholt aufs schwerste demütigen lassen, um das Allernotwendigste zu bekommen. Es wurde verhetzt und verleumdet, mit Geld korrumpierend beworfen und zugleich mit Aushungern bedroht. Es wurde innerlich drunter und drüber gehetzt. Jetzt ist Amerika auch noch im Krieg, und das Schwerste steht ihm für seine Ernährung noch erst bevor. Es hat außerdem das Beispiel des überlisteten und vergewaltigten Griechenlands aufs lebhafteste vor den Augen. Das sind Gründe genug und ist Recht genug, daß es den allgemeinen Frieden will.

Der repräsentativste Kopf dieses Landes hat nun eine Gelegenheit benutzt, um die Wünsche seines Landes erfüllen zu helfen.

Hoffmann zeigt sich überzeugt, daß Deutschland es ernst mit seinen Friedensangeboten meint, daß es die militärischen Erfolge, die sich in der Besetzung von soviel feindlichem Lande zeigen, zu nichts anderm benutzen will als zur Aufrechterhaltung des eigenen Bestandes und dessen seiner Verbündeten. Daß es also mit einem Frieden einverstanden wäre, wie ihn die Russen selber vorzeichneten.

Nun glauben die Russen nicht an die Anständigkeit Deutschlands. Hunderte von Ententereisenden, Tausende

Digitized by Google

von Bestechungen, Hunderttausende von Verleumdungen, eigene Unwissenheit und fremde Absichten waren unablässig am Werk, den Glauben an die deutsche Ehrlichkeit zu ersticken.

Das Werk Hoffmanns aber drohte diese dunkeln Umtriebe mit einem Schlag durch die Autorität seines Namens zu verscheuchen.

Deshalb kommt nun die Entente angesetzt und redet empörte und bedrohliche Töne in Bern. Denn diese Entente vermag nirgends mehr ihre Gier, ihre Alleshaberei, ihre Brutalität, ihr Mordiobrüllen zu verbergen. Sie liegt in den Fiebern letzter Anstrengungen und wirft noch einmal Tod und Mord auf Rouge et noir, um Deutschland seine Kolonien, seine junge Wirtschaftskraft und Elsaß-Lothringen zu entreißen. Mordio jedem, der ihr in diesem Hinterhalt ins Wegelagerertum fällt.

Ein neutraler Politiker hat zum erstenmal etwas getan, was die Welt von neutralen Politikern seit beinahe drei Jahren erwartet. Er hat eine positive Gelegenheit benutzt, um praktisch einen Weg zum Frieden mitbahnen zu helfen. Ein Frieden der Mittelmächte mit Rußland bedeutet aber wohl mit einiger Aussicht auch einen allgemeinen Frieden. Ein allgemeiner Frieden wird, wie die Dinge heute liegen, keine Nation ins Recht oder Unrecht setzen, sondern wird die Menschheit befreien. England scheint aber die Knechtschaft seiner Gegner und den Ruin seiner Bundesgenossen zu wollen.

Deshalb muß Hoffmann nun seinem Lande seine Kraft entziehen, die dies Land durch die gefährlichsten Zeiten gesteuert hat. Hoffmann hat gleich seine Entlassung erbeten. Wenn ich Schweizer wäre, so würde ich zu einem Plebiszit aufrufen. In einem solchen Falle läßt das Selbstbewußtsein eines Gemeinwesens keine chassierenden Worte zu.

Aber ich weiß, drüben über Savoyen sitzen sie und haben die Hand auf den Schiffen und den Zügen und lachen eklig über die Grenze herüber, wie Landsknechte, die der halb ausgehungerten und umzingelten Burg ihre Brote höhnend hinhalten.

Norbert Jacques

## Zuversicht

Ich hob mich früh vom Lager,
kaum daß des Nachbars Hahn,
der Gutenmorgensager,
den ersten Ruf getan.

Tat auf die Fensterladen,
wie Deckel eines Buchs.
Es blühte auf den Pfaden.
Ich freute mich des Ruchs.

Bald tönte wie aus Weiten
ein Vogelsingen zag.
Ich sprach mit Armebreiten:
„Heut wird ein guter Tag."

Alfred Grünewald (Wien)

Digitized by Google

# Cotton Famine

„Cotton Famine" — Baumwollhungersnot war das Schreckwort der Alten und der Neuen Welt in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Damals hatte der sich ewig hinziehende amerikanische Bürgerkrieg die Kultur der Baumwolle brachgelegt; alle, die irgendwie jene Textilfaser brauchten, hungerten förmlich nach ihr. Und dieser Kreis der Interessenten war schon damals nicht klein. Denn im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts war die früher ziemlich unwichtige Baumwolle wegen ihrer Billigkeit zum wichtigsten Rohstoff der menschlichen Bekleidung geworden. Der damalige Mangel an Baumwolle wurde in den einzelnen Ländern in sehr verschiedenem Grade empfunden, weitaus am schlimmsten aber dort, wo sich die ganze Volkswirtschaft auf dieser weißen Flocke aufbaut. Das sind jenseits des Ozeans die Südstaaten in der Union und in Europa jener dichtbevölkerte Teil Englands, der sich um Liverpool und Manchester ausdehnt: die Grafschaft Lancashire ist schlechterdings ein Baumwollfabrikenviertel, das in der englischen Volkswirtschaft etwa die Rolle spielt wie das rheinisch-westfälische Industrierevier in der deutschen.

Heute nach fünfzig Jahren droht ein neuer Cotton Famine, oder besser gesagt, er ist schon da. Wieder liegt der Grund in kriegerischen Ereignissen. Im Gegensatz zu damals aber ist es der Seekrieg, der die Hauptursache bildet. Als die Weltkatastrophe hereinbrach, war eines der wenigen Weltprodukte, die im Preise scharf zurückgingen, die Baumwolle. Man fürchtete eine vollständige Absatzstockung bei den beiden größten Kunden England und Deutschland, die um so ernster genommen wurde, als gerade die größte jemals beobachtete Baumwollernte auf den Feldern stand. Die Folge war ein Preissturz sondergleichen. Man konnte damals im Süden der Vereinigten Staaten Baumwolle (weit unter den Gestehungskosten) um 6 Cents das Pfund erhalten gegenüber etwa 11 bis 12 Cents in den letzten Friedensjahren. Die Angst vor dem Überangebot ging so weit, daß man drüben zu den tollsten Maßnahmen griff, Gesetze einbrachte, die den Baumwollanbau bei Zuchthausstrafe verboten, an das Verbrennen der Baumwolle dachte, Bankenkonsortien gründete, die den Überfluß aufnehmen sollten usw.

Heute nach drei Jahren schwankt Baumwolle in den Vereinigten Staaten zwischen 27 und 28 Cents. Warum? Vor allem, weil die letzte Ernte außerordentlich klein war und die neue noch kleiner zu werden droht, gleichzeitig aber der Bedarf außerordentlich gewachsen ist; denn zu den amerikanischen Industrien, die vom europäischen Streit stark profitierten, zählt die Baumwollspinnerei und -weberei, die sich ungewöhnlich entwickelt hat. Die kleinen Ernten aber sind kein Zufall, sondern hängen mit dem Kriege zusammen. Die ganze Baumwollkultur beruht auf der genügenden Anzahl schwarzer Arbeitskräfte; Weiße können bei der großen Hitze auf den Feldern nur schwer zurechtkommen. Die Neger aber, die man früher ängstlich aus den amerikanischen Fabriken ferngehalten hat, strömen jetzt alle in die großen Städte, wo industrielle Arbeiter äußerst gesucht sind. Weiter aber fehlt es drüben an Düngemitteln, vor allem an deutschem Kali, und schließlich verwüstet ein gefährlicher Insektenschädling, der Boll Wevil, immer größere Landstriche.

Digitized by Google

Das ist das Baumwollproblem in Amerika. Es ist dort nicht besonders brennend, denn die heimische Industrie kann immer noch gut versorgt werden. Sie wird kaum mehr als 70 Prozent der Ernte für sich in Anspruch nehmen. Anders dagegen sind die Verhältnisse in Europa und vor allem in England. Hier macht sich der Schiffsmangel *) ungewöhnlich scharf bemerkbar, wie ja die Einfuhrziffern in den Monaten Mai der drei letzten Jahre zeigen:

| 1915 | 1916 | 1917 |
|---|---|---|
| 3,21 Millionen | 1,43 Millionen | 0,94 Millionen Centals |

Ein Blick auf diese Zahlen wird es begreiflich machen, daß das Baumwollproblem in England ein ganz anderes Gesicht hat als in den Vereinigten Staaten. Da die englische Regierung bisher die Dinge auf diesem Gebiet sich selbst überlassen hat, so haben sich ganz unhaltbare Verhältnisse herausgebildet. Diejenigen Spinnereien nämlich, die die Entwicklung kommen sahen, haben sich rechtzeitig mit Baumwolle eingedeckt. Diejenigen aber, die nach altem englischen Brauch immer nur für wenige Tage oder Wochen sich mit Rohstoff versorgten, sahen sich plötzlich in der größten Verlegenheit. Denn in Liverpool, dem wichtigsten Hafen für Baumwolle, liegen nur für anderthalb Monate Baumwolle, und diese dürfte zum Teil schon fest verkauft sein. Als diese Situation vor etwa vierzehn Tagen klar zutage trat, als dann noch der Tauchbootkrieg einen neuen Aufschwung nahm und aus Amerika zu alledem ein sehr pessimistischer Ernteberich kam, verlor man an der Liverpooler Baumwollbörse völlig den Kopf. Jeder kaufte und fragte nicht nach dem Preis. Die Folge davon war, daß dort das englische Pfund (9/10 deutsches Pfund) auf den unerhörten Preis von 19 Pence hinaufschnellte. Ein Ende in der Aufwärtsbewegung war nicht abzusehen, und so verfügte man einstweilen die Schließung der Baumwollbörse für sogenannte Termingeschäfte.

Damit ist das Problem natürlich nicht gelöst. Denn die Hauptsache sind jetzt nicht mehr die Preise, sondern die Ware, und daß diese in den nächsten Monaten sicherlich nicht in genügender Menge nach England kommen kann, darüber gibt man sich keinem Zweifel hin. Es werden also ganz andere Maßnahmen nötig sein, um so mehr, als dort bisher keinerlei Organisation im Verbrauch vorhanden ist. Diejenigen, die sich rechtzeitig mit Ware eingedeckt haben, fabrizieren jetzt mit Hochdruck, während manche ihrer Nachbarn bereits stillstehen. Gerade durch diese intensive Ausnutzung der vorhandenen Konjunktur wird aber der Baumwollvorrat sehr schnell aufgebraucht, statt daß er gestreckt wird. Dabei ist es merkwürdig, daß einstweilen keinerlei Mangel an fertiger Ware zu spüren ist, daß im Gegenteil die Lager gerade in den Zwischenprodukten, den Garnen, außerordentlich hoch sind und daß auch die für den Export bestimmten Tücher eher zu- als abnehmen, weil auch hier der Schiffsmangel eine Versendung fast unmöglich macht.

*) Daß der Schiffsmangel, mehr noch als die Mißernten, den Mangel verschuldet haben, ergibt sich aus einem Aufsatz im „Manchester Guardian", demzufolge in der englischen Kolonie Uganda die dortige Baumwollernte im Werte von 1 Million Pfund Sterling dem Verderb ausgesetzt ist, weil keine Schiffe zur Verladung der Ware vorhanden sind.

Digitized by Google

Man wird deshalb in der nächsten Zeit sehr einschneidende Maßnahmen der Regierung für diese pflanzliche Faser zu erwarten haben, ähnlich wie sie vor einigen Monaten für die wichtigste tierische Faser, die Wolle, schon getroffen wurde. Umfangreiche Betriebseinschränkungen und später vielleicht teilweise Stillegung der Industrie ist dann kaum zu vermeiden. Das ist ein schwerer Schlag nicht nur für die nationale Industrie Mittelenglands, sondern auch für den Exporthandel, in dem die Baumwollfabrikate früher die wichtigste Rolle einnahmen. Namentlich in China und Indien erfreuten sich die Ausfuhrhäuser von Manchester auf diesem Gebiet einer monopolartigen Stellung. Auch hier werden Amerika und vor allem Japan mit vergnügtem Lächeln in die Bresche springen.

Leider wird der Cotton Famine kein Problem des Krieges sein, sondern noch weit über diesen hinaus eine große Rolle spielen, und zwar nicht nur für unsere Feinde, sondern auch für uns. Seit Jahr und Tag ist ja nach Deutschland infolge der Blockade so gut wie keine Baumwolle mehr gekommen, und ein großer Teil der deutschen Baumwollindustrie liegt still. Der andere Teil konnte sich erfreulicherweise durch den Ausbau der Papiergarnindustrie über Wasser halten. Wie nun die Dinge liegen, ist auch für den Fall, daß in absehbarer Zeit der Friede kommen sollte, gar nicht daran zu denken, daß wir in genügender Weise von unseren alten Lieferanten die rohe Baumwolle erhalten können. Selbst wenn diese wollten, könnten sie nicht genügend liefern. Dazu kommen die unheimlichen Preise, die sich um die phantastischen Frachtsätze und die nicht minder phantastische Valutaentwertung erhöhen. All diese Gründe drängen darauf, auch nach dem Krieg nach Auswegen zu suchen. Der eine ist der erhöhte Bezug der Baumwolle aus Gebieten, bei denen die Frachtraumnot nur eine geringe Rolle spielt. Hierfür kommt Kleinasien in Frage. Der andere Weg ist die heimische Selbstversorgung durch Ersatzstoffe, von denen wir das Papiergarn schon erwähnt haben, neben dem die Brennesselfaser noch in Betracht kommt. Die Erfahrungen mit der letzteren scheinen einstweilen nicht allzu günstige zu sein. Dagegen ist die Technik in bezug auf die Verwertung der Zellulose bereits erstaunlich weit gekommen, und namentlich für gröbere Garne wird heute bereits Glänzendes geleistet. Ob allerdings ihre Konkurrenzfähigkeit mit der Baumwolle durchzuführen ist, muß erst die Zukunft lehren.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

# Mittelafrika als Kriegsziel

Von Emil Zimmermann

Die festeste Stellung und das geringste Kopfzerbrechen hat heute in Deutschland der Kontinentalpolitiker. Unsere Heere haben Belgien, Teile von Frankreich, Litauen, Kurland, Polen besetzt und haben damit dem Vertreter der westlichen und östlichen Forderungen den größten Teil der Gedankenarbeit abgenommen. Er braucht nur zu deklamieren: Das behalten wir, und eine große Kriegsentschädigung wollen wir außerdem! Und die große Masse, die natürlich mit dem Greifbaren rechnet, jauchzt dem großen Manne zu.

Allerdings hat es auch Zeiten gegeben, zu denen viele derer, die heute nur an Flandern und Kurland denken, vom großen Deutschland über dem Meere träumten, und sie wissen sehr wohl, daß wir zur Aufrechterhaltung unserer Wirtschaft die überseeischen Gebiete brauchen; aber die Sorge dafür schieben sie auf die Regierung ab, soweit sie nicht behaupten: Wenn wir die flandrische Küste haben, dann besitzen wir die Freiheit der Meere, und dann kann es uns nicht fehlen.

Der Hinzutritt Chinas zum Ring unserer Feinde sollte diesen Leichtherzigen schon zu denken gegeben haben, und vollends mußte ihnen die Wilsonsche Politik der Aufstachelung Nord- und Südamerikas gegen uns die Augen öffnen; doch sind unsere Kontinentalpolitiker diesen ihnen unbequemen Erscheinungen gegenüber ebenso große Optimisten wie bezüglich unseres ferneren Verhältnisses zu England Pessimisten. Man glaubt, oder gibt sich den Anschein, zu glauben, nach siegreichem Frieden würden die deutschen Schiffe nur auszufahren brauchen, um im Handumdrehen wieder die früheren Handelsverbindungen herzustellen.



Digitized by Google

Die Stellung der verantwortlichen Reichsregierung und aller jener, die gewöhnt sind, zu denken und über das Nächstliegende hinauszusehen, ist demgegenüber ungemein schwierig. Ihre Auffassung von den Dingen wird am besten durch den Brief wiedergegeben, welchen Staatssekretär Dr. Solf schon am 7. September 1914 an den Hamburger O. Riedel, Direktor eines großen Plantagenunternehmens in der Südsee, geschrieben hat. Es heißt darin u. a.:

„. . . bei den bisherigen Erfolgen unserer Waffen hege ich felsenfestes Vertrauen, daß es uns gelingen wird, schließlich auch unseren schlimmsten Feind, die Engländer, niederzuringen. Das aber ist eine schwere Aufgabe, viel schwerer, als sich's der größte Teil unserer Landsleute denkt, der das englische Weltreich nur vom Hörensagen kennt und durch eine von gerechtem Zorn über sein jetziges Verhalten getrübte Brille ansieht. Die militärischen Machtmittel Englands zu Lande brauchen wir nicht zu fürchten... Zur See steht unsere junge, zahlenmäßig unterlegene Flotte gegen die größte Seemacht aller Zeiten . . . Hat nicht aber auch Nelson bei Trafalgar gegen eine Übermacht gesiegt? . . . Trotz alledem heißt es kühl bleiben und auf der Hut sein; denn selbst bei einer Schwächung Englands dürfen wir die der britischen Kriegführung eigentümlichen, den Mangel an militärischer Bereitschaft ersetzenden Mittel nicht unterschätzen. So verwerflich und hinterlistig die Waffen sind, mit denen England unseren Handel und unsere Industrie bekämpft, es sind Waffen, die an Gefährlichkeit unseren gefürchteten Haubitzen gleichkommen". . .

Wer in der Welt etwas herumgekommen ist, kennt die gewaltige Weltstellung Englands sehr wohl, und er weiß auch, wie die Reichsregierung, daß Deutschlands Überseestellung von Englands Gnaden war. Wir lebten von Englands „offener Tür". Aus eigener Kraft hatten wir so gut wie nichts geschaffen, wenn man von Kiautschou absieht und dem wenigen, das wir in unseren Kolonien geleistet haben, welche, das ist bezeichnend genug, nie populär gewesen sind. Unsere großen überseeischen Handels- und Unternehmergewinne sind in Gebieten gemacht worden, die Portugiesen, Spanier, Holländer, vor allem aber Engländer entwickelt hatten.

Digitized by Google

Aus klarer Erkenntnis dieser Sachlage heraus hatte die Reichsregierung vor Ausbruch des Krieges Verhandlungen mit England eingeleitet, welche auf die Gewinnung eines großen deutschen Mittelafrika abzielten. Dort sollte Deutschlands Bemühen einsetzen, sich eine eigene Grundlage der Weltstellung zu schaffen.

Aufgabe der Reichsregierung mußte sein, diese Richtlinie auch im Kriege festzuhalten; aber gerade der Krieg ließ das wenige verlorengehen, das wir als Grundlage zu einem deutschen Mittelafrika aufgebaut hatten. Hatte dieses schon von dem Marokko-Kongo-Vertrage her einen schlechten Namen, so war es den Festlandpolitikern nunmehr ein leichtes, die Mittelafrikapläne als schwächliche Nachgiebigkeit gegenüber England hinzustellen und davon zu sprechen, daß die großen Faustpfänder auf dem Kontinent gegen ein Mittelafrika von Englands und Amerikas Gnaden geopfert werden sollten. Diese Politiker kontinentaler Kurzsichtigkeit haben natürlich die Zehntausende der Beamten und Offiziere für sich, die in den besetzten Gebieten Stellungen gewonnen haben, die weit über die Bedeutung ihrer vormaligen Friedensstellungen hinausgehen; mit ihnen mögen viele Feldgraue stimmen, die den gewonnenen Boden, besonders in Litauen und Kurland, mit Hoffnungen für die eigene Zukunft betrachten. Hohe Offiziere erwarten von der Errichtung einer Schutzherrschaft über die eroberten Gebiete, daß wir dort Zehntausende deutscher Kriegsverletzter werden unterbringen können; deutsche Geschäftsleute aller Art träumen von großen Gewinnmöglichkeiten in den Grenzmarken. Nimmt man dies alles zusammen, dann begreift man die ungeheure Stärke der Strömung, welche heute zugunsten eines starken Festlandfriedens durch das Land geht.

Diese Strömung übersieht aber ganz, daß es sich für uns nicht darum handelt, auf dem Festlande noch mächtiger zu werden — wir sind wahrlich doch stark genug, wie der Krieg gezeigt hat —, sondern um die Aufrechterhaltung unserer Überseestellung und unserer eng damit verknüpften Wirtschaftspolitik, ohne die wir wirtschaftlich und auch militärisch schwach werden.

Digitized by Google

Das Geheimnis des großen Erfolges unserer sogenannten Weltwirtschaftspolitik beruht auf der Zweiteilung unserer agrarischen Produktion in die Erzeugung für die Ernährung und die für die Industrie und in der Abschiebung der agrarischen Produktion von Industriepflanzen, Wolle auf die billigen überseeischen Böden. Unser den Preis der menschlichen Nahrungsmittel steigernder Schutzzoll ist nur aufrecht zu erhalten, wenn die Industrie billigste Rohstoffe erhält. Nur dadurch wird sie in den Stand gesetzt, hohe Löhne zu zahlen und doch auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig zu bleiben. Wird diese Ordnung gestört, dann bricht unsere Wirtschaft zusammen. Wir brauchen, mit anderen Worten, die billigen überseeischen Böden dringend für unsere Wirtschaft; England aber und die Vereinigten Staaten wollen sie uns sperren und arbeiten daran, daß sich auch China und Süd- und Mittelamerika diesem Vorgehen anschließen.

Das ist die Gefahr.

Da unsere Überseestellung, und damit zusammenhängend unsere Rohstoffwirtschaft, sehr wesentlich auf der englischen Politik der offenen Tür beruht, hatte England es in der Hand, uns durch Schließung der Tür empfindlich zu treffen.

Dieser Gefahr suchte die Reichsregierung durch Offenhaltung der amerikanischen und ostasiatischen Rohstoffgebiete zu begegnen. Deshalb ihr Bemühen, die Neutralität der Vereinigten Staaten solange als nur irgend möglich aufrecht zu erhalten. Gingen uns schon die englischen Überseegebiete verloren, so wollten wir uns doch die amerikanischen und ostasiatischen sichern. Denn in den früheren Stadien des Krieges mußte an der Absicht festgehalten werden, nach Beendigung des Krieges da wieder anzuknüpfen, wo wir Ende Juli 1914 aufgehört hatten, allerdings mit dem großen Kolonialreich als Anfang einer neuen deutschen Entwicklung im Hintergrunde.

Infolge des scharfen U-Bootkrieges ist die Lage von Grund auf geändert. Mit England haben sich die Vereinigten Staaten, China, Brasilien und noch eine Anzahl kleinerer mittel- und südameri-

Digitized by Google

kanischer Staaten zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen Deutschland geeinigt, und wir stehen einer ganz neuen Situation gegenüber. Wenn alle diese Staaten beispielsweise Handelsverträge untereinander abschließen, wodurch sie sich verpflichten, Rohstoffe an außerhalb stehende Staaten nur mit einem erheblichen Preisaufschlag abzugeben, dann haben wir plötzlich zu teuren Lebensmittelpreisen teure Rohstoffe für die Industrie, und diese muß entweder ihre Arbeiter schlecht bezahlen, was zu dauernden Lohnkämpfen Anlaß geben würde, oder sie kann nicht mehr exportieren und muß Arbeiter entlassen. Diese können dann weder in Kurland noch in Litauen Unterkunft finden; Belgien aber wird als Industrieland selber leiden.

Unsere Flandernstellung nützt uns gegenüber dieser wirtschaftlichen Gefahr gar nichts, ganz abgesehen davon, daß, wenn wir die flandrische Küste behalten, England in Calais und Boulogne sitzen bleibt. „Wer heute nach Calais kommt," schrieb Ende 1916 der Londoner Korrespondent des „Giornale d'Italia", „fühlt sich wie in England. Heute ist ganz Calais in den Händen der Engländer. Niemand kommt mehr hinein außer mit ihrer Zustimmung. Kein Blatt rührt sich ohne ihre Erlaubnis . . ." Eroberungen auf dem Kontinent geben uns keine billigen Rohstoffe für unsere Industrie; wir müssen trotz Flandern, Kurland, Litauen wieder überwiegend Agrarstaat werden und auf den Stand von 1880 etwa herabsinken, wenn es uns nicht gelingt, das Rohstoffsyndikat unserer angelsächsischen Gegner zu sprengen. Dazu helfen weniger militärische als große diplomatische Mittel und hilft nur die energische Betonung des festen Willens, eine wirkliche selbständige Weltpolitik treiben zu wollen, und man mag sich drehen und wenden wie man will, man kommt immer wieder auf Deutsch-Afrika.

Der Reichsregierung kann der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie auf diese Zusammenhänge nicht genügend scharf hingewiesen hat. Der deutsche Landwirt müßte längst wissen, daß er für den Wert seiner Arbeit kämpft, der Industriearbeiter, daß er



Digitized by Google

sich für gute Beschäftigung bei hohem Lohne schlägt, und daß es zur Erreichung dieses Zieles nötig ist, Deutschland eine wirkliche Überseestellung zu erringen. Und es muß ferner wieder und wieder auf die große militärische und politische Bedeutung gerade Mittelafrikas hingewiesen werden. Denn es ist ja gar nicht wahr, daß dieser Besitz ein Geschenk von Englands und Amerikas Gnaden sein würde.

Mittelafrika würde gerade im Mittelpunkt der englischen Lebensadern nach Südafrika, Australien und Indien liegen; es ist in deutschen Händen ein Moment der Schwächung britischer Weltmachtstellung. Durch Deutsch-Mittelafrika würden wir aufs stärkste auf die australischen und indischen Entschließungen einwirken, weil es die Verschiffungen dieser Gebiete nach England bedrohen kann. Und so würde ein starkes deutsches Mittelafrika auch deutschen Besitz in der Südsee tragen helfen.

Wirtschaftlich ist das Gebiet natürlich unentwickelt; aber um so mehr können wir uns dort in harter, aber lohnender Arbeit eine eigene Grundlage für Weltpolitik schaffen, damit wir nicht länger Einlieger bei England sind.

Wie die Lage heute geworden ist, sichert Mittelafrika mit seiner noch schwachen Entwicklung nicht unsern Rohstoffbedarf. Es läßt sich mit Mittelafrika aber eine Politik des Zusammengehens mit den schon entwickelteren südamerikanischen Staaten wie Argentinien, Chile, Südbrasilien einleiten, mit Mexiko; und indem wir die nordamerikanischen Deutschen auffordern, in diese Länder zu gehen und sie zu entwickeln, stellen wir dem angelsächsischen Bund einen andern gegenüber und treiben wir einen Keil in die Koalition unserer Gegner.

Dies ist die Politik unserer wirklichen völkischen Gesamtinteressen, die allein nur maßgebend sein können.

Digitized by Google

# Madame de Staël

(gest. 14. Juli 1817)

Von Dr. Eugen Lerch

Gegen Tod und Vergessen hilft auch die größte Lebendigkeit nicht. Diese Frau, die einst, nach Ideen dürstend und trunken von Ideen, über Raum und Zeit hinausstürmte, die aus der Enge der französischen Salondichtung in die freie Natur der „nordischen Literaturen" entfloh und die Vernünftelei des achtzehnten Jahrhunderts durch die glühende Inbrunst der dort eben aufkeimenden Romantik überwand, diese Frau, die unersättlich wie die Flamme glühte und sich verzehrte, von der Schiller an Goethe schrieb: „Sie will alles erklären, einsehen, ausmessen, sie statuiert nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist nichts für sie vorhanden" — was bleibt von ihr? Ihre einst so gefeierten Romane „Delphine" und „Corinne", beide aus eigenen Schmerzen geschmiedet und mit eigenem Herzblut geschrieben, beide das unglückliche Schicksal hochstehender Frauen darstellend, die an den Schranken der Sitte zerbrechen, beide für die Befreiung ihres Geschlechts kämpfend (Gedanken, an die dann George Sand anknüpft und die fortwirken bis auf den heutigen Tag) — wer liest sie noch? Und selbst ihr Hauptwerk, wodurch sie ihren Landsleuten die unermeßlichen Schätze unserer Dichter und Denker übermittelte, eines Goethe und Schiller, Lessing und Herder, Kant und Fichte, die für ihre alt und müde gewordene Literatur ein Jungbrunnen wurden und ihr den Mut und die Kraft gaben, das Joch der klassizistischen Pedanterie abzuschütteln und sich in der „romantischen Schule" jubelnd in die Lüfte zu schwingen — selbst das Buch „Über Deutschland", dieses Denkmal dankbarer Liebe, das eine Französin unserm Volke errichtet hat, wird nicht einmal bei uns und nicht einmal in diesen Tagen sonderlich viel gelesen.

Daß die Franzosen von einer Schrift, die ihnen das östliche Barbarenvolk als Vorbild preist, heute sowenig erbaut sind, wie sie es damals waren, ist schließlich kein Wunder. Madame de Staël ist bei ihnen so berühmt wie der Montblanc — die wenigsten kennen ihre Größe aus eigener Anschauung. Ihre Bücher stehen in ihren Schränken — doch sie verlassen sie nur selten. Sie ist ihnen nicht viel mehr als ein großer Name — leider aber ein Name, ohne den ihre Literatur im letzten Jahrhundert nicht zu denken ist. Daß sie und Chateaubriand die Eltern der französischen Romantik sind und daß das Kind der Mutter noch mehr verdankt als dem Vater, ist auch drüben

Digitized by Google

allgemein anerkannt. Der Durchbruch der Romantik wäre nicht möglich gewesen ohne die deutschen und englischen Einflüsse, die Madame de Staël und Chateaubriand nach Frankreich leiteten. Beeinflußt sein heißt nicht nachahmen (eine Literaturhistorik, die in diesem Sinne von „Einflüssen" spricht, hab' ich stets bekämpft); ein Dichter zählt nur dann, wenn er nicht haltlos fremden Einflüssen folgt, sondern allein dem Gesetz der eigenen Persönlichkeit — wo aber eine solche Persönlichkeit auf dem Wege ihrer Entwicklung Gefährten findet, die in gleicher Richtung wandern, da empfängt sie von ihnen Bereicherung und Vertiefung und die Kraft, übermächtigen Widerständen zum Trotz sich durchzusetzen. Daß aber die Balzac, Victor Hugo und Alfred de Musset auf ihrem Wege Shakespeare, Schiller und Goethe fanden, und durch die Berührung mit diesen Titanen die Kraft, ihre revolutionäre Kunst dem zopfigen Geschmack der Zeitgenossen aufzuzwingen — das verdanken sie dieser Frau, die schon in ihrer Schrift „Über die Literatur" für Shakespeare eingetreten war, den man bis dahin als „brutalen Barbaren" eines rohen, glücklicherweise überwundenen Zeitalters abgelehnt hatte, und nun auch auf die Lyrik und Dramatik unserer Klassiker hinwies. Und in der Tat sind die Jahre, in denen die Romantik unterirdisch schwelte, in denen die junge Generation heranwuchs, die Jahre zwischen der Schrift „Über Deutschland" und Victor Hugos Vorrede zum „Cromwell", dem Manifest der neuen Schule, angefüllt mit Übertragungen Shakespeares, Schillers und Goethes und Schriften über diese Meister, und jenes Manifest selbst ist nichts als eine Paraphrase von Gedanken Madame de Staëls über das deutsche Theater. Ohne diese Vorbilder aber wäre der herrschende Geschmack nicht besiegt worden. Denn während bei uns die Romantiker, vor allem die Brüder Schlegel, den Ruhm Goethes erst eigentlich begründet haben, bedeutet die französische Romantik einen völligen Bruch mit der klassizistischen Vergangenheit; Hilfstruppen in diesem heftigen Kampf fanden sie weniger bei unseren Romantikern als vielmehr bei unseren Klassikern (die man im Verhältnis zu den französischen als „romantisch" bezeichnen muß; kommen doch sowohl Goethe wie Schiller von Rousseau her). Ein Abgrund trennt das Drama Racines und seiner Epigonen vom Drama Victor Hugos: dort die Konventionen der guten Gesellschaft und vornehme Stilisierung — hier Natur und freie Leidenschaft; dort die Pedanterie der pseudo-aristotelischen Regeln — hier shakespearische Ungebundenheit — und eine Blüte der Lyrik, wie die Romantik sie brachte, hatte die französische Literatur seit fast dreihundert Jahren nicht gekannt: die Verse des klassischen Zeitalters und der Aufklärung sind nichts als geistreichelnde Galanterie. Die große Revolution, die das Ancien régime stürzte, hatte die Literatur nicht befreit: die französische Literatur von 1789 bis 1814, ja

Digitized by Google

bis 1830, ist die mittelmäßigste und rückständigste von allen — es ist, als habe alle Energie der Rasse sich in der Revolution und in den Napoleonischen Kriegen verausgabt. Die Republikaner fühlten sich als Griechen und Römer; sie verlangten nach jenen leeren Nachahmungen der Antike, die ja gerade das Wesen des Klassizismus ausmachten; der Kampf gegen die äußeren Feinde und das durch unerhörte Siege gesteigerte Selbstbewußtsein umgaben Frankreich mit einer chinesischen Mauer. Diese Mauer durchbrochen zu haben, ist das unvergängliche Verdienst der Madame de Staël.

Und so ist denn auch der Durchbruch der Romantik in entscheidendem Maße ihr Verdienst oder, wenn man so will, ihre Schuld. Denn französische Literaturhistoriker, und gerade die gefeiertsten unter ihnen, bekritteln die Romantik eben wegen dieser notorischen fremden Einflüsse als unfranzösisch, als eine ärgerliche Verirrung von der klassischen Tradition. Nun wohl: auch ich stehe ihr ziemlich kühl gegenüber. Das Drama Victor Hugos ist auf unsern Brettern ebenso unmöglich wie das Drama Racines oder Voltaires, und unter „Lyrik" verstehe ich etwas anderes als die romantische Rhetorik. Werden die Klassizisten geschmacklos durch ein Übermaß von Geschmack, so sind die Romantiker es durch ein Übermaß von roher Natur. Aber zur Romantik rechne ich auch Flaubert, rechne ich vor allem Flaubert (wie sehr er Romantiker ist, habe ich jüngst gezeigt; Realismus und Naturalismus ist nicht, wie man gewöhnlich meint, ein Gegensatz zur Romantik, sondern ein Unterfall davon; der wahre Gegensatz lautet: Klassizismus = Stilisierung des Gefühls und der Realität durch Umschreibung — Romantik = Naturwahrheit in der Wiedergabe der Gefühle und der Außenwelt; Flaubert ist die unerreichte Synthese von heißer Empfindung und strenger Kunst). Und daß das Buch der Staël dem jungen Flaubert (vielleicht durch manche Zwischenstufen) die Liebe zu Goethe vermittelt hat — man weiß ja, was der Dichter der „Versuchung des heiligen Antonius" dem Dichter des „Faust" verdankt — ist von ihren Verdiensten nicht das geringste.

* * *

Dies herausgestellt, können ein paar Einschränkungen ihr nichts mehr anhaben. Die Frage, ob das Ölgemälde, das sie von unserem Volke entworfen hat, naturwahr ist oder stark idealisiert, ob es noch heute der Wirklichkeit entspricht oder ihr schon damals nicht entsprach, ist seiner tatsächlichen Wirkung gegenüber von sekundärer Bedeutung. Denn auch, wenn es schon damals unzutreffend war, so könnte diese Feststellung die Tatsache nicht mehr rückgängig machen, daß die Franzosen uns vom Jahr seines Erscheinens (1813) bis zu den Ketzereien Heines, bis zu der Verstimmung wegen der Thiersschen Drohungen und des dadurch veranlaßten Sänger-

Digitized by Google

krieges um den freien deutschen Rhein, ja bis 1870 und selbst darüber hinaus mit den Augen der Madame de Staël gesehen und geliebt haben. Wenn Heine sagt, sie habe bei uns „nur gesehen, was sie sehen wollte: ein nebelhaftes Geisterland, wo die Menschen ohne Leiber, ganz Tugend, über Schneegefilde wandeln und sich nur von Moral und Metaphysik unterhalten", so hat Viktor Hugo noch am 2. Januar 1871, unter dem Donner unserer Geschütze, in seiner „Wahl zwischen den beiden Völkern", die mit den Worten anhebt: „Größer als du ist keine der Nationen" von Deutschland dieses romantische Bild entworfen:

„Nichts ist so frisch und schön wie deine grünen Fluren:
Die Sonne bricht sich Bresche in die Nebel;
Der Weiler schläft, wie unterm Fittich jener Burg;
Die Jungfrau, abends an den Brunnenrand gelehnt,
Ist einem Engelsbild in ihrer Blondheit gleich . . ."

Ein fernes Echo des Staëlschen Buches. Jahrzehntelang war Deutschland die friedliche Natur, wie geschaffen zur Erholung für die Pariser Salonmenschen: das Land der blonden Träumer und einsamen Denker. Und wenn der junge Flaubert im Überschwang romantischer Gefühle eines Tages den merkwürdigen Ausspruch tut: „Im Grunde bin ich ein Deutscher", so ist auch dies ein Nachklang ihrer Weise. Und solche Urteile sind keineswegs vereinzelt. Ohne diese zärtliche Liebe zu Deutschland hätten die für fremde Literaturen so wenig empfänglichen Gallier sich kaum so intensiv mit unsern Klassikern beschäftigt.

Wir aber lassen uns durch den Weihrauch, den sie uns streut, nicht benebeln. Wir sind uns bewußt, daß das heutige Deutschland tüchtiger und nüchterner geworden ist als das Deutschland von damals, und daß es über den Werten, die es neu erworben hat, weil es sie erwerben mußte, andere verloren hat, nach denen wir uns zurücksehnen. Was wir brauchen, ist eine Verschmelzung des Deutschland von heute mit dem Deutschland von damals, und wer das Buch heute liest, der lese es nicht, um seine nationale Eitelkeit zu füttern (die dümmste von allen!) — sondern als mahnendes Gewissen. Um es wirklich aus der Vergangenheit in die Gegenwart zu versetzen, muß man alles, was es als Gegenwart berichtet, in die Vergangenheit versetzen. Dies nebenbei.

Man darf auch nicht vergessen, daß es in den Tagen unserer tiefsten Erniedrigung (nach Jena und Auerstädt) geschrieben wurde, in der Absicht, einem großen Volke, dem Volk Goethes und Schillers und Kants und Fichtes, das verlorene Selbstvertrauen zurückzugeben. Und damit tat diese Französin eine edle Tat selbstloser Gerechtigkeit. Nachdem die Napoleonische Polizei 1810 die ganze Auflage vernichtet hatte, weil das Werk „unfranzösisch"

Digitized by Google

sei und die Franzosen noch nicht so weit heruntergekommen wären, um Vorbilder bei den Völkern zu suchen, die die Verfasserin bewundere, konnte es erst 1813 in London erscheinen, und inzwischen hatten die Befreiungskriege begonnen. Schon damals sagte Goethe: „Die Deutschen werden sich darin kaum wiedererkennen, aber sie finden daran den sichersten Maßstab des ungeheuren Schrittes, den sie getan haben."

Goethe hat die große Bedeutung ihres Werkes willig anerkannt. Was wollen Heines Spöttereien daneben besagen! Die Zimperlichkeit ihrer Biographin, der kürzlich verstorbenen Lady Blennerhassett, die, offenbar vor lauter Sorge um den Ruhm der von ihr Biographierten, in den drei dicken Bänden keinen Platz dafür gefunden hat, teile ich nicht. Aber man muß diese Ausfälle richtig einzuschätzen wissen. Die Staël war die Feindin seines Abgotts Napoleon, und dessen Feinde waren seine Feinde. Wenn aber irgendwo, so hätte Heine, der so witzig über die Tyrannei der Zensoren schimpfen konnte, falls er der Zensurierte war, hier gegen den Korsen Partei nehmen müssen. Auch hätte er sich fragen sollen, warum denn wohl die Staël eine Feindin des Korsen geworden war: nicht weil „die gute Frau merkte, daß sie mit all ihrer Andringlichkeit nichts ausrichtete", sondern weil sie, deren Herz für die Freiheit schlug, die die Revolution mit Jubel begrüßt hatte, die Napoleonische Despotie nicht ertragen konnte. Und es ist lächerlich, wenn er behauptet, sie hätte das ganze Buch nur geschrieben, „um den Kaiser zu nergeln, dessen Feinde wir damals waren". Bloß um den Kaiser zu nergeln, lernt man doch nicht eine keineswegs leichte Sprache, studiert man doch nicht ganze Wagenladungen von Dramen und Romanen, bohrt man sich doch nicht, zumal wenn man eine Frau, nein, eine Dame ist, in die Kantische Philosophie hinein! Am meisten aber mag es Heine geärgert haben, daß seine Deutschen in dem Buche so gut wegkamen und seine Franzosen so schlecht. „De l'Allemagne" sei die einzige umfassende Kunde, welche die Franzosen über das geistige Leben Deutschlands erhalten haben, schreibt er 1833, und gleich nach seiner Ankunft sei es eine seiner wichtigsten Beschäftigungen gewesen, „dem herrschenden Buche der Frau Staël den Krieg zu machen" (auch dies ein Beweis ihres unverminderten Fortwirkens). Das hat er denn auch gründlichst besorgt. „Sie sieht überall deutschen Spiritualismus, sie preist unsere Ehrlichkeit, unsere Tugend, unsere Geistesbildung — sie sieht nicht unsere Zuchthäuser, unsere Bordelle, unsere Kasernen — man sollte glauben, daß jeder Deutsche den Prix Monthyon verdiente . . ." Allerdings — aber Heine sah bei uns bloß die Zuchthäuser, die Bordelle, die Kasernen — das andere sah wieder er nicht . . . Und so wie sie Deutschland sah, sah er Frankreich. Das gleicht sich aus. Er konnte sich mit Recht rühmen, den Vorhang vom deutschen

Digitized by Google

Himmel gerissen zu haben. Haben die Franzosen uns so lange durch die rosenrote Brille der Staël gesehen, so sehen sie uns heute mit den boshaften Augen Henri Heines.

Und wenn ihre Bewunderung für Deutschland nicht aus ihrem Haß auf Napoleon zu erklären ist — so vielleicht aus ihrer deutschen Abstammung? Ich glaube nicht, daß man darauf allzugroßen Wert legen darf. Ihr Vater, der bekannte Finanzminister Ludwigs XVI., führte zwar den deutschen Namen Necker (die Familie stammte aus Brandenburg), ist aber selbst bereits im durchaus französischen Genf geboren, und ihre Mutter, eine Waadtländerin, kam aus einer französischen Hugenottenfamilie. Sie selbst ist eine waschechte Pariserin; Goethe und Schiller und andere, die sie persönlich kannten, empfanden sie durchaus als Französin; in ihren Schriften zeigt sie sich ganz durchtränkt mit den Ideen der Aufklärer, und an der Weggrenze zweier Zeitalter stehend, trägt sie die neuen Erkenntnisse nur mit äußerster Vorsicht und Schonung vor (die einzige Art, sie ihren Landsleuten mundgerecht zu machen!), so daß man ihr in dem nun beginnenden Kampf der Romantiker gegen die Perücken bald ihre „literarischen Skrupeln" vorwarf. Der wahre Grund, warum sie das Land Goethes und Schillers liebte, scheint mir dieser: sie, die Rousseauenthusiastin, fühlte, daß nur hier die „Poesie der Seele" lebte, die Rousseau gefordert hatte und die die altgewordene Literatur Galliens zu ihrer Auffrischung so dringend brauchte.

Wen aber Heine nicht leiden konnte, dem ging es schlecht. Auch ihr. Man höre: „Sie ließ unsere Literaten gleichsam geistig Revue passieren und parodierte dabei den großen Sultan der Materie. Wie dieser die Leute mit einem: „Wie alt sind Sie?, wieviel Kinder haben Sie?, wieviele Dienstjahre?" usw. anfing, so frug jene unsere Gelehrten: „Wie alt sind Sie?, was haben Sie geschrieben?, sind Sie Kantianer oder Fichteaner?" und dergleichen Dinge, die der getreue Mameluck August Wilhelm Schlegel, ihr Rustan, hastig in sein Notizbuch einzeichnete ... Hier sehe ich die passionierte Frau mit all ihrer Turbulenz, ich sehe, wie dieser Sturmwind in Weibskleidern durch unser ruhiges Deutschland fegte, wie sie überall entzückt ausruft: „Welche labende Stille weht mich hier an!" Sie hatte sich in Frankreich echauffiert und kam nach Deutschland, um sich bei uns abzukühlen. Der keusche Hauch unserer Dichter tat ihrem heißen, sonnigen Busen so wohl! Sie betrachtete unsere Philosophen wie verschiedene Eissorten und verschluckte Kant als Sorbett von Vanille, Fichte als Pistache, Schelling als Arlequin! — „Oh wie hübsch kühl ist es in euren Wäldern!" — rief sie beständig — „welcher erquickende Veilchengeruch! Wie zwitschern die Zeisige so friedlich in ihrem deutschen Nestchen! Ihr seid ein gutes,

Digitized by Google

tugendhaftes Volk und habt noch keinen Begriff von dem Sittenverderbnis, das bei uns herrscht, in der Rue du Bac."

Darin steckt bei aller karikierenden Übertreibung ein wahrer Kern. Tatsache ist, daß sie von Fichte verlangt hat, er solle ihr in einer Viertelstunde sein System erklären, und als er in mangelhaftem Französisch kaum zehn Minuten geredet hatte, glückstrahlend ausrief: „Oh, es ist genug, Herr Fichte, ganz genug, ich verstehe Sie vollkommen. Ihr System ist durch eine der Reisegeschichten des Barons Münchhausen aufs treffendste illustriert" ... Tatsache ist, daß Goethe von der „Volubilität ihrer Zunge" unangenehm berührt war und daß Schiller ihm nachher schrieb: „Es ist mir nach Abreise unserer Freundin nicht anders zu Mute, als wenn ich eine große Krankheit ausgestanden!" Tatsache ist aber auch, daß Goethe später in den „Annalen" die große Bedeutung des Werkes, „welches seinen Ursprung dergleichen geselligen Unterhaltungen verdankte", durchaus richtig erkannt hat und sein Urteil mit den Worten schließt: „Segnen wollen wir also jenes Unbequeme und den Konflikt nationeller Eigentümlichkeiten, die uns damals ungelegen kamen und keineswegs förderlich erscheinen wollten."

Heines nicht ganz liebliche Manier und Manie, Leute, deren Denkapparat ihm nicht sympathisch war, bei tiefer gelegenen Organen zu packen (Schlegel und Rousseau hat er bekanntlich nicht bloß poetische Impotenz vorgeworfen, und Platen ärgerte er mit dem Zitat: „Ich bin wie Weib dem Manne"), hat auch vor der Staël nicht Halt gemacht. Ich gehe darauf nicht ein: biographischen Klatsch zu verwerten, sollte man jenen Literaturhistorikern überlassen, die mit den Werken selbst nichts anzufangen wissen. Gerade weil die Staël viel geliebt hat, muß man ihr viel verzeihen.

Und wie gesagt: all diese kleinen Menschlichkeiten können ihr Bild wohl bunter machen, ihre entscheidende Bedeutung aber nicht verkleinern.

# Ritt durch die Wüste

Von Fritz Reck-Malleczewen

Nun freilich hält uns Europens Käfig gefangen. Damals aber ritt ich, ein unansehnlicher Pferdehirt, durch die Bergwüste Südamerikas. Auf den unwirtlichen Pässen, die mich dreitausend, viertausend Meter über das Meer schraubten, ließ mich das königliche Licht an acht Abenden plötzlich, ohne das diplomatische Zwischenspiel der Dämmerung, allein an meinen einsamen Feuern, und grüßte wieder, mit jubelnder Fanfare das Dunkel zerschneidend, am Morgen die Kämme der Königskordillere ...

Digitized by Google

Ach Freunde: dieses der Sonne geweihte Land bescheint ein anderes Gestirn als das selbst eurer Lichtländer. Und nicht umsonst vergißt der Bergindianer das Gelöbnis an den Christengott und beugt, heute noch, das Knie vor dem strahlenden Helden der Höhe ...

Ich aber reite der steigenden Sonne mit meinen peruanischen Boys entgegen. Die Paßgänger schleichen vorsichtig den schmalen Pfad. Und im neuen Leder der Satteltasche knarrt des Parabellums Holzschaft: „Para ... bellum ... Para ... bellum ..." Bis es dem Ohr zur eintönigen Weisheit wird: „Si vis pacem para bellum ... para bellum ... si vis ..." Stundenlang geht das so. Zum Teufel, ist der Frieden so leicht zu haben? Und ritten diesen Pfad vor mir nicht andere Abenteurer, die ihn, solch stummer Weisheit zum Trotz, nicht gefunden haben? —

In dieser Matterhornhöhe blühte bekanntlich einmal eine Kultur. In dieser dünnen Luft die gewaltigste vielleicht, die jemals die Welt gesehen hat. Eine Kultur, vor deren Riesenabmessungen die Archäologen (deren Aufgabe es bekanntlich ist, große Kulturen der Nachwelt ungenießbar zu machen) ratlos und gottlob auch schweigend stehen. Noch streichen sie stumm um des Sonnengottes Riesentempel, die hier ragen. Sie klettern, wenn sie hierher kommen, traurig über die Quadern, deren jeder gut ein europäisches Zimmer füllen könnte. Sie tasten vergeblich über die Ornamente, die in irgendwelche unergründliche Tiefen einer Vorwelt zurückführen. Und fahren endlich nach Europa zurück und sprechen lieber von anderen Dingen ...

Die anderen aber, die im Größenwahn europäischer Technik noch befangen sind, die kommen lieber überhaupt nicht. Denn sie sähen voller Ärger, daß ihre Steinmetzenkunst keine Wand liefern könnte, die so glatt ist wie diese Fronten hier. Sie würden zwischen Stein und Stein die haarfeinen Fugen beschauen, sie würden ihre Taschenmesser hineinzuzwängen versuchen und müßten schließlich sehen, daß sie's doch nicht könnten. Und endlich würden sie sich doch darüber klar werden müssen, wie man wohl vor sechs Jahrtausenden diese gigantischen Steinmassen aufeinander türmte, die heute ihre stolzen Dampfkrane nicht zu heben vermöchten. Und könnten dieses Rätsel nicht lösen. So wittern sie unangenehme und bloßstellende Probleme und bleiben lieber, wo sie sind. Und stören nicht meine Schauer, meine Träume von einer Menschenwelt, die so ganz ins Leere gegangen ist und ins Ungewisse ...

Wenn eine kleine Sandebene unseren Felspfad unterbricht, dann steigt wohl einer der Peruaner ab und schlägt ein Kreuz. „Los padres, caballero ..." Unsere Vorfahren, Herr. Ein paar Steine ragen aus dem Sand und auf den Steinen sind Fratzen und Runen, was weiß ich. Auch

Digitized by Google

kracht, wenn das Maultier im Sande scharrt, unter seinem Huf Menschengebein. Eure Vorfahren, gewiß! Und der weiße Herr, der vor euch reitet, neigt sich in jeder Stunde dieser acht langen Wüstentage vor ihnen. Er wagt auch nicht, diese Erde aufzuwühlen, die ihre Mumien deckt. Nicht nur, weil es nach eurem Glauben Unheil bringt für Reiter und Pferd Auch nicht, weil in eurem Gürtel das schmale krumme Messer den Leichenfrevel rächen könnte. Ach nein: es mögen getrost andere nach der Toten Geheimnisse suchen. Mir sind sie nicht fern, auch wenn ich nicht in höhnisch und überlegen grinsende Schädel schaue . . .

Anderes als Totengebein noch birgt die spärliche Erde: Steinäxte, Pfeilspitzen, zertrümmerte Keramik, Goldreifen, tönerne Flöten und Schleudersteine. Vor mir ist das alles sicher. Europa hat genug geschändet hier. Das folgte den Söhnen der Berge in die letzten Schlupfwinkel, erschlug die Männer, schändete die Weiber, wühlte nach Gold und wiegte sein Gewissen in den Traum von wohlgefälligen Werken. Das alte, ewige Lied . . .

Die Riesentempel sind geblieben, wie der letzte Priester sie verließ, ragen noch immer zu dem Sonnengott empor durch die Nacht. Blaufüchse oder weiß Gott welch vierbeinig Gesindel hält drinnen seine Abendandacht. Die Bolivier meinen wohl auch, daß in der Dämmerung mitunter schwach schimmernde Gestalten die Mauern oben entlang ziehen. Das sehe ich nicht. Aber wenn ich den Arm hebe, wächst mir auf der Mauer, die meines abendlichen Lagerfeuers Schein rötet, ein gräulicher Riesenschatten entgegen. So schrecken mich die Toten durch seltsamen Lichtspuk.

Nun schlafen auch die Peruaner längst. Irgendwo weiden die Maultiere. Der Westwind, der über Gletscher gegangen ist, streift mich mit eiskalter Hand. Ich liege, den Kopf auf dem Sattel, und träume Sündhaftes vom fernen Europa. Bis die Erde leise unter mir bebt und ferne Schritte von Mensch und Tier leicht, leicht herüberhallen. Ich spähe hinaus in die Finsternis und sehe nichts. Verwehende Stimmen jetzt. Naht aus dem Dunkeln eine Totenkarawane, an dem Weißen zu rächen, was die vor vier Jahrhunderten hier frevelten?

Aber es kommt dann doch, wie es immer kommt: die Geisterkarawane ist der Warenzug des Herrn Carlos Buffenstein aus Santiago, der im Auftrag der Firma Pfeifensilber Söhne mit Tragbändern, Gummiwaren und Götzenbildern in die menschenreichen Dörfer des Tieflandes östlich von Sorata reist. —

So ritt ich, acht Tage lang, durch die Bergwüste.

Digitized by Google

# Drei neue Gedichte

Von Musketier Max Barthel

## Der Flieger

Kühle und Tau,
klingender Himmel, zärtlich und blau,
erster Gesang in silbriger Helle,
Licht und Gesang eine einzige Quelle —
Gräser im Wind,
die lauter zitternde Flämmchen sind,
jegliches Blatt ein fröhliches Loben,
hört nur, ein Flieger surrt schon da oben!

Im rasenden Schwung
zwang er die Niederung,
denn er und sein Flugzeug sind jung, sind jung!
Sichere Kraft und sicheres Gleiten,
überall Licht und überall Weiten,
Raum und Entfeßlung, Sonne und Ziel.
Ich, auf der duldenden Erde geboren,
Frontsoldat und dem Tod erkoren,
ach, ich bin in die Höhe verloren!

In den Verstecken,
zwischen blühenden Bäumen und duftenden Hecken,
recken Geschütze, gierig Rohr an Rohr,
sich zu dem kreisenden Vogel empor.

Im heulenden Bogen
kommen die tollen Schrapnelle geflogen,
Schuß bellt auf Schuß den Kreisenden an.
Ruhig fliegt er mitten im Schrecken,
Zugvogelsicher und flammend wie Geist,
der des Todes eiserne Decken
mit einer kühnen Wendung zerreißt . . .
und ist in das strahlende Leuchten verloren.

Digitized by Google

Die Vögel singen den Morgensang
Den leise sausenden Wäldern entlang.
Siehe, wie zärtlich küßt uns der Wind!
Ich, auf der duldenden Erde geboren,
Ach, ich bin in die Höhe verloren ...
Erde, du schmerzhafte Mutter, ich bin ja dein Kind!

## Pfingsten

Jedes Ding
hat ein eignes Gesicht!
Um die zerschossenen Berge fließt Rosenlicht.
Wir Soldaten heben
uns aus des Winters eisigem Ring
und fühlen wie steigende Flut das Leben.
Wir zittern wie Gräser im Wind und beben.

O die verfluchte Zeit
im rieselnden Stollen!
Da quollen die bitteren Träume der Einsamkeit
und kein Fluch und kein Grollen
hatte uns aus den Klauen des Dunkels befreit.
O du blühende Welt, wie bist du so weit!

Liebe Kameraden,
jetzt wollen wir Seele und Leib im Frühling baden,
wollen wie Blatt und Blüte tun
und wieder wachsen und stille sein,
wie Kinder im Schoß der liebenden Mutter ruhn:
Siehe, die Sonne ist Brot, siehe, die Luft ist Wein.

Über die Welt fließt Sonnenschein!

## Der Tote

Von den Maschinengewehren zerbissen,
lag vor dem Graben, es war nur ein Sprung,
ein toter Soldat, zerfetzt und zerrissen.

Digitized by Google

In einer Nacht
haben wir uns zu dritt aufgemacht,
den Toten in unsere Zeltbahn gebunden
und uns durchs Drahtverhau geschunden.
Herrgott, wie war doch der Tote jung!

Wir Musketiere
standen um den Toten stumm wie Tiere.
Jedem war es, als ob er friere . . .
Und es war doch eine dunkle, bebende Nacht,
als wir ihn in die Stellung gebracht.

Wir Jungen haben
Den toten Bruder nicht begraben.
Wir waren alle viel zu jung,
alle noch viel Kraft und Schwung!
Wehrleute
bargen des Todes blutige Beute.

Da begruben sie auch unsere Jugenderinnerung.

---

## Schmoller

Der Tod des großen Nationalökonomen und Wirtschaftspolitikers bedeutet ein Ereignis nach zwei Richtungen hin.

Einmal stehen wir am Ende einer ungemein erfolgreichen Entwicklung. Sie ist eigentlich nicht mit grundsätzlichen und fundamentalen Leistungen zu charakterisieren. Nicht, wie es vielfach geschehen ist, leuchtet das einsame Fanal einer Theorie und einer großen Leistung auf, sondern Schmollers Dasein ist nicht in der Form einer ungemein siegessicheren Potenz zu erleuchten, sondern eher in der bedächtigen Form einer Addition. Ein Ergebnis stellt sich auf die Schultern des früheren. Er war nur unbewußt Umstürzler. Alle seine großen Leistungen der Sozialpolitik entstanden nicht aus der Einsamkeit des Weltwandlers, sondern in der geruhsamen (wenn auch manchmal subjektiv aufregenden) Entwicklung des Tages. Es wäre alles gekommen auch ohne ihn, dennoch bedeutet er für die innerpolitische Entwickelung der letzten Jahrzehnte eine fortwährende Quelle der Anregung. Er hat ungeheure Verdienste im einzelnen und im gesamten für die Entwicklung der ökonomischen Wissenschaft. Er hat eine Methode eingeführt. Es gibt noch heute unzählige Bücher der ökonomischen Wissenschaft, kleine Monographien und Teilleistungen, denen man schon von weitem ansieht, daß sie im Seminar Schmollers gearbeitet wurden oder doch ihre Anregung fanden. Die großen Ar-

Digitized by Google

beiten aus der wirtschaftspolitischen Geschichte Preußens sind Muster von Fleiß, Umsicht und Ergebnisfülle. Seine Lehrbücher sind klar, anschaulich und lehrreich. Seine Leistung im „Verein für Sozialpolitik" ist ungeheuer, wenn man erkennt, welcher Wust von Unglauben und Unwissenheit über das Wesen der sozialen Frage zu beseitigen war. Seine Leistung erscheint schon im statistischen Sinne bedeutsam, und wir fühlen: hier starb ein Mann, der jetzt zum erstenmale müßig ist.

Die zweite Richtung aber, die der Tod Schmollers anrührt, ist prinzipieller Art. Sie kommt aus dem Punkte in der Entwicklung der ökonomischen Wissenschaft. Bei der größten Bedeutsamkeit der Einzelleistung ist es unfraglich, daß Schmoller der Nationalökonomie zur Gefahr wurde. An ihm erfüllte sich die Tragik, daß er so viel für eine Wissenschaft tat und dennoch ihr Gesicht nicht klärte. Er schrieb der Wirtschaftswissenschaft die Geschichte, die Grundformeln und die Entwicklung, das Gerippe und die „ewigen Gesetze", und jetzt, da er nicht mehr ist, ist kaum zu sagen, daß er ihr Rückgrat und ein unverlierbares Gesicht schuf. An seinem Tode will mir jetzt scheinen, als ob sich die Frage zwingend erhöbe, ob die Ökonomie ein Ableger der Historie bleiben oder sich zu der unentwegten Schönheit und Kühnheit einer eigenen Gesetzmäßigkeit aufschwingen wolle. Bei dem überragenden Einfluß Schmollerscher Gedankenwelt und Nachfolge schien es, als ob sich die Ökonomie damit zufrieden geben müsse, auf die praktische Gestaltung des Staates einzuwirken und die Entwicklung der Menschheit vom Standpunkt wirtschaftspolitischen Geschehens zu erklären. Bei der tiefen Bedeutsamkeit seiner Leistung in der ganzen Dimension des nationalökonomischen Bereichs steht er an seinem Tode mit leeren Händen da, weil er nicht glauben wollte, daß es eine Theorie gäbe, die ganz um ihrer selbst willen, ohne jede Einschränkung und ohne jeden Rationalismus, sich entfalte und entwickle. Deshalb steht der größte Anhänger der Tatsachenwissenschaft mit einer Fülle von Tatsachen da, die ihn beinahe erdrücken. Es fehlte Schmoller die göttliche Idee des Systems, die alle Einzeltatsachen wie in einem Brennpunkte sammelt. Es fehlte ihm das System, das die Fülle des Lebens bändigt.

Schmollers Tod weist auf seine ungeheure Leistung mit Drängen hin. Auf seinen Schultern stehen viele, die ohne ihn nicht das Rüstzeug hätten, auf dem sie bauen können. Sein Verstehen der klassischen Nationalökonomie, seine Teilarbeiten zum Verständnis der sozialen Verhältnisse, sein tätiges Eingreifen in der Arbeit des Staates, seine kräftige Teilnahme an der Verwaltung der Wirtschaft werden ihn unvergessen machen. Aber auch an ihm bewährt sich die Untreue und tiefe Undankbarkeit des Lebens. Denn indem es ihn noch mit Auszeichnungen überhäufte, indem es ihm alle Würden und Ehren und Freunde schenkte, weist es wiederum mitleidlos auf jene Stellen, da er sterblich war. Die Verführung, den Schmollerschen Weg der bedächtigen Erkenntnis zu gehen, wird weiterhin für die Nationalökonomen bestehen. Gehen sie ihn alle, wird die in der Harmonie äußern und innern Menschentums bestechende Gestalt des alten Meisters Schmoller alle an sich ziehen, dann wird die große Wissenschaft der Nationalökonomie bald zu einem Ableger der Geschichte geworden sein. Wird sie an der Ge-

Digitized by Google

fahr vorübergehen, dann wird sie Schmoller als einen der Tüchtigsten am Aufbau ihres wissenschaftlichen Fundamentes betrachten dürfen. Der unentwegt arbeitete, bis die stoffliche Grundlage zum himmelhohen Bau der Systeme vorhanden war. Deshalb erfüllt sich an seinem Tode zugleich das Ende einer erfolgreichen Entwicklung und der Beginn einer neuen Epoche. Das Leben aber hat nicht nur in den Begebenheiten des Tages, sondern auch in seinen objektivierenden Epochen die Gemütsroheit des „Le roi est mort, vive le roi!"

Norbert Einstein

## Headlines und Zeitungsköpfe

„Headlines" nennt man in Amerika und auch in England die stark sensationellen Überschriften, die quer über die ganze erste Seite der Tageszeitungen laufen. Sie sind das richtige Symbol der amerikanischen gelben Presse, und je gelber ein Blatt, desto größer diese Überschriften. Es kommt vor, daß über die Hälfte der ersten Seite von diesen Ankündigungen erfüllt ist und erst dann der eigentliche redaktionelle Teil beginnt. Mit diesen Headlines, so sei nebenbei bemerkt, wollen jetzt die Amerikaner mit aller Gewalt die mangelnde Stimmung für den Krieg schaffen. Das geht hervor aus einer Arbeit, die kürzlich in dem journalistischen Seminar der Universität Columbia angefertigt wurde; der Verfasser führte aus, man müsse systematisch alle Überschriften in einem gegen Deutschland aufpeitschenden Sinne abfassen, man dürfe nicht mehr schreiben: „Fortschritte der Franzosen" oder „Rückschlag bei der französischen Armee", sondern: „Unsere Fortschritte" und „Ein Rückschlag für uns" usw.

In Deutschland nun, wo von jeher die Presse in der Form recht sachlich gehalten war, kannte man früher diese Überschriften nur ganz vereinzelt bei den wenigen Blättern, die auf den Straßenverkauf angewiesen waren. Der Krieg hat auch darin eine Änderung gebracht. Das erklärt sich nicht etwa aus Lust an der Sensation, sondern entsprach dem im Anfang des Krieges vorhandenen Bedürfnis, besonders markante Dinge auch entsprechend markant anzuzeigen. Allmählich aber ist dieses Bedürfnis geschwunden, die Dinge entwickeln sich sehr langsam, und der Schriftleiter, der diese Headlines oder, wie man bei uns sagt, „Leisten" zu verfassen hat, befindet sich häufig in einer argen Verlegenheit, was er denn Sensationelles quer über die ganze Zeitung schreiben soll. Infolgedessen sieht man da auch manchmal recht merkwürdige Dinge, wie etwa: „Der Friedensalp der Entente" oder: „Rußlands Stunden gezählt", oder man hilft sich mit der Heraushebung ganz unwesentlicher Dinge aus dem Tagesbericht. Daß diese Leisten häufig recht gekünstelt wirken, ist kein schlechtes Zeichen für die deutschen Journalisten, denn es legt davon Zeugnis ab, daß die deutschen Journalisten viel zu sachlich und anständig sind, um jenen amerikanischen Schwindel richtig mitmachen zu können.

Viele Blätter sind denn auch allmählich dazu übergegangen, mit derartigen Überschriften wieder aufzuhören, darunter neuerdings sogar einige große Berliner Zeitungen, bei denen doch die Überschrift am ehesten einen gewissen Sinn hat, weil dort der Straßenverkauf verhältnismäßig stark ist. Der Schritt ist heute

Digitized by Google

besonders zu begrüßen, denn diese dicken Leisten nehmen den Platz für sachliche Ausführungen weg, da heute bekanntlich die Blätter unter einem ungewöhnlichen Papiermangel leiden. Sie unterstehen Einschränkungsmaßnahmen, die kaum mehr erträglich sind, und ihre Klagen sind dementsprechend recht beweglich.

Nun gibt es ein Zweites, womit die Blätter teilweise außerordentlich verschwenderisch umgehen, das ist der Zeitungskopf. Den besten Beweis, wie hier vorgegangen wird, zeigt vielleicht folgende Zusammenstellung von Blättern, die uns gerade zufällig vorliegen:

| (In Zentimeter) | Kopf | | Leiste | |
|---|---|---|---|---|
| Deutscher Reichsanzeiger | $14^3/_4$ | + | 0 | = $14^3/_4$ |
| Berliner Tageblatt . . . | 13 | + | 3 | = 16 |
| Tägliche Rundschau . . . | $12^1/_2$ | + | 2 | = $14^1/_2$ |
| Hamburger Nachrichten . | 12 | + | 0 | = 12 |
| Fränkischer Kurier . . . | $11^1/_2$ | + | 2 | = $14^1/_2$ |
| Vossische Zeitung . . . . | 11 | + | 0 | = 11 |
| Hamburg. Korrespondent | 11 | + | 3 | = 13 |
| Berliner Börsencourier . | 10 | + | 0 | = 10 |
| Berliner Börsenzeitung . | $9^1/_2$ | + | 2 | = $11^1/_2$ |
| Rhein.-Westf. Zeitung . | 9 | + | 0 | = 9 |
| Hannoverscher Kurier . . | 8 | + | 2 | = 10 |
| Frankfurter Zeitung . . | $7^1/_2$ | + | 0 | = $7^1/_2$ |
| Kölnische Volkszeitung . | $7^1/_2$ | + | 0 | = $7^1/_2$ |
| Kölnische Zeitung . . . . | $6^1/_4$ | + | 0 | = $6^1/_4$ |

Man sieht, hier sind ganz außerordentliche Unterschiede, und in Bezug auf Selbstbeschränkung stehen die Kölner Blätter an erster Stelle, während umgekehrt der „Reichsanzeiger", der doch mit gutem Beispiel vorangehen sollte, mit den verschwenderischsten Kopf zur Schau trägt, obwohl gerade bei ihm eine solche Üppigkeit keinerlei Sinn hat. Daß man in dieser Richtung noch viel mehr sparen könnte, zeigt eine Reihe von großen Blättern des Auslandes. So hat zum Beispiel in England die „Times" nur eine Kopfhöhe von 6 cm, der „Manchester Guardian" eine solche von $6^3/_4$. Aber selbst das ist noch nicht die Grenze, bis zu der man offenbar ohne Schaden gehen kann, denn die größte holländische Zeitung, der „Nieuwe Rotterdamsche Courant", kommt mit $5^1/_2$ cm aus. Vielleicht entschließt man sich nun bei den Blättern, in denen man heute noch mit großen Überschriften und noch größeren Köpfen arbeitet, zu einer weisen Selbstbeschränkung und benutzt den ersparten Raum zur Erweiterung der jetzt fast unerträglich eingeschränkten sachlichen Mitteilungen. Das Publikum wird dem Redakteur Dank wissen. Severus

## Kriegslyrik

Über die „Theorie" der Kriegslyrik, über ihre Arten und Formen, ihre Güte und Grenzen ist schon unendlich viel zusammengeschrieben worden; wir wollen diese Betrachtungen nicht um eine weitere vermehren. Einem raschen Begeisterungstaumel über den Zustrom von neuem Erlebnis in die deutsche Dichtung folgte der Kater der Kritik; man war geneigt, mit dem Blick auf die unendliche Vielfalt und den ewigen Gleichklang der Verse, die durch die Spalten der Zeitungen rieselten, nun vor diesem ganzen Gebiet die negativen Vorzeichen zu häufen. Das ist töricht. Die Kriegsgedichte der Isolde Kurz, von H. Hesse, W. Klemm und einigen anderen, werden innerhalb der Lebensarbeit dieser Dichter wie in unserer Kunst als große Zeugen bleiben. Andere mag man wieder vergessen.

Aufmerksamer betrachtete man eine Zeitlang die Dichter, die der Krieg erst „gemacht" hat, Männer, von denen man vorher nichts wußte, und die nun für ihr neues Erleben eine Form fanden, die sie als Dichter,

Digitized by Google

als Künstler aus eigenem legitimierte. Mit einem Gedicht waren sie plötzlich ins Bewußtsein der Nation getreten, etwa Lersch und Bröger; sie haben „weitergedichtet" und das Versprechen ihres überraschenden Anfangs gehalten. Kann man noch sagen, daß sie „durch den Krieg" Dichter wurden? Er gab ihnen eine aufnahmebereite Zuhörerschaft, die sie um deswillen noch besonders im Gedächtnis behielt, weil nicht „Intellektuelle", sondern Arbeiter zu ihnen sprachen — aber sie wären früher oder später doch „Dichter" geworden, und waren es sicher schon früher im Sinnen, Denken und Hoffen.

So wird es auch mit Max Barthel stehen. Die Leitung des „März" erhält täglich Sendungen aus dem Feld, wo so viele durch Muße und neue Eindrücke „Schriftsteller" geworden sind oder werden wollen; immer freuen wir uns, wenn die Adresse die etwas krausen, aber ausdrucksvollen Schriftzüge von Barthel trägt. Das heutige Heft enthält drei Gedichte von ihm, die wir für sehr schön halten; wir wollen diejenigen unserer Leser, die mit uns an Barthels Beiträgen ihre Freude haben, darauf aufmerksam machen, daß vor einiger Zeit eine Sammlung von ihm: „Verse aus den Argonnen" bei Eugen Diederichs in Jena erschienen ist. Barthel ist Schreiner, hat als wandernder Gesell ein Stück Welt bis zum Süden Italiens gesehen und macht den Krieg in einem württembergischen Regiment mit, das schon in vielen schweren Kämpfen stand. Mehr weiß ich nicht von ihm. Aber das ist auch nicht nötig. Was er ist und kann, zeigt jedes seiner Gedichte.

Ein Mann mit einer eigenwüchsigen herben Sprachkraft, so fern dem abgegriffenen Wortschatz der Massenlyriker als der krampfhaft eitlen Koketterie des neuen Literatentums, ein natürliches Formtalent, das seine Bilder in straffe Strophen des Kunstgesangs zu spannen versteht, als im losen Rhythmus aus Wort und Gefüge die eigentümlichen Schönheiten zu heben, dem Eindruck der Episoden ganz hingegeben, so daß man ihn um seiner naturhaft nahen Eindringlichkeit der Schilderung manchmal einen Idylliker des Grauens nennen könnte, eine ehrfürchtige Seele, die das große Pathos des Leidens nicht in schale oder laute Worte aus dem Geschehen herausreißt, sondern sie zag, empfindsam, keusch zwischen dem Erleben versenkt, und eine Gesinnung, die sich wortlos zur Pflicht, Tapferkeit, Dienst kehrt, aber nie die Heimat, den Frieden, die Segnung aufbauender Werktagsarbeit vergißt. Vielleicht strebt Barthel hier manchmal zum Typischen, will in einzelnen Stücken zeigen, wie der einfache Musketier, der in der industriellen Lohnarbeit schon während des Friedens Massenkamerad gewesen ist, den Krieg erlebt, und doch wird man ihn selber nicht als Typus begreifen wollen und können. Denn seine Formung, die Handschrift seiner Seele ist zu persönlich, und es fehlt alles Leitartikelhafte, das solcher Programmlyrik immer heimlich anhaftet. Wenn er aus dem Kriegshandwerk entlassen ist, wird er mit Goethe oder Mörike in die deutsche Landschaft wandern. Seine Kriegsgedichte aber werden uns noch in Jahren nahe bleiben, als beste und reinste Zeugen, wie ein empfindsames und doch starkes Menschentum den Krieg in einen künstlerischen Eindruck umzwang, ganz anders als etwa W. Klemm, der intellektueller ist, aber mit ähnlicher Freiheit und gleichem Reichtum.

*

Digitized by Google

Noch zwei andere Hefte mit Gedichten liegen vor mir. Eines enthält die Sammlung von Versen aus der Feldzeitung der vierten Armee „Krieg in Flandern"; die Wahl ist mit kluger Vorsicht und gutem Takt getroffen und gibt so eine in ihrer Gesamtheit doch sehr erstaunliche Höhenlage. Wenn man diese Arbeiten als den „Durchschnitt" von Versen der Feldzeitungen nehmen könnte, dann darf man zufrieden sein. Hier sprechen viele Nichtliteraten, Zufalls- und Einmaldichter, Anregungen von irgendher werden deutlich, und das ganze Büchlein will viel weniger Kunsturteil als menschliche Bewertung. Hier hält es stand, und zeigt im Auf und Ab der Motive, der Formen, der Stimmungen schöne Frische und Lebendigkeit. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.)

Das andere Büchlein heißt: „Schulter an Schulter". Es sind die Gedichte dreier Arbeiter, die von den Werkleuten vom Haus Nyland bei Vopelius in Jena herausgegeben wurden: Engelke, Lersch, Zielcke. Meinetwegen „proletarische" Kunst, in der manchmal gewalttätigen Ungeschlachtheit des Formwillens, nicht schlackenfrei, umstellt von der Problematik, zu starken Symbolwerten zu kommen, bedrängt von einem Chaos äußerer und innerer Ungeklärtheit — aber Kraft, Größe der Anschauung und Kühnheit der Aussage. Hier spürt man sofort: das ist kein Kraftmeiertum des Cafés, sondern der Kampf um den Ausdruck, der sich seinen Weg selber bahnen muß.

Theodor Heuss

# Städtedarlehen im Kriege

Den Finanzreferenten der Städte hat der Krieg besonders übel mitgespielt. Sie, die gewohnt waren, in regelmäßigen Abständen von einigen Jahren die immer wachsenden städtischen Unternehmungen durch Anleihen zu fundieren, wurden plötzlich außerstande gesetzt, auf diesem Wege fortzufahren. Der Grundsatz, daß nur das Reich berechtigt sei, an die Sparer heranzutreten, traf sie härter als die anderen Konkurrenten am Kapitalmarkte. Die großen Hypothekeninstitute hatten gar kein Bedürfnis, in alter Weise Pfandbriefe zu verkaufen, da ja die Bautätigkeit ruhte, und die Industrie war bald so im Geldverdienen, daß allmählich viel größere Verlegenheit darüber entstand, wie man überflüssige Gelder anlegen, als wie man notwendige Kapitalien erhalten sollte. Die Verlegenheit der Städte war aber, wie gesagt, darum doppelt schlimm, weil ja der Krieg ihnen ganz ungeheure Lasten für die Kriegsfürsorge im weitesten Sinne des Wortes auferlegte, und so mußte man denn neue Wege gehen. Stadtwechsel kamen plötzlich in Mode und wurden willig in außerordentlich hohen Beträgen von den Privatbanken und der Reichsbank diskontiert. Daneben ließ man sich, wie die letzten Bilanzen unserer Kreditinstitute ziemlich deutlich zeigen, laufende Kredite im sogenannten Kontokorrentverkehr einräumen. Daß im übrigen diese Art der Geldaufnahme keineswegs nur bei den Banken vorgenommen wurde, zeigt das kürzlich hier besprochene Beispiel der Daimler-Gesellschaft, die mit einem sehr erheblichen Betrag Gläubigerin der Stadt Stuttgart geworden ist.

Digitized by Google

Allmählich aber fand sich eine neue Form, die der Schuldscheine. Die Städte stellen auf Grund der ihnen gegebenen staatlichen Genehmigung Schuldscheine aus, die auf eine Reihe von Jahren, meistens acht bis zehn, laufen und gewöhnlich dem Käufer etwas über 5 Prozent Zinsen einbringen. Dieser Geschäftszweig ist so groß geworden, daß es eigene Vermittler gibt, die sich im wesentlichen nur damit befassen. Wenn ein Kapitalist oder eine Gesellschaft Geld anzulegen hat und sie wendet sich an einen solchen Mittelsmann, so bekommt der Suchende eine förmliche Musterkollektion aller möglichen Städte vorgelegt, zwischen denen er zu wählen hat.

Soweit nun dieses Schuldscheingeschäft im Inland vorgenommen wird, ist nichts dagegen zu sagen. Anders aber ist es mit dem Verkauf dieser Scheine im Ausland. Da werden Geschäfte gemacht, die doch im Interesse der Steuerzahler gar manchmal recht bedenklich sind. Wohlverstanden, die Aufnahme von Darlehen im Auslande durch die Städte ist an und für sich nicht zu verwerfen, im Gegenteil, sie könnte unter Umständen sogar dem Vaterlande gute Dienste leisten. Es sei nur daran erinnert, wie beispielsweise zu der Zeit, als Amerika noch nicht der Entente beigetreten war, Frankreich die Schwierigkeit, seine Valuta aufrechtzuerhalten, in der Weise überwand, daß es seine großen Städte vorschob und diesen Anleihen in Amerika vermittelte. Auch in Deutschland sind solche Geschäfte im allgemeinen Interesse gemacht worden. Aber manchmal, oder sagen wir häufig, ist es in der letzten Zeit vorgekommen, daß dabei Bedingungen eingegangen wurden, die doch, wie gesagt, recht bedenklich sind. Es sind beispielsweise durch eine Reihe von rheinischen und vor allem badischen Städten in der Schweiz Abschlüsse erfolgt, bei denen die geldnehmende Stadt die Verpflichtung übernahm, die Rückzahlung auf Grund normaler Valutaverhältnisse vorzunehmen. Was das bedeutet, kann man sich vorstellen: die Schweiz gibt einer deutschen Stadt einen Kredit von 205 Millionen Mark; sie muß dabei für die Mark 65 Centimes zahlen. Die Stadt aber hat sich zu verpflichten, den Franken auf Grundlage des Friedenswertes von 122 Centimes zurückzuzahlen. Wenn nun, was niemand wissen kann, bei der Fälligkeit die Valuta noch nicht normal ist, so erleiden die Steuerzahler einen unter Umständen geradezu unheimlichen Verlust. Zu allem Überfluß verlangen auch noch die Schweizer Kreditgeber die Garantie einer Versicherungsgesellschaft, die ihrerseits natürlich auch wieder eine entsprechende Provision auf die Summe schlägt. Man kann diese Art von Geschäften nicht anders als skandalös bezeichnen, denn ganz abgesehen von dem erwähnten großen Risiko ist die Art, solche Geschäfte zu machen, unwürdig und verdirbt unseren Kredit im Auslande vollends. Es ist hohe Zeit, daß hier einmal von der Zentralstelle aus ein kräftiges Wort gesprochen wird. Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

# Berliner Telegramm

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Berlin, 11. Juli 1917.

Ich kann den erbetenen Brief über die Lösung der Krisis nicht schreiben. Mangels Lösung und mangels Zeit.

Die Dinge haben eine rapide Entwicklung genommen. Im Sinn einer klaren und offenen Kriegszielbeschränkung. Darüber gibt der Beschluß des Reichstags, der übermorgen gefaßt wird, Auskunft. Das Zentrum ist auf die Seite der reinen Verteidigungspolitik getreten. Damit ist eine starke Mehrheit mit Volkspartei und Sozialdemokratie hergestellt. Die Reichsregierung wird die Richtlinie dieser Politik annehmen. Das Ausland hat es nun mit einer von der Reichsregierung bestätigten Politik der deutschen Volksvertretung zu tun. Sie hat Anlaß zu neuer Erwägung und Entschließung. Trotzt die Entente, so findet sie hinter dem Reichstag das deutsche Volk entschlossen zum vierten Winterfeldzug und zu ununterbrochener Fortsetzung des Tauchbootkriegs.

Der Akt des Parlaments ist der erste Schritt zu einem Parlamentswillen und zur Parlamentarisierung.

Der Kaiser und König von Preußen hat gestern das Reichstagswahlrecht für Preußen proklamiert. Das bedeutet die Ermöglichung der Demokratisierung Preußens. Dieses Ereignis hat schon als bevorstehend in Verbindung mit der Kriegszielpolitik des Reichstags die Konservativen und Alldeutschen revolutioniert. Wir erleben Dinge in den Ausschüssen und in der Presse, die unmöglich schienen. Die nationalliberale Partei erlebt die schwersten Erschütterungen. Außerstande, ihre bisherige Politik zu empfehlen und diejenige der Mehrheit, zu der sich das



Digitized by Google

Zentrum rasch entschlossen hat, mitzumachen, sehen sie die Rettung in dem Schrei nach Beseitigung von Bethmann Hollweg. Sie haben soeben den außergewöhnlichen Schritt getan, dies vom Kaiser zu verlangen, als Minderheit gegen die Mehrheit. Dies ist der Anfang des „parlamentarischen Verfahrens", das sie gleichzeitig verlangen.

Vier Fünftel des Reichstags verlangt Parlamentarisierung. Auch Ludendorff, der sich zu der inneren Politik äußert und Parlamentariern ermöglicht, dies mitzuteilen!

Heute nacht um zwölf Uhr hat der Kronprinz von Preußen die Reichstagsabgeordneten Westarp, Stresemann und Mertin, Payer und David zu sich berufen. Auch ein ganz außerordentlicher Akt.

Bis heute hat Bethmann das Vertrauen des Kaisers, und die Mehrheit des Reichstags ist bereit, ihm keine Schwierigkeiten zu machen. Wie lange die heißen Julikämpfe in Berlin dauern werden, ist nicht sicher. Da sie Deutschland nicht stärken, ist ihr rascher Abschluß eine gebieterische Forderung. All diese noch nicht abgeschlossenen Ereignisse zeigen Deutschland und der Welt, daß Volk und Volksvertretung eine neue Zeit heraufzuführen mitten im Weltkrieg die höchsten Anstrengungen machen. Ich hoffe, es gelingt, trotz alledem und alledem.

# Der rumänische Bauer

Von Adolf Flachs

Der Anschluß Rumäniens an die Verbandsgruppe hätte durch geschickte Maßregeln hintertrieben werden können — das bezweifelt wohl keiner von den wenigen, die gründliche Kenner rumänischer Zustände sind. Aber deren Stimmen fanden ja leider kein Gehör. Um in solch wichtigen Dingen, deren verfehlte Behandlung viel Blut, Ansehen, Macht und Geld kostet, mitreden zu dürfen, bedarf es nicht etwa nachweisbarer Sachkenntnis — oberflächliches Wissen und in irgendeiner Weise erlangte Fühlung mit den einflußreichen Kreisen

Digitized by Google

genügen vollkommen. Auch bei unseren, Rumänien betreffenden Friedensverhandlungen wird man den wahrhaft Kundigen erst post festum gestatten, ihre Meinung zu äußern ...

Eine schiefe Ansicht von rumänischen Dingen erhält, wer immer nur auf Bukarest blickt und glaubt, daß die Hauptstadt das ganze Land widerspiegelt und politisch vertritt. Einen im Staatsleben sehr wichtigen Faktor bildet u. a. trotz seiner Unreife das Bauerntum. Es enthält große, latente Kraft. Die Diplomaten des zaristischen Rußlands wußten das und haben es verstanden, sie gelegentlich zu wecken und auszuspielen. Bei der Neuordnung der Zustände in Rumänien, soll sie gute Folgen haben, muß der Bauer mit in die Rechnung gestellt werden; einige Worte über ihn dürften daher nicht unwillkommen sein.

* * *

In Norddeutschland schwirren häufig zwei kurze, aber vielsagende Redensarten durch die Luft: „Wenn schon!" und „Na, dann nicht!" Diese Ausrufe besitzen je nach den Anlässen verschiedene Bedeutung. Sie bilden zugleich Scheinwerfer, die einen Blick in das Seelenleben des rumänischen Bauern gestatten. „Wenn schon — deshalb werde ich mich nicht aufknüpfen" — „Na, dann nicht, es wird auch so gehen!" sind ungefähr die Gedanken des geduldigen Bauern, so oft Unannehmlichkeiten, Kränkungen, Sorgen des Tages, der Woche ihn treffen, und er fertigt die unerfreulichen Ereignisse mit einem Witz, derben Fluch oder einem der klugen Sprichwörter ab, an denen seine Sprache so reich ist.

Der Rumäne vom Lande ist ein griesgrämiger Naturphilosoph, er hat an allem, was da lebt und besteht, etwas auszusetzen. Bei dem Anblick der schönsten Frucht denkt er an den Wurm, der vielleicht schon an ihrer Zerstörung arbeitet, und der kristallklare Bach, der munter vom Berg herabspringt, erinnert ihn an die Zerstörung, die das Wasser im Frühling anrichten kann. So geht der Bauer still, phlegmatisch und pessimistisch durch das Leben. Er verschönt es jedoch durch seine Phantasie, die sich in den herrlichen Volksmärchen, Liedern und interessanten Gebräuchen und nicht zum geringsten in der Fülle von seltsamen abergläubischen Anschauungen widerspiegelt. Der Bauer kann jedoch nicht allzulange in dieser Stimmung verharren, die, obgleich hin und wieder von farbigen Phantasiebildern erhellt, hauptsächlich eintönig grau ist. Urplötzlich tritt ein Wechsel ein: irgendein innerer oder äußerer Vorgang schaltet die normale Seelenverfassung aus. Der Bauer wird laut und lustig, allein seine neue Stimmung hat meist Untertöne von Satire und Bosheit, deren Schärfe sich gegen andere wie gegen sich selbst richtet. Der Grundton der Melancholie dämpft dabei

Digitized by Google

die Lebhaftigkeit der Äußerungen. Oder der Bauer verliert mit einem Mal seine Passivität, eine merkwürdige Tatkraft zum Guten oder Bösen erfaßt ihn, er fängt an, sich um die Welt und sich selbst zu bekümmern, mit der Absicht, irgendwie und irgendwo einzugreifen. Bemächtigt sich seiner dieses Verlangen, so verschwindet die unterwürfige Friedfertigkeit, die ihm sonst eigen ist. Er läßt sich nichts mehr gefallen, trägt den Kopf hoch, geht würdevoller einher. Befindet er sich in solcher Laune, so ist nicht gut mit ihm Kirschen essen. Man kann da leicht die unangenehme Entdeckung erleben, daß der rumänische Bauer ein Löwe im Schafpelz ist, ein Löwe, der sich allerdings nur sehr selten in seiner wahren Gestalt zeigt.

Von den 7500000 Bewohnern des Königreichs Rumänien sind mehr als drei Viertel Bauern. Wenn sie durch geeignete, an- oder aufreizende Maßregeln aus ihrer Gleichgültigkeit aufgerüttelt werden, oder wenn sie sich selbst aufraffen, bilden sie eine starke, zugleich die unbotmäßigste Macht des Landes. Bei Bauernunruhen zeigt sich das. Dann sind sie eben Stimmungsmenschen, gegen deren eigensinnige Kraft die bildungsmäßig höher stehenden Städter eine Zeitlang nichts, gar nichts auszurichten vermögen.

Da verhältnismäßig wenige Landbewohner nach der Stadt ziehen, so wird das Bauerntum, je mehr die Dorfschule es weckt und belehrt, um so kräftiger und für das Staatsleben bedeutungsvoller werden. Damit im Zusammenhange wird auch das vorläufig noch schwache Selbstbewußtsein sich naturgemäß langsam, aber stetig steigern. Nach dem Krieg wird diese höhere Einschätzung des eigenen Wertes sogar rasch zunehmen, denn den Bauern ist es selbstverständlich bekannt, daß sie die überwiegende Mehrheit der Mannschaft bilden, daß sie überhaupt im gesamten Staatsorganismus ein außerordentlich wichtiges Moment darstellen. An Versprechungen, ihr trauriges, an Sklavenleben erinnerndes Los zu bessern, hatte es in den letzten Jahrzehnten nicht gefehlt; war die liberale Partei am Ruder, so stellten ihnen die Konservativen, meist Großgrundbesitzer, gerechte Agrarreformen in Aussicht, und gelangten diese zur Macht, so forderten die Liberalen stürmisch Güteraufteilung und andere wunderschöne Sachen zugunsten der bedauernswerten Bauern. Bisher ist aber nichts Ernstes, Durchgreifendes geschehen, und beide Teile lassen auch, ganz nach russisch-zaristischem Vorbild, den Bauer gern auf seinem bedenklichen Tiefstand der Kultur.

Der demokratische Orkan in Rußland braust auch über den Pruth nach Rumänien hinein und wird in jedem Fall dort die Luft etwas gereinigt haben. Der demokratische Gedanke wurzelt ja fest in Rumänien — vielleicht eine Folge der jahrhundertelangen Berührung mit den Türken, für die jeder Mensch vor allem ein Mensch ist — und es ist nicht unmöglich, daß er jetzt endlich zu gesundem Gedeihen kommt.

Digitized by Google

Einen von den zahlreichen Beweisen, die sich für die demokratische Denkungsart anführen ließen, liefert die Sprache. Sie kennt drei Formen der Anrede: das feierliche „Domnia Voastra", wörtlich „Eure Herrschaft", gleichbedeutend mit unserem deutschen „Sie" — das „Tu" (Du) und die zwischen den beiden liegende freundschaftliche Form „Dumnia ta" (Deine Herrschaft). Im allgemeinen dauert es bei dem Umgang mit Rumänen gar nicht lange, bis die steife erste Form durch die gemütlichere Mittelform ersetzt wird, und von da bis zum „Tu", das durchaus nicht immer innige Freundschaft voraussetzt, ist nur ein kurzer Schritt. Die Hospodare von einst wurden immer mit „Maria ta" (Deine Größe) angesprochen, und auch jetzt noch wird diese Anrede dem Könige gegenüber von Bauern angewendet.

Kennzeichnend ist auch, daß sich das mitteleuropäische Titelwesen dort nicht einbürgern konnte; und völlig lächerlich erscheint es den Rumänen, wenn der Titel des Mannes im gesellschaftlichen Verkehr auch der Gattin zugesprochen wird.

In richtiger Beurteilung solch vernünftiger Anschauungen hat auch die Verfassung keinen Adelsstand geschaffen. Zum Leidwesen vieler Bojaren, die denn doch gesellschaftlich de facto eine bevorzugte Klasse bilden. Zu ihr zählt man hauptsächlich Großgrundbesitzer, Familien, die mindestens einen kleinen Stammbaum nachweisen können. Nebenbei bemerkt: im allgemeinen sind die Bojaren ernster und ehrenwerter als die vielfach aus Emporkömmlingen schlimmster Art bestehenden oberen Gesellschaftschichten in den Städten.

Dem rumänischen Bauern, der eine sehr trübe Vergangenheit hinter sich hat, den erst Fürst Cuza aus der Leibeigenschaft befreit hat, winkt jetzt wahrscheinlich eine hellere Zukunft. Es gibt in Rumänien einige weitsichtige Politiker, die ihre vor Jahren begonnenen Bemühungen um die materielle, sittliche und geistige Entwicklung des Bauernstandes jetzt beschleunigen möchten. Dadurch würden sie mittelbar erheblich an der Umgestaltung des Staatswesens, in dem bloß die oberen und mittleren Volksschichten Macht, Einfluß und Ansehen besitzen, in einen Bauernstaat arbeiten. Ein naheliegendes Vorbild wäre Bulgarien. Allein dieser wiedererstandene kräftige Staat besitzt, bisher zum mindesten, keinen Adelsstand, auch keine gesellschaftlich hochstehende Volksschicht, und das Bojarentum in Rumänien ist schließlich ein Ergebnis der Entwicklung des Landes und könnte ohne Schaden kaum völlig vernichtet werden. So wird, wenn erst der Augiasstall von Unbildung, Unordnung, Mißwirtschaft, Günstlingswesen usw. gereinigt sein wird, Rumänien sich vielleicht zu einem Bauernstaat entwickeln, in dem den ausschlaggebenden Faktor die bäuerische Landbevölkerung bilden und der Adel bloß geduldet sein wird.



Digitized by Google

# Galizischer Türkenkrieg

## Feldzugsnotizen

Von Reinhard Weer

### I.

### Abschied vom Westen

Nachts um drei Uhr flötete neben meinem Bett der Summer des Feldtelephons. Er hatte einige Mühe, mich zu wecken. Aus der Muschel klang's in der kalten, geschäftsmäßigen Befehlssprache: „Fernspruch aus dem Großen Hauptquartier — zum soundsovielten türkischen Armeekorps überwiesen — Meldung bei einem Heeresgruppenkommando in Ostgalizien — auf allerhöchsten Befehl der Chef des Militärkabinetts." Da gab's keinen Schlaf mehr.

Zwei Tage vorher war die Batterie aus ihrer neuen Bergstellung herausgezogen worden und in Ruhequartiere in die freundliche französische Kleinstadt gekommen. Tägliches Ausrücken war beabsichtigt, um die durch Fahren von Munition und Material dem Bespanntexerzieren entfremdeten Fahrer und Batteriegäule wieder in diesen Dienstzweig einzugewöhnen und die Geschützbedienungen mit den Anforderungen des Bewegungskriegs aufs neue vertraut zu machen. Diese Aufgabe sah ich mir nun aus den Händen entwunden.

Um acht Uhr bei der im Hof der ehemaligen französischen Kürassierkaserne zwischen Stall und Sprunggarten aufgefahrenen Batterie. Die stand wie ein dunkles Mauerviereck von Mannschaften und Pferden, Geschützen und Munitionswagen im dünnen Rinnen des Oktoberregens, starr und gerade, während der älteste Offizier, treuer Kamerad langer, schöner Feldzugszeit, meldete. Der diensttuende Telephonist hatte den nächtlichen Befehl mit angehört und fürs Bekanntwerden der Neuigkeit gesorgt; so wußten die Leute schon Bescheid. Der Gruß „Guten Morgen, Batterie!" und die dröhnende Antwort „Guten Morgen, Herr Leutnant!" bekamen daher heute einen besonderen, schweren und ernsten Sinn. Hinaus auf den Exerzierplatz. Mit sechzig Pferden ging's über die grüne Fläche, im Schritt und im Trabe mit wechselnder Reihenfolge, in enger und gelöster Ordnung. Wie von einer Maschine ausgeführt, die Geschütze immer haarscharf in Richtung, klappten die Bewegungen. Ich konnte stolz sein auf die Batterie an diesem letzten Tage. Einem vorübergaloppierenden Stabsoffizier von der Garde meldete ich die exerzierende Truppe. „Sagen Sie mal, können Sie mir ge-

Digitized by Google

legentlich für die Unterweisung meiner Infanteristen ein Geschütz leihen?" fragte er, mir die Hand reichend. „Zu Befehl, Herr Major, recht gern, aber das wird mein Nachfolger tun. Ich habe meine Versetzung zu den Türken in der Tasche." — „Donnerwetter, da beneide ich Sie! Können Sie mich nicht mitnehmen?"

Beim Batterieappell Verabschiedung von den in langer Front angetretenen Unteroffizieren und Mannschaften. Es wurde bitterer, als ich vorher gedacht hatte — seltsam, wie weich und wehmütig selbst dem mit allerlei Feldzugserfahrungen Gepanzerten bei so etwas zumute werden kann! Wie sehr verknüpft doch eine lange Kriegszeit die in soldatischer Pflichterfüllung Geeinten, auch wenn nicht gar so viel Böses und Ernstes gemeinsam durchlebt worden ist! — Mittags im Quartier ein eiliges Abschiedsessen mit den Freunden, denen zuliebe eine Einladung des Divisionskommandeurs ausgeschlagen werden mußte. Die Aufnahme, die in dem schmalen, herbstlichen Rosengärtchen hinter dem Hause gemacht wurde, erreichte mich vier Wochen später im fernsten und finstersten Winkel Galiziens, zwischen Österreichern und Türken, und löste ein nie gekanntes Heimwehgefühl nach der Westfront und den alten Kameraden aus.

Der Rest des Tages verging wie im Fluge bei Reisevorbreitungen, Abmeldungen bei den Vorgesetzten und einer Fahrt in unser altes Dörfchen Evricourt, bei dem wir früher in Stellung gewesen, zur Ausräumung meines netten, gemütlichen Unterstandes; Bilder und Möbel blieben drin, zum Besten meines Nachfolgers. Spät abends mit ein paar Kameraden zur Bahn. Die Züge halten weit draußen auf freier Strecke, weil die Station unter Feuer liegt. Im dunklen Abteil stand ich am Fenster und suchte die Konturen der Landschaft zu erkennen. Der stark abgenutzte belgische Wagen stieß und rüttelte auf den Schienen in immer gleichem Rhythmus. Müde machte das und traurig. Aus dem Stampfen und Schlagen der Räder formte sich den tastenden Sinnen etwas, das wie ein unermüdlich wiederholter wehmütiger Abschiedsgruß klang — ein Abschiedsgruß an die Freunde und Kampfgenossen im Westen, an Batterie und Regiment.

## II.

### Zwischen den Fronten

Über Sankt Quentin hing wie eine Aureole von hellen Tönen das Geklingel des carillon, des Glockenspiels vom Rathause her. Diesen letzten friedlichen Klang aus dem kriegerischen Westen nahm ich auf dem Wege nach Osten mit.

Dann kam tiefer Schlaf.

Digitized by Google

Irgendwo stieg ein großer, dunkler Offizier ein, dem eine Haarsträhne in die Stirn hing, besetzte das schmutzige rote Polster gegenüber, streckte sich gleich mir langwegs zum Schlafen aus. Etwas eigentümlich Wildes, Unbeherrschtes war in seinen Bewegungen. Es gab ein phantastisch sonderbares Beieinandersein. Wir kamen in die Gegend, wo allnächtlich Fliegerbomben fielen. Ein lautes, krachendes Halten des Wagens, der Fahrtgenosse fliegt wie ein Ball in die Höhe, tobt mit einem Schreckensruf wie gehetzt aus dem Abteil, ist nach einer Weile mit einem Satz wieder drinnen, wirft sich mit stoßendem, jagendem Atem auf seine Lagerstatt und schläft in der nächsten Minute schon wieder. Ein kleiner Vulkan in Menschengestalt! Nachher schrecke ich durch einen Schrei empor: „Batterie, Feuer!" Der andere sitzt aufrecht: „Sie haben geträumt, Herr Kamerad." Er oder ich, oder wir beide? Es war etwas Gequältes in uns beiden, das sich gewaltsam entlud.

Es war, wie ich später erfuhr, einer unserer bekanntesten Flieger.

Am Morgen lag ich wieder im Halbschlaf; der wilde Fahrtgenosse war, ohne daß ich es bemerkt hatte, verschwunden. Bei der Batterie in ihrer Waldstellung hinter dem grünen Bergrücken ist Besichtigung angesagt. Mit dem Regimentskommandeur kommt der Kaiser, was uns nicht weiter verwunderlich erscheint. Das Auto hält an dem wundervoll ausgebauten betonierten Stand des ersten Geschützes. „Ich komme, um Ihnen mitzuteilen, daß Sie zu den Türken kommandiert sind." —„Alleruntertänigsten Dank, Majestät." — „Haben Sie noch einen besonderen Wunsch?" — „Jawohl, Majestät; könnte ich die Batterie nicht mitnehmen?" Der Kaiser nickte gnädig, die Batterie schrie Hurra — und vom Sitz auffahrend, sah ich draußen Landstürmer vom Bahnschutz, die einen in Urlaub fahrenden Kameraden zum Zug begleitet und ihm als Abschiedsgruß ein Hurra dargebracht hatten.

Solch ein Traumerlebnis stimmt nachdenklich. Man wird also künftig fern von den Landsgenossen sein Soldatenschicksal weiterspinnen, einsam unter Fremden: keine Truppe, keine Mannschaft mehr da, für die man sorgen, mit der man sich so recht eins fühlen kann. Liebe Feldzugskameraden, wird man euch jemals wiedersehen? Wenn es der Kaiser wüßte, wieviel guter Wille und Opferfreudigkeit in solch einer schlichten Feldbatterie stecken, wenn er wüßte, wie brav ihr immer eure Schuldigkeit getan, er käme zu euch in die Waldstellung hinter dem grünen Bergrücken, ließe euch antreten und gäbe jedem von euch die Hand.

* * *

Ohne langen Aufenthalt ging's quer durch die belagerte Festung Deutschland, zum westlichen Tore hinein, zum östlichen hinaus. Das Land lag herbstlich zwischen den Fronten, auf neun Viertel Kriegsjahre zurückschauend,

Digitized by Google

einem neuen Winter der Entbehrungen entgegengehend — aber dennoch tapfer und bereit.

* * *

Der Name „Galizien" pflegt in uns Deutschen nicht gerade die angenehmsten Vorstellungen zu wecken. Wir denken es uns als ein weites, eintöniges, teils zu dicht und anderenteils zu schwach bevölkertes, in Armut und Schmutz hoffnungslos steckengebliebenes Land, eine Art provinziellster Provinz, die nur derjenige aufsucht, der sie aufsuchen muß. Wer so denkt — und ich selbst kann mich nicht davon freisprechen, so gedacht zu haben —, tut diesem Lande unrecht. Wie in jeder communis opinio, so steckt natürlich auch in der eben angedeuteten immerhin ein Kern von Wahrheit: Galizien ist wirtschaftlich kein Musterland, und für Fremdenverkehr eignet es sich ganz und gar nicht. Im übrigen scheue ich aber nicht die Behauptung, daß es schön ist: in den Gegenden an der Zlota Lipa und Narajowka, die ich kennen lernte, stehen bergbekrönende Buchenwälder, die sich an Pracht fast mit den berühmteren an der deutschen und dänischen Ostseeküste vergleichen lassen, und oft kommt man beim Umherreiten durch Schlamm und Schmutz und aufgeweichte Felder in Gegenden, die beinahe alpenländisch anmuten und die mit der Schönheit ihrer kühnen Berge und gewellten Matten in einem schier unbegreiflichen Gegensatz stehen zu der wüsten Verwilderung der in Armlichkeit und Kriegsnot verkommenen bewohnten Täler; auch finden sich einige Schlösser (sehr zahlreich sind sie wohl nicht), die diesen Namen mit viel mehr Recht tragen als die große Mehrheit der Legion von „chateaux" in Frankreich. So viel zur einstweiligen Ehrenrettung dieses mit Unrecht verrufenen und als Kriegsschauplatz zu so schmerzlicher Berühmtheit gelangten Landes. —

Es war Nacht, als ich in Oderberg über die Grenze fuhr; so sah man zuerst mehr von den neuen Menschen als von dem neuen Land. Ein mehrstündiger Aufenthalt in Wartesaal und Wirtschaft gab Gelegenheit zu der Feststellung, daß solch eine Grenzstation, schon in Friedenszeiten kein angenehmer Ort zum Verweilen, im Kriege eine kleine Hölle ist. Der neue Zug war überfüllt, und das vielleicht begreifliche, aber nicht sehr diplomatische Bestreben der österreichischen Eisenbahner, die eigenen Offiziere besser unterzubringen als die vereinzelten deutschen Herren, trat deutlich in Erscheinung. Ich betone jedoch sogleich, daß dieser immerhin erwähnenswerte Eindruck der einzige seiner Art geblieben ist und daß österreichische Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft sich seitdem oft mir gegenüber bewährt haben. Anderntags im Speisewagen nette und gewandte Offiziere, meist Ungarn, mit denen's sich gemütlich plaudern ließ. Mir gegenüber zwei

Digitized by Google

grundverschiedene Oberleutnantstypen, der alte Zweibund an einem Tische: dunkel und schlank der eine, mit kühnen grauen Augen und rassiger Nase in dem gelben Gesicht, ganz Franzose in Aussehen und Gebaren, der andere durchaus slawisch: blond, stiernackig, breite Backenknochen über roten Wangen, phlegmatisch im Ausdruck der Augen und in allen Bewegungen, der ganze Mann so, wie man sich den Durchschnittsrussen vorstellt. Draußen drehte sich die nordgalizische Landschaft vorüber. Krakau verschlief ich noch, so gab Przemysl das erste deutliche Bild — ein Augenblicksbild allerdings nur, wie man es vom Zuge aus erhascht, und zwar ein überraschend friedliches Augenblicksbild. Ein paar Kirchen ohne Höhe und ein paar Häuser ohne Ehrgeiz, ziemlich weitläufig und unregelmäßig gebaut, viele Holzbaracken und Ställe wie auf einem Truppenübungsplatz, ein ganz hübsches Stadtbild am Fluß, dahinter auf einem Bergrücken mit steilem Abfall, dem berühmten Tatarenberg, eine Anlage, die ein Fort sein konnte: Wall, Mauer, Schuppen, Antenne für Funkerdienst — das war alles, was ich bei Durchfahrt und kurzem Aufenthalt des Zuges sah. Weiter draußen ein Kranz von Feldbefestigungen, ein weiter und loser Kranz nur, kein starrer, festschließender Gürtel, mit beträchtlichen Drahtverhauen, aber Deckungen, wie wir sie im Westen bei Beginn des Stellungskrieges bauten, alles stark von Unkraut und Gesträuch überwuchert und darum heute von recht friedlichem Aussehen. Russische Feldstellungen waren trotz aller Aufmerksamkeit überhaupt nicht zu entdecken, wohl aber gab es an den Straßen kreuzbezeichnete Gräber, ziemlich viele Gräber. Man sieht es Przemysl nicht an, daß es in diesem Feldzug zwei schwere Belagerungen erlitten hat, und man merkt es Galizien nur wenig an, daß es zweimal im Wege der Gewalt den Besitzer wechselte. — Die Landschaft ganz Nordgaliziens erwies sich mir als nicht wesensverschieden von der Mittel- und Norddeutschlands, nur ist sie weiter, flächiger: so, als ob man aus einem Quadratkilometer deutschen Landes zwei oder drei Quadratkilometer Galizien gemacht hätte. Anders ist freilich die Staffage von Kirchen, Türmen, Häusern, Menschen, und die gewisse galizische Patina von Unreinlichkeit und Verwilderung, die hier zum Stil gehört, wird man bei uns nicht ungern vermissen. — Lemberg, das am Nachmittag erreicht wurde, blieb für mich ein offener Posten, eine Frage, späterer Beantwortung vorbehalten. Ich sah nur den abgelegenen Bahnhof und vom Bahnhofsplatz aus ein entferntes Häusergewirr, keine Silhouette, kein Stadtbild. Dann ging's weiter nach Südosten, ins Kriegsgebiet.

Drei Nächte bei drei verschiedenen Kommandostellen, deren Nennung sich verbietet. Ein Empfang beim Grafen Bothmer, der uns liebenswürdig, zugleich hoheitsvoll und soldatisch-schlicht entgegentrat; seine eindrucksvolle, schon äußerlich überragende Erscheinung haftet wohl jedem, der ihn gesehen,

Digitized by Google

tief in der Erinnerung. Es wurde ein langsames und beschwerliches Reisen. So nahe schon glaubte man sich dem Ziel, und doch kam immer noch einmal ein neuer Tag herauf, dunkelte eine neue Nacht, ohne daß man am Ende der Reise war. Ein paar Ruhepunkte gab's auf dem Wege, unerwünscht für den ans Ziel Drängenden. Chodorow, der Name klingt wie ein Rabenkrächzen, und ganze Heereszüge von Raben kreisen wie tönende dunkle Wolken über den von Wäldern umzirkten öden Ort. Dort fingen die von den Russen verbrannten Bahnhöfe an. Die Namensschilder auf den Stationen tragen jetzt wieder neben den ruthenischen die alten polnischen Aufschriften, die von den Russen weiß überpinselt worden waren. In dem ziemlich schlimm zugerichteten Städtchen Rohatyn, dessen zahlreiche Judenhäuser russischer Brandschatzung zum Opfer gefallen sind und dessen Straßen die erste schwache Vorstellung von den ungeahnten Möglichkeiten galizischen Schlammes vermitteln, traf man Kameraden, ebenfalls zu den Türken kommandiert. Da schien mit einem Male manches Neue und Fremde freundlicher und leichter zu tragen.

Von da an gab's nur noch Dörfer, schlimme, arme Dörfer, und von Dorf zu Dorf wuchsen Schmutz und Armut. Die Autos und Wagen, die uns weitertrugen, platschten und spritzten durch Flüsse und Seen von Schlamm. Grau und wild wurde das Land, durch das wir uns vorarbeiteten zu unserem Ziel, den in Galizien kämpfenden Türken.

# Max Liebermann

## (zu seinem 70. Geburtstage am 20. Juli)

Von Theodor Heuß

Vom Patriarchen hat er gar nichts. Er ist sehr früh alt geworden in seiner Kunst, hat nicht viel herumprobiert, sondern mit Instinkt und Schulung Dinge gemalt, die er eben konnte, und dann sind die Jahre, die Jahrzehnte gekommen, die ihn immer jung zeigten, lerneifrig, zur Wandlung bereit, diskutierend, ehemals im Angriff, später in halber Verteidigung.

Seine Kunst ist „literarisch" gänzlich uninteressant, und doch hat sie die dickste Kunstliteratur um sich gesammelt, sein Leben hat einen ganz glatten Verlauf genommen in vollendeter Problemlosigkeit, und doch drängen sich seit Jahren die Biographien dieses Lebenden. Er ist der vielbeschriebenste Maler Deutschlands — was man bei Naturen wie Klinger oder Thoma

Digitized by Google

begreift, daß sie um ihrer bewußten und romantischen Vielfältigkeiten „Erklärer" und Theoretiker aufriefen, ist hier unbegreiflich. Oder doch nicht? Liegt es nicht eben an dieser temperamentvollen Sachlichkeit, daß sie die Köpfe zur Auseinandersetzung zwang? Weil die Unterhaltung mit dem Werk des Mannes zu einer Klärung in Kunstdingen schlechtweg führen konnte oder mußte.

Er hat sich übrigens selber an dieser Unterhaltung nicht nur mit den Zeugnissen von Pinsel und Griffel beteiligt, sondern auch mit der Schreibfeder, und vielleicht gab dieses Aussprechen von Meinungen nachträglich dem Werk selber einen programmatischen Charakter, den es durch das bloße Da-Sein gar nicht zeigte. Seine Schriften sind nun auch in der Tat Begleitworte zur eigenen Leistung, und sie sind wesentlich durch ihre kräftige Klarheit und charakteristisch durch den völlig unromantischen Rationalismus: was er etwa über die Phantasie in der Kunst sagt, ist das Vollkommenste, was über das eigene Werk zu sagen ist, und in seiner Weise zwingend, indem es die „Phantasie" nicht als eine Sonderbegabung dieses oder jenes Gestalters erkennt, sondern schlechtweg als ein Grundelement jeder künstlerischen Formung, die Gesehenes oder Vorgestelltes in einen bleibenden Ausdruck bindet.

Liebermann mochte daran gelegen sein, die eigene und der Weggenossen Kunst gegen den Vorwurf zu wahren, der sein Heranwachsen bedrängt hatte (da waren es die Alten, die „Idealisten", die schimpften) und den sein Alter von einer neuen, jungen Generation hörte: daß sie um ihres „Impressionismus" willen, um der bloßen Naturschilderseligkeit von flinken Augen und Händen des seelischen, oder wie man heute lieber sagt, des geistigen Ausdrucks ermangle. Darüber mochte er sich ärgern und sein Werk als Zeugnis nicht genügen lassen. Die Kampfstellung blieb ihm eigentümlich bis ins Alter: er war immer ein aktives Naturell, ein Willensmensch und Organisator, mit geschultem, lebhaftem Verstand und raschem, sarkastischem Witz. Die Anekdotensammler können wohl auch bei ihm einmal Ernte halten.

Uns erscheint das Streiten um die Kunstworte als eine nicht ganz sachnotwendige Literatenbeschäftigung. Sie ist ja keine Erfindung von heute, wenn auch durch den „Betrieb" augenfälliger geworden, und man kann der Zwangsläufigkeit ihrer Fragen kaum mehr entrinnen — doch schließen wir einmal die Ohren für ihre Rede und tun nur das Auge auf zum Werk. Da sehen wir: aus einer dunkel gehaltenen, malerisch intim empfundenen Genrewelt wächst eine Kunst der Vereinfachung hervor, die etwas arm in der Palette ist, da nur wenige und gedämpfte oder verschleierte Farben miteinander sprechen, die aber im engen Umfang mit großer Ökonomie und Einsicht einheitliche und ausdrucksvolle Gestaltungen schafft.

Digitized by Google

Die, von Millet beeinflußt, doch ohne das Pathos einer Weltanschauung, in die Malerei einen stark zeichnerischen Charakter hineinbringt, Umrißlinien, strenge oder lebhafte Bewegungsmotive — so vielfältig die farbigen Versuche, die Liebermann, angeregt und anregend, unternimmt, seine zeichnerische Freude wird nie von dem rein malerischen Augeneindruck aufgelöst, sondern bleibt das führende Element der Bildnerarbeit. Seine „Phantasie"! Jedes seiner wesentlichen Werke widerlegt durch die kluge Bildorganisation den Vorwurf des „Abschreibens" der Natur, in den Skizzen allerdings, die ganz sachlich empfindende Hingabe an den Natureindruck sein wollen, bleibt die Lebendigkeit der raschen Arbeit so frisch wie der zusammenfassende Blick in eine Landschaft, der das Wesentliche sehen will. Dieser „Impressionismus" ist, etwa im Gegensatz zu dem Monets, sehr aktiv, manchmal hastig, geistreich, sicher nie „gemütlich", aber darum in den Grenzen auch echt und immer fesselnd, wenn auch nicht immer bedeutend.

In den letzten Jahren hat Liebermann eine stärkere Farbigkeit in seine Tafeln gebracht. Licht haben sie lange besessen, aber es war ohne Wärme gewesen, weiß, zerteilend, ein Kompositionselement, keine farbige Fröhlichkeit. Seine hellen Bilder aus Holland waren in einem fahlen Grau und Grün, in das manchmal kaltes weißes Licht tropfte. Plötzlich sah er die lärmende Buntheit der Amsterdamer Judengasse oder die üppige Pracht roter, blauer, gelber Blumenbeete auf saftigem Wiesengrund. Die neue Jugend hatte ihm den Star gestochen.

Unvergeßlich bleiben einige seiner Bildnisse. Man erinnert sich an Bode, Alfred von Berger, den alten Rathenau —, das Gedächtnis hält sie ganz frisch, so zwingend war ihre Geschlossenheit. Ob er unbedeutende, gleichgültige Köpfe malen kann, ohne daß sie zur Karikatur werden müßten, weiß ich nicht. Er bekommt meistens Modelle, bei denen es sich lohnt; er stilisiert sie nicht, sondern geht auf ihre animalische Lebendigkeit los, wie sie im zufälligen Moment sich erschließt. Frans Hals ist hier sein Vorbild — der Pinsel ist nicht so flüssig, die Laune vielleicht nicht so souverän, aber die innere Haltung die gleiche.

Und so malt er fort. Wenn man an ihn denkt und daß er jetzt ins biblische Alter tritt, so bleibt alle Jubiläumsstimmung seltsam entfernt. Als man Thoma oder Steinhausen vor einigen Jahren seinen Glückwunsch gab, war die Atmosphäre anders. Liebermann als Jubelgreis zu begrüßen — das geht nicht. Seine Jugend und seine Skepsis wehren ab. In zehn Jahren vielleicht ist die Distanz gefunden. Heute ist er, dessen Name seit bald vierzig Jahre eine geschichtliche Bewegung trägt, noch zu stark mitformende Gegenwart.

Digitized by Google

# Pädagogische Ketzereien

Von W. Eggenschwyler



rziehung nennt man's — als ob um jeden Preis daran gezerrt und gezogen werden müßte!

Der Mensch ein Produkt der Erziehung? — Gewiß, nur bedenke man, daß 95 Prozent aller Erziehung unbewußt und ungewollt geschehen. Selbst der weiseste Pädagoge erreicht mehr Unbeabsichtigtes als Gewolltes.

Durch die wachsende Spezialisierung der Berufe, durch die Absorption der Eltern im Erwerbsleben, durch die Trennung von Praxis und Theorie auf allen Gebieten verfällt die Jugenderziehung mehr und mehr der Papierwährung und macht aus den wenigen, die trotzdem noch in der Praxis aufwachsen, einen privilegierten Stand.

Die Menschheit bedarf verschiedener Berufs-, Bildungs- und Charaktertypen, der Ausführenden wie der Befehlenden, der Wagenden und Handelnden wie der Forscher und Denker. Dadurch, daß die Schule allen ein durchschnittliches Kulturideal aufzwängt, schädigt sie die künftigen Angestellten und Gelehrten genau so, wie die von ihrem Wege abgelenkten Unternehmer, Organisatoren und Problemesteller. — Den ersteren schafft sie eine unnütze Konkurrenz, den letzteren bringt sie Zeitverlust und Abneigung gegen spontane Beschäftigung.

Die Erziehung, wie der ganze Gesellschaftsaufbau, unterliegt abwechselnd ausgleichenden („demokratisierenden") und differenzierenden („aristokratischen") Tendenzen. Nach langem Wohlstand und bei starkem Bedarf an ausführenden Kräften (wie heute), wo der Arbeiter ausnahmsweise eine „gesuchte Ware" wird, nivelliert sich die Kultur, erblickt man ihre Aufgabe in der Hebung des Durchschnitts, dem unbedenklich die selteneren Eigenschaften geopfert werden. Mit eintretender Verarmung oder Depression steigt wieder der Bedarf an Führern — der mittlere Typus fällt im Preis; die Demokratie, der Form nach beibehalten, flaut ab.

Erlöst möchten sie schon sein, aber nur durch solche, die nicht besser und gescheiter sind als sie selbst! Wer helfen will, soll sich zuerst darüber aus-

Digitized by Google

weisen, daß er „Volk" ist, sonst springt ihm die Bestie Neid an den Nacken und macht seine guten Absichten zunichte. — Moral: Wer andere aus dem Sumpf ziehen will, der steige erst selbst hinein!

Durch die „Verhältnisse" läßt man sich lenken, wo es an Männern fehlt. — Der historische Materialismus ist das Selbstbekenntnis einer willensschwachen Gelehrtengeneration.

Freiheit und immer wieder Freiheit: das ist die erste Lebensbedingung des höheren Menschen, gerade wie Zwang die notwendige Schule der Vielen und Unreifen ist. Ist man aber im Zweifel, zu welcher Klasse einer gehöre, so gibt es einen sehr einfachen Mittelweg: Man fange mit Unfreiheit an und gewähre Freiheit als Preis der Selbstüberwindung. — Man lasse die Freiheit *erkämpfen*: so macht man sie dem Beschenkten wertvoller und schadet weder dem höheren noch dem niederen Typus.

*Irrtum hinsichtlich des Genies.* Wenn die Menge einem Genie ihre Anerkennung nicht mehr zu versagen wagt (was meist erst nach seinem Tode eintritt), so macht sie es sofort zum Gegenstand eines Kultus, d. h. sie nimmt zwischen sich und ihm eine angeborene Wesensverschiedenheit an, glaubt, daß der geniale Mensch von Geburt an zu etwas ganz Außerordentlichem bestimmt gewesen sei und gar nicht anders als genial habe handeln können. In Wirklichkeit ist das Genie vom Nichtgenie nicht qualitativ, sondern quantitativ verschieden. Jeder geniale Mensch wird anerkennen, daß er in seiner Jugend Dutzende von gleich oder ähnlich befähigten jungen Leuten gekannt hat, daß also jede menschliche Gesellschaft von Ansätzen zu Genies wimmelt, daß aber die meisten von ihnen durch den Unverstand der Menge, durch das Pflichtgefühl der Erzieher oder ganz einfach durch ihren *Beruf* vorzeitig geknickt und zu Alltagsmenschen umgebogen werden.

Dadurch, daß es dem Genie einen besonderen Ursprung zuschreibt, entschuldigt sich das Publikum dafür, daß es seinen eigenen genialen Regungen nicht zu folgen wußte.

Weshalb sich das Genie nicht auf Schulen erzeugen läßt? — Einzig und allein deswegen, weil alle Schulen auf die *Massenabrichtung* und die Hebung des *Durchschnitts* eingerichtet sind, und weil dem zur Freiarbeit Befähigten gerade das frommt, was dem großen Haufen *nicht* frommt und was die Schule aus ihren Räumen verbannen muß.

Digitized by Google

Die Einrichtung auf den Massenbetrieb ist die eigentliche Erbsünde unseres Erziehungswesens, der Hemmschuh, der verhindert, daß unsere Kultur unserem Wissen und unseren materiellen Mitteln entsprechend in die Höhe schießt. Denn jede kulturelle Hebung der Menschheit setzt eine weit über dem Durchschnitt stehende Führerschaft voraus, und gerade eine solche will die große Menge nicht leiden.

Weshalb die Demokratie bildungsfreundlich ist. Einmal, weil sie einsieht, daß Wissen Macht ist, und weil sie diese Macht nach Kräften an den eigenen Wagen spannen möchte. Dann aber auch, weil das demokratische Regiment an Geist eine ungeheure Verschwendung treibt, für die bescheidenste Streitfrage zehnmal mehr Intelligenz (wenngleich nicht erstklassige) mobil macht, als eigentlich nötig wäre; weil sie mehr Leute für die Verbreitung, Diskussion und Popularisierung ihrer Einfälle braucht, als ein Monarch zur Regierung eines ganzen Staatswesens.

# Glockenabnahme

Von Wilhelm Schussen

Glocke der Runde,
der Weltandacht Bild,
aus deinem Munde
ein Wunderstrom quillt!

Voll Inbrunst tummeln
ringsum feldein
Bienen und Hummeln
und stimmen mit ein.

Herden, sie grasen
friedsam und gut
auf taukühlem Rasen,
und der Schäfer zieht den Hut.

Daß die Glocken wandern,
diese Schuld tragen wir nicht,
die tragen die andern
bis zum Jüngsten Gericht.

O gib, Gott, die Wende,
verwandle die Zeit,
daß die Welt nicht verblende
noch gänzlich im Streit!

Digitized by Google

# Nächte

Von Anton Schnack (Alzenau)

Da waren Nächte: groß, mit fürchterlichem Gewölbe, einen grünlichen Stern inmitten,
Nächte wie Tore, ewig gähnend dunkel, nur in der Windrichtung Jagd von Kolonnen ...
Wehmütige wuchsen herauf mit traurigen Ruinen, mit den Augen zerschlagener Dörfer, von einstmaligen Süßigkeiten zärtlich durchsponnen,
Wo Sehnsüchtige gegen die Sterne weinten und manche Stirne gezeichnet war von klaffender Einsamkeit; o Nacht, wo sie litten.
Da war eine Nacht: halb südlich, mit blauem Untergang, nur ein Rand weiß, überirdisch, vollendet,
Mit einem Aufstieg von Raketen von Front zu Front, eine Nacht silberner Gelassenheit, nur Stille, nur Licht;
Und eine andre kam wie ein Gewitter rollend, entsetzlich, die schlug wie ein Berggewicht
Auf die Heimwehseele, und eine dunkle wiederum, die war ganz sternhaft verblendet;
Auch eine schweigsame fiel herein, tot, ohne Atem, nur mit Schnee, ewig, unendlich,
Streiften fast Engel, selige, über dem Rauch, dachte die Stirne sich weich
Nach Abenden in dunklen Kapellen über dem Rhein; und voller Wind kamen welche und viele mit Regen,
Aber unzählige, hunderte, die waren ganz roh durch Lärm, voll Hohn, voll großer Tote, gelassen und unabwendlich,
Voll bleierner Müdigkeit, wie glühten da schmal aus Verlorenem Gesichter, überquält, gemartert und bleich,
Voll vieler Bitterkeit, da sah man Stirnen sich wortlos auf wühlende Erde tieflegen ...

---

## Amnestie

Das volle Recht der deutschen Presse, politische Vorgänge von der Wichtigkeit des österreichischen Amnestieerlasses eingehend zu beurteilen, soll damit ebensowenig gekürzt wie das legitime Interesse für die deutschen Stammesbrüder in der Monarchie davon berührt werden, wenn man den Versuch der österreichischen Regierung auf dem Weg der weitgehendsten Versöhnlichkeit, eine Verständigung der Nationalitäten, die nun einmal unter einem Dach leben müssen, zustande zu bringen, als eine nicht nur rein innerösterreichische An-

Digitized by Google

gelegenheit sieht, sondern auch nach den zweifellos vorhandenen Absichten, als keine gegen das Deutschtum der Deutschösterreicher gerichtete Aktion einschätzt.

Hochverräter gelten in der ganzen Welt als verächtliche Individuen, aber der Begriff des Hochverrats hat Kautschuknatur und läßt sich in sehr vielen Fällen nur mangelhaft in die Form einer rechtlich ganz einwandfreien Anklage gießen. Die Militärgerichte verdienen ganz gewiß auch in Österreich nicht den Vorwurf, solche Prozesse ohne tiefere Schürfung durchgeführt zu haben. Wohl aber mögen manche Anklagen stark unter politischer Stimmung und militärischer Entrüstung über Verfehlungen zu einem Zeitpunkt, da der Staat von äußeren Feinden bedroht war, erhoben worden sein.

Dieses Moment, sowie der Gedanke, in die Neuordnung des Gesamtstaates keine persönlichen Bitterkeiten herüberzunehmen, dürften dem jungen Kaiser vorgeschwebt haben, als er den Weg der großen Amnestie betrat.

Für die Regierung, welche den größeren und entscheidenden Teil der Verantwortung zu übernehmen hatte, konnten solche Erwägungen nicht maßgebend sein. Für sie durfte es nur reale Gründe geben. Nämlich die Möglichkeit, jene Verständigung zwischen dem slawischen und deutschen Teil Österreichs, die bisher weder durch Einwirkungen der verschiedenen Regierungen, noch durch gegenseitiges Einverstehen der Parteien zu erreichen war, mindestens auf ganz neu gereinigtem Boden anzubahnen. Die Einberufung des Reichsrates, dieses Tummelplatzes für unbegrenzte nationale Gegnerschaften, scheint weit mehr aus Gründen, die in der Weltlage und dem veränderten Weltgesicht zu suchen sind, erfolgt zu sein. Es schien notwendig, vor dem Betreten der Weltbühne, vor Friedensschluß, vielleicht vor dem Eintritt in Friedensunterhandlungen, das Zerrbild eines konstitutionellen Staates ohne Parlament, das man aus nationalen Streitbesorgnissen nicht einzuberufen wagte, zu korrigieren. Und als dieser erste Schritt getan war, erschien der zweite, die Versöhnung zu erleichtern und das tagende Parlament nicht sofort wieder zur Arena teils persönlicher, teils nationaler Kämpfe werden zu lassen, aus dem ersten geboten.

Daß die Geduld und Selbstdisziplin der Deutschen dabei auf die härteste Probe gestellt werden würde, bedauerte man gewiß, denn den Deutschösterreichern, die von sich sagen durften, daß sie keine Kaisertreue auf Kündigung kennen, mußte diese Nivellierung mit den maßlosen Gegnern furchtbar peinlich sein.

Wenn aber der Erfolg der Verständigung zu erreichen wäre, würde diese Entsagung auf deutscher Seite geradezu zur Großtat werden. Österreich muß als Nationalitätenstaat ein Nebeneinander ohne Vorherrschaft, ob es nun föderalistisch oder anders getauft werden soll, nicht nur im Interesse des Gesamtstaates, sondern auch als Existenzbedingung jeder einzelnen nationalen Sondereinheit erreichen. Keine dieser Einheiten kann auf Dauer einen unabhängigen Staat bilden. Was darüber gefaselt wird, von einem selbständigen Tschechenstaat u. dgl., ist teils Utopie, teils nur Kampfmittel, Waffe.

Geradezu tragisch würde die Sache nur — und da fiele die ganze Verantwortung nicht auf den Idealismus des jungen Herrschers, sondern auf die zur Realpolitik ver-

Digitized by Google

pflichtete Regierung — wenn die Amnestie gar keinen Erfolg hätte, was man leider, nach den Maßlosigkeiten einzelner tschechischen Führer auch nach dem Versöhnungsakt, nicht ausschließen darf, und so nicht einmal eine Erleichterung der Lage im Verständigungssinn erreicht würde...

v. S.

## Allerhand Zensuren

Kein kriegführendes Land scheint ohne die Zensur auszukommen, die Gefahr, daß Unvorsichtigkeit oder auch Böswilligkeit irgend eines Organs dem Feind wertvolle Informationen verschaffe, sei es selbst durch ein verräterisches Inserat, ist zu groß. Und deshalb finden wir die Zensur heute ebensowohl in England und in Amerika wie bei den Zentralmächten. Der Grad und die Art der Zensur aber ist außerordentlich verschieden. Sie geht fast überall weit über die Überwachung rein militärischer Dinge hinaus. Am auffälligsten ist die Zensur in Frankreich und in Österreich. In beiden Ländern nämlich finden wir spaltenweise weiße Stellen in den Zeitungen. „Flecktyphus" wurde diese Krankheit getauft. In England und in Deutschland kennt man diese Einrichtung nicht. Der englische Zensor verbietet im allgemeinen keine Meinungsäußerung, wohl aber die Mitteilung von unbequemen Tatsachen. So ist z. B. die Berichterstattung über die seit langem äußerst tiefgehenden Arbeiterunruhen bisher fast völlig unterbunden worden, eine Bewegung, die, wie sich jetzt herausstellt, starkrevolutionären Charakter getragen hat, und die ganz unabhängig von den Gewerkschaften durch syndikalistische Führer in den einzelnen Betrieben unternommen wurde, die sich durch geheime Sprache untereinander verständigten. Daneben hat man drüben das Verbot der Zeitungsausfuhr angewendet. Am bekanntesten ist in dieser Beziehung die Maßregelung der angesehenen liberalen Wochenschrift „Nation" gewesen, aber auch der „Labor Leader" und einige Dutzend weniger bekannte Blätter dürfen nicht mehr über die Grenze. In Deutschland unterliegen, wie gesagt, im Gegensatz zu Frankreich und Österreich die Meldungen prinzipiell keiner Vorzensur. Nur telegraphisches Material aus dem Auslande und rein militärische Artikel müssen der Behörde vorgelegt werden. Als Strafe aber ist die Vorzensur auch in Deutschland bekannt. Ein Blatt, das in irgend welcher Weise nach der Auffassung des zuständigen Generalkommandos gegen die bestehenden Bestimmungen verstoßen hat, kann gezwungen werden, sein ganzes Material oder aber zum mindesten den seines politischen Teiles dem Zensor vor der Drucklegung vorzulegen. In welchem Umfange von dieser Maßnahme in Deutschland Gebrauch gemacht wurde, ist darum nicht zu sagen, weil es den Blättern ausdrücklich verboten ist, von der Verhängung dieser Strafe Mitteilung zu machen. Daß diese Art der Behandlung äußerst bedenklich ist, liegt auf der Hand. Sie ist schlimmer als der französische und österreichische Flecktyphus, denn der Redakteur wird durch diese Maßnahme gezwungen, bei den Lesern, die doch zu ihm Vertrauen hegen, den falschen Eindruck zu erwecken, als ob eine freie politische Meinung geäußert würde, während es sich doch in

Digitized by Google

Wahrheit nur um eine unter obrigkeitlicher Aufsicht stehende Meinungsäußerung handelt. Daß diese Zensurmaßnahme in hohem Grade bedenklich ist, liegt auf der Hand. Deshalb hat auch, gedrängt von der Mehrheit des Reichstages, der Stellvertreter des Reichskanzlers, Dr. Helfferich, am 12. Mai im Reichstag erklärt, die Zensur werde fortab nur noch geübt, wo rein militärische Fragen in Betracht kommen. Es zeigt sich aber, daß diese Erklärung der Zivilgewalt von der Militärgewalt nicht anerkannt wird. Darauf deutete ein sehr auffallendes Vorkommnis. Die „Frankfurter Zeitung" nämlich, die seit ihrem Bestehen jeden Tag einen Leitartikel bringt, unterließ dies über eine Woche lang und brachte statt dessen folgende Mitteilung: „Aus Gründen, die sich öffentlicher Bekanntgabe entziehen, sehen wir uns veranlaßt, den politischen Teil bis auf weiteres ohne eigene Meinungsäußerung erscheinen zu lassen."

Da, wie gesagt, niemand, über den die Vorzensur verhängt worden ist, die Leser unterrichtet hat, so konnte der Außenstehende nur die Vermutung aussprechen, daß hier diese Maßnahme aus irgend welchen Gründen verhängt und das Blatt sich dem nicht gefügt hat, einmal, um gegen das Vorgehen der Zensur zu protestieren, dann aber, um seinen Lesern doch indirekt Mitteilung von der Beschränkung der freien Meinungsäußerung zu machen. Daß derartige Zustände auf die Dauer unerträglich sind, liegt auf der Hand. Interessant war nun die Haltung des Publikums und der Presse selbst in dieser Angelegenheit. Eine Unterstützung des Protestes der „Frankfurter Zeitung" ergab sich eigentlich nur in sozialdemokratischen und — konservativen Blättern. Die meisten sonstigen bürgerlichen Zeitungen schwiegen sich über den Fall aus. Das ist vielleicht kein Zufall und wirft ein recht bezeichnendes Licht auf die durch und durch unpolitische Natur der deutschen Bourgeoisie. Man hätte lesen sollen, mit welcher Leidenschaftlichkeit die Engländer das oben erwähnte Ausfuhrverbot der „Nation" bekämpft und darüber nahezu die Regierung gestürzt wäre. In Deutschland regt man sich über derartige Dinge nicht auf. Wer in der Lage ist, das sogenannte bessere Publikum zu beobachten, wie es derartige Mitteilungen aufnimmt, wie das Frankfurter Blatt sie bringt, ist über den Grad der absoluten Wurstigkeit erschüttert. Wird das jemals anders werden? Severus

## Der neue Hamlet

Des romantischen Hamlets Ende wurde vor einigen Jahren von Julius Bab geweissagt und gewünscht. Gewünscht, weil Hamlet zuviel bedenkt, um etwas leisten zu können, hingegen bei Fortinbras tatkräftiges Handeln das Einfachste, Selbstverständlichste ist. Nichts konnte dem Zeitsinn mehr entsprechen als diese Weissagung von des romantischen Hamlets nahem Ende, denn mit Erfolg hatte das ganze neunzehnte Jahrhundert gegen den Geist der Romantik gekämpft. In der sechsten und letzten Rede seines Buches legte Bab dar, wie das Zeitalter des Fortinbras bereits das Zeitalter des Hamlet abzulösen im Begriffe stände.

Hamlet ist tot, es lebe Fortinbras. Aber wie schon Fortinbras, als gescheiter Auskenner im Tatsächlichen, sich noch den toten Hamlet dienstbar macht für seine eigenen Interessen

Digitized by Google

und ihm nachrühmt und -lügt, er habe sich recht königlich bewährt, so will auch Fortinbras' Zeitalter den interessanten Repräsentanten der beerbten Zeitepoche in seine Erinnerung aufnehmen. Mehr noch als dies: es proklamiert ihn zu seinem Ahnen, gestützt auf des wirklichen Ahnherrns Wort: Hamlet habe sich recht königlich bewährt. Und Mai-Rodegg, der für das Fortinbras-Zeitalter diesen neuen Hamlet entdeckte,*) läßt wissen, daß Hamlet und gerade Hamlet ein Leben von durchaus zweckbewußtem Handeln gelebt habe und daß wir uns seine inneren Hemmungen nur von Goethe aufreden ließen. Das alles belegt Mai-Rodegg mit Shakespeares Hamlet-Worten und mit Hamlets eigenen Taten. Was nun die Hamletworte selbst betrifft, so müßte ich nicht ein paar Spalten, sondern ein kleines Buch zur Verfügung haben, um darzutun, wie jedes der angeführten Worte auch anders gedeutet werden könnte, und daß überhaupt nichts so dehnbar und vieldeutig ist wie die Schrift, weshalb auch nur diese Umdichtung Hamlets — und viel weniger ist Mai-Rodeggs Entdeckung nicht — möglich war. Hamlets Taten nun, die Tötung des Polonius, die Beseitigung von Rosenkranz und Güldenstern und die schließliche Vergeltung am König, die nach Mai-Rodegg gegen die innere Hemmung kronzeugen, die werte ich, erstere und letztere, als Handlung des Affekts und die mittlere als eine Teufelei, für die sein grenzzuständlicher Geist nicht verantwortlich gemacht werden kann. Mai-Rodegg allerdings, dem es auch um Hamlets Religiosität zu tun ist und infolgedessen ihm der Sein- oder Nicht-Sein-Monolog nicht ein Ausfluß sträflicher Selbstmordgedanken ist, vielmehr in bezug auf den König zu bringen sei . . . Mai-Rodegg allerdings vermag die Entfernung von Rosenkranz und Güldenstern als bewußte Tat noch sittlich, als Gebot der Notwehr, zu entschuldigen, wie denn auch das ganze Hamletdrama eine zur bella vendetta kultivierte und verinnerlichte Blutrache sein soll, was übrigens Joseph Kohler in einem Vorwort zum Buche grundsätzlich unterschreibt. Trotzdem: ich kann nicht glauben, daß eine solche Ideendichtung zu schaffen Shakespeare die Absicht hatte. Was er, der sich vom Leben und nicht von Ideen leiten ließ, darstellen wollte, war wohl eines Menschen Schicksal und Ende, dessen edler Geist, weil gedrängt, die Dinge allzu genau zu betrachten, und er dazu ein Schwerblütler ist, zerbricht, so daß die „edle, hochgebietende Vernunft" in ihm mißtönt gleich „verstimmten Glocken". Die Begebenheiten um Hamlet aber, sie haben doch nur auslösenden Wert, und würden ihrer andere wohl zu gleichen Resultaten führen.

Der romantische Hamlet wurde nun einmal mit der Welt nicht fertig, und da er sich voll Leidenschaft in eine Menschenhandlung hineinstürzte, gab es statt eines gestraften Schuldigen ein ganzes Leichenfeld, er selbst inmitten, so daß es gar dem Tatmenschen Fortinbras grauste, welcher geschaffen und ins Drama hineingestellt wurde, um aus fruchttreibendem Leben heraus gegen diesen Zergrübelten, Tatunfähigen zu zeugen.

Willi Dünwald

*) „Hamlet-Entdeckungen eines Schauspielers" von Gustav Mai-Rodegg. Verlag Oesterheld & Komp., Berlin.

Digitized by Google

## Graphologie

In einem Aufsatz, der mir dieser Tage unter die Finger geriet und der sich „Unsere Heerführer im Spiegel der Handschrift" betitelte, fand ich die folgende Stelle:

„Der Namenszug des Kronprinzen Rupprecht ist mehrfach dick unterstrichen, was einen stark entwickelten dynastischen Stolz vermuten läßt."

Das ist ganz ausgezeichnet gesagt.

Was aber haben wir unter „dynastischem Stolze" zu verstehen?

Ich lege einen Eid ab, daß der Verfasser jenes Aufsatzes aus der Unterschrift unseres Kohlenmannes, die zufällig auch mehrfach dick unterstrichen ist, keinen „dynastischen Stolz" herausgraphologieren wird.

„Ex unque leonem" entschuldigt sich der Herr und fühlt nicht, daß nur die Schafe den Löwen an der Pranke zu erkennen suchen.

Hans Reimann

# Die Zukunft der chemischen Industrie

Die Aktien der größten englischen Farbstoffabrik, Levinstein Ltd. in Manchester, werden zurzeit mit 92 Pfund Sterling bezahlt gegen 10 Schilling vor dem Kriege! Gegen diese Höherbewertung ist die Hausse in deutschen Kriegspapieren höchst bescheiden. Sie gibt zu denken. Denn sie zeigt aufs allerdeutlichste, welche enormen Gewinne heute englische Farbstoffabrikanten einheimsen können, und zwar für verhältnismäßig schlechte Ware. Schon vor einem Jahr zahlte man in England annähernd das Fünfundzwanzig- bis Fünfzigfache des Friedenspreises für Baumwollfarbstoffe. In der Zwischenzeit werden die Preise kaum zurückgegangen sein. Wie erwähnt, sind diese für dieses Sündengeld gelieferten Waren keineswegs gut, denn die Konsumenten, die Färber und Baumwollwarenfabrikanten, klagen ziemlich einheitlich über die mangelnde Echtheit. Dieser Umstand hätte an und für sich etwas sehr Beruhigendes für uns, denn er würde darauf hindeuten, daß man nach dem Kriege unverzüglich wieder alle Farbstoffe von Deutschland kaufen wird. Indessen wird man doch mit einem derartigen Optimismus besser zurückhalten. So klar und günstig liegen nämlich für uns die Dinge denn doch nicht. Hätte der Krieg nur ein oder zwei Jahre gedauert, so wäre das wohl der Fall gewesen. Heute aber muß man sich doch die Lage etwas anders vorstellen. Die lange Dauer des Völkerstreites hat unsere Feinde schlechterdings dazu gezwungen, ohne Rücksicht auf die Kosten sich an die wichtige Farbstoffindustrie heranzumachen und gewaltige Kapitalien in ihr zu investieren, denn ohne Farbstoffe ist eine Industrie gelähmt, die im Frieden annähernd für 4 Milliarden Mark Ware produzierte. Wie die genannten Preise nun zeigen, hat man notgedrungen den Farbstoffabrikanten, unter denen neben Levinstein namentlich die von staatlichem Kapital unterstützte British Dyes Co. zu nennen ist, geradezu phantastische Gewinne gewährt, und diese ermöglichten es den Werken, nicht nur die großen Neuinvestierungen zu unternehmen, sondern auch gründlich auf ihre Anlagen abzuschreiben und darüber hinaus noch Reserven zu stellen.

Wie sich die Dinge in England und anderswo abgespielt haben, zeigen einige außerordentlich gründliche und ausführliche Schriften, die dem Verlag

Digitized by Google

von Ferdinand Enke in Stuttgart zu danken sind. Die Berliner Professoren Hesse und Großmann haben dort unter dem Titel „Englands Handelskrieg und die chemische Industrie" bereits im Jahre 1915 eine Zusammenstellung aller bemerkenswerten Reden englischer Fachleute über das Problem erscheinen lassen. Damals waren die Aussichten noch keineswegs günstig für unsere Feinde. Namentlich der Mangel an einer geeigneten wissenschaftlichen Vorbildung, ferner die Abneigung des Engländers gegen alle reine Wissenschaft, seine Bevorzugung des Althergebrachten, weiter die Tatsache, daß gerade in der Farbstoffindustrie das private Unternehmen mit allen seinen Nachteilen gegenüber der Aktiengesellschaft mit ihren unbeschränkten Kapitalquellen dominierte, waren die größten Hindernisse. Wenn man aber jetzt den vor wenigen Wochen herausgekommenen zweiten Band dieses Werkes durchblättert, so wird man den oben ausgesprochenen Eindruck bestätigt finden, daß in der Zwischenzeit doch sehr viel tüchtige Arbeit in Großbritannien geleistet worden ist.

Von unseren anderen europäischen Feinden haben wir, so scheint es, weniger zu befürchten. Das ergibt sich nicht nur aus dem, was die beiden Bücher von Hesse und Großmann darüber berichten, sondern noch mehr fast aus einem im gleichen Verlag erschienenen äußerst lesenswerten Arbeit des Münchener Chemikers Löffel: „Die chemische Industrie Frankreichs" — eine Arbeit, die noch mehr gibt, als ihr Titel verspricht; denn hier hat ein Mann das Wort, der auf Grund einer genauen Kenntnis von Land und Leuten seine manchmal recht originellen Ideen über das Nachbarland zum Besten gibt. Löffel kommt klipp und klar zu dem Ergebnis, daß Frankreich auf chemischem Gebiete nicht imstande sei, uns bisherige Absatzgebiete streitig zu machen.

So beruhigend das ist, mit um so größerem Ernst wird man das beobachten müssen, was in den Vereinigten Staaten von Nordamerika vor sich geht. Daß dort die chemische Industrie im allgemeinen während des Krieges außerordentlich viel geleistet hat, unterliegt gar keinem Zweifel. Man hat dort die schon früher sehr gut entwickelte Teerfarbenfabrikation weiter ausgebaut, schon um der Entente die notwendigen Explosivstoffe zu liefern. Das, was man über amerikanische Farbstoffe bis vor kurzem gehört hat, war freilich weniger beunruhigend. Auch drüben sind für schlechte Farben geradezu unglaubliche Preise bewilligt worden. Man muß aber die Amerikaner kennen. Das Problem reizt sie ungewöhnlich. Die wissenschaftliche Vorbildung ist viel besser als in England, und die Regierung ist schon lange vor der Kriegserklärung gewillt gewesen, selbst mit sehr unsauberen Mitteln die Industrie zu unterstützen. Es sei hier nur an die erst nach energischen Protesten unterbliebene Absicht des zuständigen Washingtoner Bundesamts erinnert, die der Zollbehörde eingereichten Fakturen der deutschen Firmen mit ihren Angaben über Zusammensetzung der Farbstoffe den Fabrikanten zur Verfügung zu stellen, in einem Zeitpunkt, wo noch „freundschaftliche Beziehungen" zwischen beiden Ländern bestanden.

Aus alledem scheint hervorzugehen, daß die deutsche Farbstoffindustrie nach dem Kriege einen erheblich schwierigeren Standpunkt haben wird als vorher. Daß sie selbstverständlich nach wie vor sehr konkurrenzfähig sein wird, brauchen wir nicht zu bezweifeln. Nur wird sie sich schwerer tun.

Digitized by Google

Gerade sie hat ja im Kriege gezeigt, wie ungewöhnlich fähig sie nach wie vor verwaltet wird. Erst später wird das in voller Klarheit bewiesen werden können.

Immerhin heißt es für sie mehr als je auf dem Posten zu sein. Ob sie nun wirklich auf diesem Wege geht, ob wirklich alles, was sie tut, in dieser Beziehung das Richtige ist, das ist eine andere Frage. Die im vorigen Jahr geschlossene Interessengemeinschaft sämtlicher großer Farbstoffunternehmungen, der sich jetzt ein Geheimabkommen mit der Sprengstoff- und Pulvergruppe anschließt, mag sehr viel für sich haben. Ganz ohne Bedenken ist sie nicht. Denn an und für sich bedeutet die Ausschaltung der Konkurrenz eine gewisse Lähmung der Unternehmungslust. Nun hat ja seinerzeit die Industrie ausdrücklich erklären lassen, gerade dieser Gefahr wisse man zu begegnen, da jedes Gebiet nach wie vor in zwei verschiedenen Fabriken bearbeitet werde. Indessen fallen damit die Bedenken noch keineswegs. Vor allem ist die Freizügigkeit der Chemiker, auf denen doch letzten Endes die Entwicklung dieser Industrie beruht, auf das empfindlichste gehemmt. Wer heute aus irgendwelchen Gründen sich mit einem der chemischen Werke entzweit hat, wird kaum mehr Aussicht haben, in einem anderen Anstellung zu finden. Daß damit die Stellung der Chemiker noch schiefer wird als bisher, liegt auf der Hand. Denn derartige Fälle sind nicht nur denkbar, sondern jeder Eingeweihte kennt sie. Was wird nun ein fähiger Chemiker, der in diese Lage gekommen ist, tun? Es wird ihm unter Umständen nichts anderes übrigbleiben, als auszuwandern, wie denn überhaupt nach dem Kriege die Nachfrage nach deutschen Chemikern aus dem Auslande außerordentlich groß sein wird. Ob die Betreffenden immer diesen Versuchungen widerstehen werden, ist schon deshalb zweifelhaft, weil das Ausland für die wissenschaftlich geschulten Deutschen jeden Preis bezahlen wird und ihnen vielleicht auch größere persönliche Freiheit einräumen wird, als ihnen in Deutschland in den doch mehr oder weniger autokratisch verwalteten Großbetrieben gewährt wird. Bisher sind ja, was zuzugeben ist, die Klagen aus diesen Kreisen verhältnismäßig gering. Das hängt aber damit zusammen, daß einstweilen noch sehr weitsichtige Männer an der Spitze unserer großen Unternehmungen stehen. Sobald aber an deren Stelle ein kleines Epigonengeschlecht treten sollte, wovon in diesen und jenen Unternehmungen schon manches zu spüren ist, dann kann unter Umständen die Gefahr, die in der Aufhebung der freien Konkurrenz liegt, recht ernst werden. Hoffen wir, daß diese innere Gefahr uns erspart bleibt, da die äußere uns ohnehin genug Probleme zu lösen gibt.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

# Von Bethmann zu Michaelis

Von Theodor Heuß

20. Juli.

Der Draht hat die Rede des neuen Kanzlers übermittelt, die große Spannung ist gelöst. Zwar wird man nicht sagen können, daß nun alle Fragen der beiden letzten Wochen eine reinliche Antwort gefunden hätten; sehr Wichtiges bleibt noch im Dunkel, ist noch in Fluß. Doch bestimmte Abgrenzungen sind erfolgt. Michaelis nimmt die Erbschaft seines Vorgängers an, indem er sich nicht nur zur Persönlichkeit Bethmanns bekennt, sondern auch zu seiner sachlichen Leistung. Gewiß wird er bald eigene Zeichen in die deutsche Politik schreiben; aber das, was Bethmanns Feinde von seiner Willenskraft erwarteten, wird er nicht tun, nicht tun können, die Verdeutlichung unserer politischen Probleme, die dieser Juli 1917 gebracht hat, wieder verwischen.

Der Ekel kann einem in die Kehle steigen, wenn man die letzte Etappe der öffentlichen „Kritik" übersieht, die Bethmann zu seinem Ende durchlaufen mußte. Nicht aus Gefühlsmeierei, Leidenschaft ist etwas sehr Natürliches in vaterländischen Dingen, die jedem Lebendigen an die Nieren gehen. Schlimm aber war die Würdelosigkeit, mit der die Berliner Presse (und einiger Anhang) diese Fragen behandelte. Man durfte sich ohne Pharisäertum schämen, Journalist zu sein. Denn jegliches Verantwortungsgefühl schien entflohen, als sich dieses Schreibervolk hinsetzte, um die anständige Leistung eines Mannes mit den wüsten Pointen ihres schalen Witzes in ein geschichtliches Bild zu verwandeln.

Als der Kanzler erledigt war, ging es an den Reichstag. Der kann ja nun, mit robusteren Nerven ausgestattet, eine kräftigere Portion vertragen. Und er hat sich durch das Aufgebot der Stimmungsmache, daß er, d. h. seine Mehrheit, die vaterländischen Fragen dem Parteispiel opfere, nicht verwirren lassen. Er blieb bei seinem Willen stehen. Wir für unsere Person halten die Formulierung der Mehrheitsresolution keineswegs für durchaus glücklich,



Digitized by Google

da sie für den praktischen Fall der Friedensverhandlungen als eine Entwertung unserer militärischen Erfolge und Faustpfänder wirken kann; trotzdem scheint es uns richtig, daß das Parlament auch unter dem Druck der veränderten Situation von seiner Stellungnahme nicht zurückwich. Charakteristisch genug für den mangelhaften politischen Sinn unserer „gebildeten" Schicht, daß sie dies erwartete, ohne ein Gefühl dafür, daß die Volksvertretung in einem geschichtlich großen Moment in die Behauptung und Vertiefung ihrer Rechts- und Machtlage eintreten muß, wenn sie als Erzieher zur Verantwortung ihr Amt zu erfüllen weiß.

Es ist in diesen Wochen viel Staub aufgewirbelt, und die Atmosphäre war manchmal nicht nur trüb, sondern auch verpestet. Aber schließlich muß auch ihnen eine reinigende Wirkung folgen. Denn die Auseinandersetzung wurde zur Loslösung von jenen großsprecherischen Stimmungsmachern, die in dem Krieg, wie lange er auch schon dauern mag, wie opfervoll noch werden, das Werkzeug eines Schreibtisch-Imperialismus sehen. Man begreift die Wut, mit der sie diese Tage erlebt haben, und wenn sie logisch sein wollen, müssen sie ihre Leidenschaft jetzt auch gegen den neuen Mann werfen; denn sie spüren, wie sie, mit all ihrer großen Pressemacht, in die Isolierung zurücksinken, wie die Suggestion zerreißt, die sie über weite Teile des Volkes spannen konnten. Sie predigen heute schon: dies sei die Niederlage des deutschen Krieges. Das ist Demagogie. Es ist die Befreiung von dem Programm der „Sechs Verbände", das kaum irgendwo so als schwere Last empfunden wurde als in den Schützengräben (wenn auch im Hauptausschuß jetzt harmlos genug erzählt wurde, daß man nicht unbedingt verlangt habe, daß all die Länderstriche dieser Denkschrift noch erobert werden müßten). Ist die Rückkehr zur Erklärung vom 4. August 1914. Die militärische Führung des Krieges, zu Wasser und zu Land, wird von den politischen Ereignissen in Berlin nicht berührt. Keinem Menschen ist es von ferne eingefallen, Hindenburgs Hand zu binden oder die aktive Kriegführung der Tauchboote zu hemmen. Die möglichste Zermürbung der britischen Macht bleibt ihr Ziel.

Daß jetzt nicht der Zeitpunkt eines neuen offiziellen Friedensangebotes gekommen sei, ist nicht, wie die rechtsstehende Presse meint, ein sachliches Desaveu des Kanzlers gegen die Mehrheit. Diesen Standpunkt hatte der Abgeordnete Payer, schon ehe die ganze Frage in Fluß gekommen war, im Hauptausschuß des Reichstags vorgetragen; nur in der sozialdemokratischen Presse konnte man gelegentlich dem Optimismus begegnen, der von den Enttäuschungen über Stockholm genährt wurde, als ob der Reichstag

Digitized by Google

mit einer „eindeutigen" Erklärung Paris und London an den runden Tisch zwingen werde. Nur unbegrenzte Harmlosigkeit wird Ribots Rede von der deutschen Demokratisierung als einen Blankokredit auf Frieden ansehen; diese diplomatischen Aktionen brauchen auch ihren „psychologischen Zeitpunkt". Der war im Dezember glücklich gewählt. Er ist nach Ribots Rede über Elsaß-Lothringen, nach Brussilows Eroberungsoffensive gegen Lemberg nicht vorhanden gewesen. Sehen wir zu, wie Hindenburgs Gegenstoß, wie die Ausschiffung der Kadetten aus dem Revolutionskabinett auf den Kriegsgeist der Kerenski, Terestschenko zurückwirkt! Das deutsche Parlament fordert und plant nicht eine neue diplomatische Offensive, es geht in Bereitschaftsstellung. Nun haben die anderen das Wort. Die Aktion der deutschen Reichstagsmehrheit muß aber, und das erscheint uns wenigstens die wichtigste und unmittelbare Wirkung, die Stellung des österreichischen Deutschtums innerhalb der kriegsmüden und teilweise staatsfeindlichen Slawengruppen stärken. War es doch kürzlich eine überraschende Erscheinung, daß ein Mann wie Plener im Wiener Herrenhaus heftig gegen die reichsdeutschen Alldeutschen sprach; er muß deren politisches Auftreten schon als schwere Belastung für die Deutschen der Monarchie halten, bis er sich zu dem ungewohnten Vorgang entschloß.

Indem Dr. Michaelis sich zu dem Grundsatz bekannte, den auch die Heerführer anerkennen: es wird, sofern ein ehrenvoller Friede möglich ist, keinen Tag länger gekämpft um irgendwelcher Eroberungsziele willen, hat er deutlich genug geschieden gegen die Claß, Schäfer, Reventlow und die Basis geschaffen, auf der er konfliktslos mit der Mehrheit der Volksvertretung wird arbeiten können.

Wie aber steht es mit den Fragen der inneren Politik? Daß die „Neuorientierung" nur ein anderes Wort für verpaßte Notwendigkeiten, hat ja eben des Kaisers Ergänzung zur Osterbotschaft gezeigt; wieviel glücklicher wäre es gewesen, wenn man sich damals schon, trotz Schorlemer und Trott zu Solz, zum gleichen Stimmrecht bekannt hätte, das doch, aus moralischen und politischen Gründen, kommen mußte. Hier mit dem Willen zur schöpferischen Entwicklung anzufassen, ist nicht ein Gebot der Auslandspolitik, sondern der deutschen Sachnotwendigkeit; alles, was mit dem Wort „Parlamentarisierung" begriffen wird, kein Schielen nach westlichen Vorlagen, sondern der Zwang unserer Notlage, aus dem unübersichtlichen und sachlich unverantwortlichen Zufallsbetrieb unserer politischen Gestaltung herauszukommen. Was im Wege steht, sind gewiß staatsrechtliche Gebundenheiten der Reichsverfassung; sie sind und sie müssen überwunden werden durch

Digitized by Google

die politische Praxis. Politik ist nicht Paragraphenbeschließen, sondern Schaffung von Macht, Verantwortung, Tradition. Und dann muß jener Wall von Selbstgerechtigkeiten durchbrochen werden, mit dem zahllose Professoren und Publizisten uns im ersten Kriegsjahr beglückt haben: im Lob der „deutschen Institutionen", da auf einmal die Miseren unserer geschichtlichen Halbheiten zu „organischen Gebilden" des deutschen Staatsgeistes aufstiegen. Einiges davon hat man verlernt (der Magen etwa war Lehrmeister); man möchte hoffen, daß die Erfahrungen, die Dr. Michaelis in der Ernährungspolitik gesammelt hat, ihn gegenüber der bundesstaatlichen Reichskonstruktion mit dem Bundesrat als Organ der Weisheit etwas skeptisch gemacht.

Seine erste Erklärung ist allgemein. Er hält es für „nützlich und notwendig", daß Vertrauensmänner der großen Parteien mit persönlicher Eignung in die Regierung genommen werden, ohne daß dabei die Prärogative des Monarchen in der Wahl des Kanzlers vernichtet wird. Ob aus dieser Erklärung ein Stück politischer Entwicklung herauswächst, muß sich zeigen, wenn sie erprobt wird; der erste Schritt müßte sein ein Gesetzentwurf, der den Art. 9 der Verfassung ändert. Dort ist ausgeschlossen, daß Mitglieder des Reichstags zugleich im Bundesrat sitzen. Der Weg führt aber dann notwendig weiter; er erschüttert fraglos das innere System des Bundesrats, der nach „Instruktionen" arbeitet. Die Konsequenzen muß man sehen; aber nicht um vor ihnen davonzulaufen, sondern ihnen entgegenzueilen. Die ungeheuren Aufgaben für das Reich, die aus dem Krieg herauswachsen, brauchen eine von der partikularistischen Abgestimmtheit der „verbündeten Regierungen" befreite politische Atmosphäre.

Die deutsche Geschichte steht in einem Wendepunkt. Der Staat des zweiten Friedrich war groß, nach innen und außen, und doch kam die Stunde, da er im Drang äußerer Not durch den Freiherrn vom Stein innerlich umgestaltet werden mußte, um seine europäische Stellung zu wahren. Die Schöpfung Bismarcks war groß, aber auch sie unterliegt dem Gesetz des Werdens, das keiner so meisterte wie dieser Mann selber. Unsere Zeit hat das Erbe der Vergangenheit zu bewahren, indem es nach neuen Formen und Zielen der nationalen Bildung und Geltung strebt.

Digitized by Google

# Stockholmer Resignation

Von Stefan Großmann

Stockholm, 10. Juli 1917.

Morgen oder übermorgen fahren die Herren Ehrlich, Goldenberg, Smirnow und Roussanow, nicht zu vergessen Frau Tatjana Rubinstein, aus Stockholm fort, das sie im Auftrage des Petersburger Arbeiter- und Soldatenrates besucht haben. Die Reise geht nach London, nach Paris, vielleicht auch nach Rom. Auf der Rückreise, versteht sich, wird in Stockholm wieder haltgemacht.

Nun heißt es das friedenslüsterne Herz bezähmen und abermals, wie schon so oft in diesen drei Jahren, die Philosophie des Wartens erlernen. Die Reise der russischen Delegierten in die Hauptstädte der Entente wird einige Zeit beanspruchen. Einmal sind die Reisegelegenheiten, besonders auf dem Wasser, nicht ganz normale. Dann aber darf man überzeugt sein, daß die Franzosen, die Revolutionäre selbstverständlich, ebenso wie die Engländer und Italiener die Gäste aus Rußland ausgiebig beschäftigen werden. Es gibt Optimisten in Stockholm, die mit der Rückkehr der russischen Delegation im September rechnen. Sie werden also rechtzeitig zurückkehren, d. h. nicht für die Friedensseligen, die an jedem Tag der neuen offensiven Mordära das entsetzlich verschwendete Menschenblut beklagen, wohl aber rechtzeitig für die russische Wahlbewegung zur großen konstituierenden Versammlung, zu der ein bißchen Sieg ebenso erwünscht erscheint wie ein bißchen Friedenseifer.

Fern liegt es mir, am redlichen Willen der Herren Ehrlich und Roussanow zu zweifeln oder gar an der trefflichen Gesinnung der Frau Rubinstein. Herr Ehrlich — wie beruhigend schon sein rechtschaffener deutscher Name — stammt aus der vorzüglichen revolutionären Organisation der Bundisten, Herr Roussanow ist Redakteur einer sehr angesehenen Monatsschrift, und wer einmal in Frau Tatjana Rubinsteins gutes, wohlgerundetes Gesicht — wie viel ähnliche gutmütige Gesichter sah ich hinter den Spiegelscheiben Wiener Kaffeehäuser — gesehen hat, dem fällt es nicht ein, an den löblichen Absichten dieser Delegation zu zweifeln. Ich begreife, daß Karl Kautsky, der große Schulmeister der deutschen Sozialdemokratie, die russischen Abgesandten sofort in ein langes Gespräch, fast hätte ich gesagt in eine Prüfung, verwickelt hat, ja ich bin überzeugt davon, daß Ehrlich, Goldenberg und Roussanow das Examen gut bestanden haben und sowohl in der Geschichte des Sozialismus als in der Mehrwerttheorie ausgezeichnet beschlagen sind. Wen diese Gewißheit jetzt beruhigt, der nehme sie hin! Sollten die Kandidaten



Digitized by Google

in der neueren oder neuesten Geschichte schlecht beschlagen gewesen sein, so ist anzunehmen, daß das zweitwichtigste Mitglied der Prüfungskommission, Eduard Bernstein, die Aufgerufenen gründlich unterrichtet hat, denn man weiß, es ist das Steckenpferd der deutschen Minorität, daß sie vor allem die Diskussion über die Schuld an dem europäischen Kriege geführt wissen will. Es ist zwar anzunehmen, daß eine solche Diskussion bei internationalen Teilnehmern etwa doppelt so lange dauern dürfte als der Weltkrieg bisher, aber Ordnung muß in der Schule sein. Immerhin hat die Stockholmer Unterrichtsstunde gewiß ihren Nutzen gehabt — für Ehrlich, Roussanow und Rubinstein. Wenn die Delegation ihre Studien in Paris, London, Rom mit noch größerer Gründlichkeit betreibt, dann steht zu erwarten, daß die Reise volle Früchte tragen wird — es ist zu hoffen, daß 1920 oder 1921 ein ausgezeichnetes, objektiv gehaltenes Sammelwerk, theoretisch fest begründet, über die Kriegsanschauungen der verschiedenen sozialistischen Parteien, begründet in den wissenschaftlichen Entwicklungsformen ihrer Länder, im russischen Staats- oder Parteiverlag erscheinen wird.

Vielleicht gibt es bescheidene Träumer, die damit zufrieden sind. Weniger bescheidene Gemüter werden finden, daß die Stockholmer Konferenz im Augenblick nicht viel mehr als eine fable convenue ist. Man hat der Welt nicht eingestehen wollen, daß der psychologische Moment für die Einberufung der Konferenz im Juni 1917 verfehlt war, weil die russischen Revolutionäre sie ernstlich noch gar nicht gewollt haben, und so fristet man mit allerlei Scheinkonferenztätigkeiten äußerlich sein Leben. Die Kerenski, Zeretelli, Tscheidse, Tschernow werden diese Übungen im internationalen Seminar nicht überschätzen, sofern sie ihnen überhaupt Beachtung schenken. Sie dürfen, weil sie vor einem halben Jahr — noch im Zustande der Verpuppung — als Revolutionäre den raschen Friedensschluß versprachen, als Minister das Stockholmer Konferenzarrangement nicht offen im Stich lassen, aber sie haben, bisher wenigstens, eine traurige Farce daraus machen lassen. Das wurde an dem Tage klar, an dem in Galizien wieder geschossen wurde. Die Offensive in Galizien — das war die Zerstörung der Stockholmer Konferenz.

Im Feuerschein von Stanislau wird erst klar, was die ewige Hinausschieberei der Stockholmer Konferenz bezweckt hat, jetzt erst begreift man, warum Kerenski und Konsorten sich gegen die französisch-englische Paßverweigerung so gar nicht gewehrt haben. Diese ganze Stockholmer Diskussion war der dekorative Vordergrund, im Hintergrund ließ man Brussilow die Regimenter zur Sommerschlachtbank einexerzieren. Es fiel zwar den Russen nicht ein, nach Stockholm einen einzigen Delegierten von Ansehen in der Internationale, von verantwortlicher Stellung in der russischen Bewegung zu entsenden. Tut nichts. Die guten Kautsky, Bernstein und Cohn hielten

Digitized by Google

auch mit wackeren Genossen zweiten Ranges in Stockholm einen Diskussionsabend. Indes gab es im Arbeiter- und Soldatenrat eine Debatte, die ich in deutschen Blättern nicht erwähnt fand, in der Zeretelli ein energisches Vorgehen gegen die anarchistischen Elemente, sprich: Lauinisten, ankündigte. Ein Redner erwiderte: „Den blutigen Nikolai sind wir losgeworden, den blutigen Zeretelli haben wir erhalten!" Diese knappe Formel wurde mit einer Rüge des Arbeiter- und Soldatenrates bedacht. Hoffentlich weilt der Unglückliche, der diesen zusammenfassenden Satz gewagt, noch unter den Lebenden ...

Im September kommen die Ehrlich, Goldenberg, Roussanow und Rubinstein wieder nach Stockholm. Ist bis dahin die galizische Offensive ergebnislos abgeflaut, so ist anzunehmen, daß die Kerenski und Zeretelli nun endlich die längst schon ersehnte Zeit für die von Anfang an fest geplante Stockholmer Konferenz finden werden. Aber auch den Fall angenommen, daß den Russen in Galizien der und jener lokale Erfolg blühe, werden sie vor ihrer Konstituante im Herbst das Friedensschauspiel aufführen müssen, auch des russischen Winters wegen und seiner Qualen.

Nun, die Deutschen werden auch im Herbst nach Stockholm gehen. Nur freilich, der Glaube an das russische Schwärmertum, das, frei von List und Pfiffigkeit, dem schlichten Willen der Seele folgt, dieser Glaube an die reine Revolutionsseele wird verflogen sein. Die Deutschen gehen zu jeder Konferenz, das gehört zum Wesen des gutmütigen Riesen, aber sein Blick ist nicht mehr ohne Argwohn. Nicht nur die Miljukow, auch die Zeretelli sind schon Nikolaus' Erben.

So fährt man von Stockholm ernüchtert zurück, ärmer um den russischen Traum.

# Galizischer Türkenkrieg

## Feldzugsnotizen

Von Reinhard Weer

### III.

### Die ersten Türken

Wir fuhren zu fünft, deutsche Offiziere und österreichische Kraftfahrer, im Schienenautomobil; der schön gebaute Bahnkörper war sauber und geputzt wie bei einer Alpenbahn und auch ebenso an den steilen Hang geklebt. Links im Grunde tauchten Zelte auf, kegel- und dachförmige, dann Wagenplanen, in Reihen auf den Boden gesetzt: das Lager eines türkischen Bataillons. Kleine magere Pferde standen angepflöckt zwischen den Zelten oder weideten

Digitized by Google

in dem dürftigen Graswuchs des Abhangs. Die Leute, nur aus der Ferne sichtbar, kochten über offenen Feuern, hielten drüben in der Bachmulde und am Narajowkaufer große Wäsche ab, wobei schreiend rote Hemden oder Blusen unter dem Braun der Waffenröcke zum Vorschein kamen. Von dort klang Gesang herüber: eigentümliche Kadenzen mit lang ausgezogenem Endton, nicht unmelodisch, aber höchst fremdartig ...

Wir hatten einen Tag vorher am Standorte des osmanischen Korps Aufenthalt gehabt, einem hübsch gelegenen, ausgedehnten Dorf, von einer weißen Kuppelkirche auf steiler Höhe überragt. In dem netten kleinen Schloß — eigentlich ist es nur ein großer Pavillon mit schönem Garten, Laubengang und Weiher — wohnt der Korpskommandeur, den wir an seinem mit Karten bedeckten Tisch bei der Arbeit trafen. Er war gerade Pascha — nach deutschen Begriffen General und Exzellenz — geworden. Wir wurden ihm vorgestellt, hörten ein paar türkische Begrüßungsworte, von dem liebenswürdigen Generalstabschef ins Deutsche übersetzt, stehend an und nahmen im stillen wahr, daß hier, von der frierenmachenden Kahlheit der Räume abgesehen, alles noch recht europäisch, beinahe mitteleuropäisch sei. Das eigentlich Türkische fängt erst bei den Divisionen an. Dafür bildete das Bataillonslager an der Bahn mit seinem eigentümlich getragenen Gesang den Auftakt.

Wir verließen das Schienenautomobil an einem Bahnwärterhaus und schritten einen tief verschlammten Weg bergan, auf ein paar halb zwischen niedrigen Bäumen versteckte Hütten zu. Uns entgegen kam ein Fuhrwerk, hügelab trabend durch Wasserlachen und Löcher, daß der schwarze Schmutz hoch aufspritzte. Wir retteten uns und unsere guten Monturen (wir waren im feierlichen Meldeanzug, bitte!) durch einen kühnen Seitensprung von der Böschung in den nassen Kartoffelacker und sahen uns den Fahrer näher an. Der war ein Schwarzer, ein kohlschwarzer Neger, auf einem Bündel leerer Säcke hockend, und ich muß zu seiner Ehre sagen, daß er trotz seines flotten Fahrtempos und trotz des unglaublichen Zustandes des Weges sehr brav und stramm grüßte. Es sei gleich hier eingeschaltet, daß sich ziemlich viel Neger aus Oberägypten und Innerafrika bei den türkischen Truppen vorfinden; in jeder türkischen Musikkapelle, die seltsamerweise von Offizieren und Stabsoffizieren, zuweilen sogar von Generalen geleitet werden, muß sogar etatsmäßig ein Neger vorhanden sein. Mir sind später mehrmals gerade die Schwarzen als besonders intelligente Leute aufgefallen.

„Hier liegt die Division," sagte unser Führer, ein liebenswürdiger, lebhafter Hauptmann vom bayerischen Leibregiment. Wir bogen um die Ecke eines kleinen blechgedeckten weißen Hauses, ehemals Schule des galizischen Dörfchens, und sahen an einem Baum die weißrote türkische Divisionsflagge angebunden. An der Vorderseite des Hauses führte der Dorfweg vorbei,

Digitized by Google

und hier stand, fast bis an die Achsen im Schlamm, so daß es ganz rätselhaft erschien, wie man es jemals weiterbringen könnte, ein feldgraues Auto mit Halbmond und Stern am Schlag. Der Dorfweg, in Windungen zwischen regellos an den Berg gestreuten Hütten durchkletternd, bot ganz den Anblick, den er vor vierhundert oder siebenhundert Jahren (auf ein paar hundert Jahre mehr oder weniger kommt es bei galizischen Dörfern wirklich nicht an) geboten haben mag: strohgedeckte Hütten, strohgedeckte Ställe, ein Weg, der von selber entstanden ist und um dessen Zustand sich niemand kümmert. Und in diese mittelalterliche Umgebung hatte der Krieg mit seiner Vorliebe für tollste Anachronismen das Luxusfahrzeug des zwanzigsten Jahrhunderts gestellt, den braven Kraftwagen aus Berlin oder Wien, grau und geduldig — aber doch, wie es schien, ein wenig müde und verwundert ob seiner Schicksalswandlungen und von fernen Asphaltparadiesen träumend.

Das kleine Haus war vollgepfropft mit Menschen. Auf dem engen, schmalen Vorplatz zwischen den Räumen drängten sich türkische Soldaten, und ein großer martialischer Feldwebel mit Tropenhelm und Säbel, der irgendwie an die Bilder altjapanischer Fechter erinnerte, grüßte durch Handanlegen, sehr gewichtig und mit einer unverkennbaren Freude an der Betätigung militärischer Umgangsformen. Wir betraten das Schulzimmer, das die ganze rechte Hälfte des kleinen Hauses einnimmt, und sahen uns inmitten vieler türkischer Offiziere. Der erste, der uns hier begrüßte, war der persönliche Adjutant des Kommandeurs, gewandt, wie ein Adjutant sein soll: bildhübsch, dunkeläugig, einzigartig unter allen türkischen Offizieren durch sein Monokel, in der Kleidung wie aus dem Ei gepellt, durch und durch europäisch im besten Sinne, Ägypter von altem Adel, in Genf erzogen, daher tadellos Französisch sprechend, Gatte einer ägyptischen Prinzessin. Ich mußte sofort an die so sympathische Figur des ägyptischen Prinzen und Industriemäzens aus Max Eyths Lehrjahren am Nil (hieß er nicht Halid?) denken, dessen man sich vielleicht aus „Hinter Pflug und Schraubstock" erinnert, und fand das Zutreffende dieser kleinen literarischen Reminiszenz später noch wiederholt bestätigt. Dieser Adjutant in dieser Umgebung, das war sicher einer der seltsamsten Gegensätze unseres ersten Tages unter den Türken.

Die übrigen Offiziere in dem überfüllten Raum ließen sich durch unseren Eintritt nur wenig in ihren Beschäftigungen stören. Ein paar Herren, die, nach ihren Uniformen zu schließen, aus dem vordersten Schützengraben gekommen sein mußten, saßen plaudernd um ein offenes Becken mit glühenden Kohlen herum, andere tranken, auf ihren Feldbetten sitzend, aus winzigen Tassen sehr süßen Mokka, den wir alsbald auch gereicht bekamen; ein sympathischer österreichischer Kavallerist, Verbindungsoffizier der nördlichen Nachbardivision, trat hinzu und stellte sich vor. Ein türkischer Herr stand am

Digitized by Google

Telephon und wiederholte unermüdlich: „Pekki bey, ewwet effendi — sehr wohl, mein Herr, zu Befehl, mein Herr." Ordonnanzen kamen und gingen und machten den überfüllten Raum noch ungemütlicher, auch der tüchtige Wachfeldwebel von draußen erschien mit einer Meldung und grüßte wichtig und mit Genuß nach allen Seiten. Nach einer Weile führte uns dann der Adjutant, das Einglas fester ins Auge klemmend, zum Divisionskommandeur hinüber.

Der empfing uns in seinem kleinen Zimmer, das als ganze Ausstattung ein Feldbett, zwei Tische und zwei Stühle aufwies. Der siebenunddreißigjährige Oberstleutnant stand hochaufgerichtet und bolzengerade, fast ein wenig steif, am Tische, den einfachen, unverzierten türkischen Tropenhelm, der ganz leicht ist und in der Form genau der spitzen Hälfte eines Eies gleicht, tief in der Stirn, groß und sehnig und mit der Zurückhaltung im Wesen, die entweder Hochmut oder Schüchternheit sein kann, hier aber letzteres war. Der ist Soldat durch und durch, schoß es mir durch den Kopf, und ein feiner Kerl obendrein. Es gab eine kleine Begrüßungsszene durchaus orientalischen Stils:

Der Adjutant: „Ich habe die hohe Ehre, Herrn Oberstleutnant die deutschen Herren vorzustellen, die unserer Division zugeteilt sind.

Der Oberstleutnant, in Imperatorenstellung am Tische, langsam und mit Würde: „Es ist mir eine Freude, deutsche Herren bei meiner Division aufzunehmen. Ich bin Ihrem Kaiser dafür dankbar und hoffe, daß Sie Ihrer Armee stets nur Siege werden melden können."

Wir: „Das ist auch unser Wunsch, Herr Oberstleutnant, und wir sind überzeugt, daß die bewährte türkische Tapferkeit für seine Erfüllung sorgen wird."

Er: „Das wird sie, mit Allahs Hilfe."

Darauf Händedruck, Verbeugung und Abgang.

Der Rest des Tages verlief durchaus nicht viel anders, als man es erwarten konnte, und war doch ganz und gar orientalisches Märchen. Wir lernten den Generalstabsoffizier (die Türken sagen Generalstabschef) der Division kennen, einen kleinen, zierlichen Major, noch nicht dreißig Jahre alt, klug, beweglich, sehr von sich eingenommen, mit ausgeprägten, scharfen Zügen. Ein Loblied auf ihn und eine nähere Charakteristik seiner interessanten Persönlichkeit hebe ich mir für später auf. Dann gab's in den Abendstunden bis in die sinkende Nacht hinein ein seltsames, mühevolles Suchen nach Quartier. In der Lehmhütte, die wir bewohnen sollten und die wir mit allerlei unguten Vorahnungen betraten, lag eine türkische Regimentskapelle, die durch keine Beschwörung zu vertreiben war. Alle Erklärungen, daß wir deutsche Offiziere seien und auf Befehl der Division dieses Haus für uns haben sollten, fruchteten nichts. Vier- oder fünfmal ging's zwischen der Division und dieser

Digitized by Google

Hütte hin und her, immer wieder durch den tiefen Schlamm, vor dessen Berührung wir längst nicht mehr auszuweichen brauchten, wiesen schriftliche Befehle vor und nahmen türkische Offiziere vom Divisionsstabe mit, die den Musikanten, deren Klarinettentöne uns schon unterwegs übermütig und herausfordernd entgegensprangen, sofortige Räumung anbefahlen. Nun, da mußte die widerspenstige Kapelle natürlich gehen, nicht wahr? Im Vertrauen gesagt, lieber Leser: „Die Wilden blieben Sieger."

## IV.

### Landschaften

Galizien ist so groß, daß es sich die verschiedensten Landschaftstypen gestatten kann, von flandrischen, wie sie am Dnjestr und in Nordgalizien vereinzelt zu finden sind, bis zu alpinen, wie sie im Osten und Süden des Kronlandes vorkommen. Das Kampfgebiet unserer türkischen Truppen hat, ohne große Höhen zu erreichen, doch ausgesprochenen Berglandcharakter. Es ist über alle Begriffe unwirtlich und unwegsam; die großen Straßen, von Herden serbischer und italienischer Gefangenen mühsam in Stand gehalten, sind selten, und noch seltener die Bahnen. Welche Schwierigkeiten dadurch der Munitions- und Verpflegungsnachschub erleidet, ahnt nur, wer einmal als Soldat in solchem Gelände gestanden. Kletternde Paßstraßen findest du zwar, windüberweht, die so gut gebaut sind, daß selbst die ständig darauf lagernde Wasser- und Schmutzschicht ihnen nur wenig anhaben kann; doch die sind Ausnahmen; alles andere, was sich hier Weg oder Straße nennt, ist in einem für den Pferdefreund geradezu verzweiflungsvollen Zustand: so voller Löcher, so tief verschlammt und derart von Rädern und Pferdehufen zerknetet, daß man auf die geistreiche Idee verfällt, lieber im Straßengraben als auf der Straße selbst zu reiten. Man müßte solch ein Stück galizischer Straße zu den deutschen Kriegsausstellungen schicken können; es wäre dort wertvoller und lehrreicher als so manches erbeutete Geschütz oder Maschinengewehr! Selbst auf den breiten Bergrücken, die Wälder oder dürres Niederholz tragen, ist das nicht besser bestellt: das Wasser scheint hierzulande besonderen Gesetzen unterworfen, denn es fällt ihm durchaus nicht ein, hübsch ordentlich, wie es sich seit dem zweiten Schöpfungstage gehört, abzulaufen, sondern es saugt sich in der schwarzen galizischen Erde fest, so daß das ganze Land zu dieser Herbstzeit den Zustand eines mit Nässe übersättigten Schwammes aufweist. Zum Glück wird man für die Beschwer des Fortkommens durch manche Schönheit der Gegend entschädigt.

Digitized by Google

Romantische Wildheit ist der Grundzug der ostgalizischen Landschaft. Hohe Buchenwälder stufen sich kulissenhaft auf den Berghorizonten, Tannendickichte, die im Wind rauschen und ächzen, sind düster vor den fliehenden Wolkenhimmel gestellt, nasse Nebel ballen sich um schroffe Höhen, weiße Hütten mit grünbemoostem und rauchgeschwärztem Strohdach nisten hoch über Schluchten, tiefe Wasserrisse mit zackigen Rändern, wie Wunden der Erde anzusehen, stürzen gewaltsam von den Hängen zu Tal, ernste Kreuze, uralt, schwarz, verwittert, russische und römisch-katholische, heben sich riesengroß über die Silhouetten der Berge. Wälder- und bäumereich sind die Höhen, doch tritt hier am meisten eine gewisse Ungepflegtheit und Verwilderung hervor, obwohl überall Hegerhütten stehen; die wundervollen Baumgruppen, wie man sie in manchen Teilen Frankreichs antrifft, Gruppen, bei denen Mutter Natur selbst als Landschaftgärtnerin gewaltet hat, läßt die galizische Landschaft durchaus vermissen. Manchen Ähnlichkeiten mit der Champagne pouilleuse fröhlich-traurigen Soldatenangedenkens konnten die forschenden Augen begegnen ...

Zweimal ist die Kriegswalze über dieses Land gefahren, und sie hat ihre Zeichen hinterlassen. Aber es sind mehr die Folgeerscheinungen des Krieges als dieser selbst, die ihre Furchen und Wegespuren gezogen: Raub, Brandschatzung, Verarmung treten stärker zutage als Schlachtenzerstörung. Vom Kriege zerrädert — im buchstäblichen und übertragenen Sinne zerrädert — ging es in den dritten Kriegswinter.

* * *

Das Dorf Huzisko, unser erstes Quartier, in dem ich meine Division antraf, hatte bei aller Ärmlichkeit den Vorzug einer guten und schönen Lage: am Hang eines weiten, steilwandigen Kessels, an dessen einem jähen Rand unsre zweite Verteidigungsstellung entlang läuft, die Häuser des Ortes dicht an die Wälder herangeschoben, die wie dunkle Teppiche über die Ränder des Beckens herunterhängen, und von dem Grund der Mulde durch den Eisenbahndamm getrennt, der wie ein strenger Ordner und Kulturmahner durch die galizische Wildheit zum Feind hinüber seinen Weg nimmt. Ich fand bei einem österreichischen Oberleutnant, dem Munitionsminister der Division, freundliche, gastliche Aufnahme. Das Quartier, das ich mit ihm teilte, lag dicht unter dem hohen Bahndamm zu Füßen eines großen, gutgebauten Brückenbogens, dessen steinerne Blankheit mit graziösem Schwung über den entsetzlichen Schmutz des darunter durchführenden Weges hinwegsetzte, den wir mehrmals täglich durchwaten mußten. Die Lehmhütte erschien mir, der ich immer noch die Brille des Westfrontlers auf der Nase trug, als ein Nonplusultra an Ärmlichkeit, doch fand sich sehr bald Gelegenheit zur Berichtigung dieser

Digitized by Google

Ansicht. Denn als die Division nach wenig Tagen in das größere aber ärmere Dorf Nadorozniow umzog, wurde uns dort ein noch mäßigeres Quartier zuteil: windschief, rauchig, mit winzig kleinen Fenstern, die zum Teil aus Zeitungspapier bestanden — und in puncto Ungeziefer sehr reichhaltig ausgestattet. Davon abgesehen konnten wir's uns aber in N. wohl gefallen lassen. Das Dorf liegt hoch, ein wenig eingesattelt auf steilen Bergen, wie ein Luftkurort, die Pferdeställe erwiesen sich als gut, und zu den Batterien und Beobachtungsstellen war's nur ein verhältnismäßig kurzer Ritt. Dafür aber weit und breit keine Straße und keine Bahnlinie, so daß wir uns recht abgeschlossen von der Welt vorkamen, und statt der Wege unergründliche schwarze Schlammassen. Unsere Division mußte hier noch mehr Spartanertum zeigen als in Huzisko: nur ein Häuschen, kleiner als eine deutsche Bahnwärterwohnung, hatte der Divisionär mit dem Adjutanten und Ordonnanzoffizier zur Verfügung; der übrige Stab war in die Lehmhütten des Dorfes verteilt. Der österreichische Artilleriekommandeur, dem ich zugeteilt war, traf's verhältnismäßig besser, ein Steinhaus bot Raum für die Wohnung des Kommandeurs und für die Kanzlei. Hier verbrachten wir einen netten Abend bei österreichischer Gemütlichkeit Wiener Prägung, Wein und Zithermusik. Dann gab's bei ruhig werdender Lage an der Front wieder einen Umzug. Ungern ließen wir die Berge hinter uns, um, Quartiere gegen hundert Widerstände erkämpfend, in dem Kirchdorf Kurzany an der breiten Talstraße neues Asyl zu finden.

# Gundolfs „Goethe“

Von Werner Mahrholz (München)

Gundolfs „Goethe“-Werk ist keine Biographie, sondern ein Monument, errichtet von einem Verehrer. Dies Ergebnis stand eigentlich zu erwarten, wenn man sich Gundolfs geistige Herkunft und Haltung klarmacht. Er lebt als Mensch, Gelehrter und Schriftsteller in der Atmosphäre Stefan Georges, d. h. er ist im Verkehr mit einem Dichter erwachsen, der wie wenige in unserer Zeit Gefühl für Würde und Größe, Willen zu strenger Formung, Hochschätzung der Kulturmacht der Dichtung, Sinn für Heldenverehrung und Trieb zur Aufrichtung eherner, gültiger Maße hat. In all diesen Antrieben spricht sich letzten Grundes ein Zug zum Absoluten, ein Wille zum Zeit- und Geschichtslosen aus, und so ist der Schüler und Freund Georges sicher weder gewillt

Digitized by Google

noch begabt, eine Biographie Goethes zu schreiben, die denn doch immer mit dem Zeitlichen und Bedingten zu tun hätte; er ist auch nicht fähig, Goethe als Menschen lebendig zu machen, was ebenfalls eine Sache des guten Biographen wäre, denn ihm gilt, ausgehend von jener Willensrichtung auf das Zeitlose, unbedingt Gültige einzig Goethe der Gestalter, der Dichter. Vom Erlebnis der Formung des Lebensgefühls im Gedicht, vom Erlebnis der Heldenverehrung und Wertaufrichtung aus ist Gundolfs Goethebild gestaltet; die Leistung und die Verkörperung zeitloser Werte ziehen Gundolf an Goethe an; der Mensch, sein Verhältnis zu Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, dieser Mensch an diesem geschichtlichen Ort findet seine Aufmerksamkeit nicht. Hier sind die Grenzen dieses Goethewerkes zu erkennen: ein Ästhet und ein Fanatiker der Zeitlosigkeit hat es geschrieben, und so ist, ein wenig nur, aber doch bemerkbar, aus der unendlich lebendigen Einheit des Menschen Goethe eine erlebende und gestaltende Formel, ein Apriori gleichsam geworden.

Nachdem man sich einmal über die Grenzen von Gundolfs Leistung klar geworden ist, muß man mit höchster Bewunderung von dem sprechen, was doch tatsächlich vorliegt. Großartig ist vor allem die Folgerichtigkeit, mit der die Leistung Goethes bis in alle Winkel hinein verfolgt ist, großartig die Ausführung der Grundthese in alle Verzweigungen hinein. Diese Grundthese scheint uns in diesen Sätzen beschlossen zu sein: „Aus einer großen Natur schöne Kultur zu werden, das ist Goethes Instinkt, dann sein bewußtes Streben, dann seine Leistung gewesen ... Es gibt keine Zeile von Goethe, die nicht näher oder ferner, mittelbar oder unmittelbar, positiv oder negativ seiner Selbstgestaltung zu dienen hätte, die nicht Gestalt wäre oder erstrebte.“

Was Gundolf hier von Goethe sagt, das trifft sicher zu — allein man muß denn doch fragen: stimmt es nicht ebensogut für jeden anderen schöpferischen Geist großen oder kleineren Ausmaßes? Erkennen wir nicht in jeder Zeile Luthers Luther und nur ihn, Schillers Schiller und nur ihn, Lessings Lessing und nur ihn? Ich exemplifiziere nur auf diese eine Stelle (die Beispiele ließen sich häufen), um klarzumachen, daß eine bedenkliche Fähigkeit zur klingenden Formel Gundolf oft verführt, Allgemeingültiges als gerade nur für Goethe Gültiges zu setzen. Der abstrakte Ausgang Gundolfs vom Streben zum Monument, zum Absoluten rächt sich hier, indem das quellende Leben vergewaltigt wird, zu Formeln erkaltet, in seiner Einmaligkeit und Einzigkeit nicht begriffen wird.

Aber genug der Kritik, und fortgeschritten zur Betrachtung der Methode und danach der schriftstellerischen Leistung. Die Methode Gundolfs ist durchaus rational, d. h. wissenschaftlich, die der Begriffsbildung. Für immer wird

Digitized by Google

man sich in der Literaturgeschichtschreibung solcher Hilfsbegriffe wie Urerlebnis und Bildungserlebnis bedienen müssen; für immer wird man solche Analysen, wie die der Beziehung zwischen dem tragenden Erlebnis und seinem Ausdruck im Werk, zwischen Erlebnis und Form, als mustergültig anerkennen müssen; für immer werden die Prägungen Titanismus, Erotik, Frömmigkeit bei der Betrachtung Goethes wie anderer, ähnlich gerichteter Dichter ihr Recht behalten. Gundolfs ganzes analytisches Verfahren beruht auf einem Grundsatz: jedes Erlebnis bedingt seine Form; verschiedene Erschütterungen der Menschlichkeit finden ihren Ausdruck in verschiedenen Formen; ähnliche Erschütterungen bedingen ähnliche Formen. Die neuere Ästhetik, welche an die Schiller-Hegelsche Ästhetik anknüpft und als deren lebende Repräsentanten wir Paul Ernst im „Weg zur Form“ und im „Credo“, Otto Stoeßl in den Essais über Keller und C. F. Meyer, Georg von Lukacs in „Die Seelen und die Formen“ und in der „Theorie des Romans“, F. F. Baumgarten in „C. F. Meyers Werk“, Leopold Ziegler in „Florentinische Introduktion“, Wilh. Worringer in „Abstraktion und Einfühlung“ nennen, ist eine Theorie der Entsprechungen von menschlich-sittlichen Werten und ästhetischen Formungen dieser letzten menschlichen Grundtriebe. Alles ist Analogie, einem bestimmten Guten entspricht ein bestimmtes Schönes, Böses, Heiliges usw. In Gundolfs Goethebuch nun wird diese ästhetische Grundauffassung fortgesetzt angewandt; in der Ausdeutung und Analyse dieser Übergänge vom Erlebnis zur Form beruht ein Hauptwert des Buches; mit zarter Hand, scharfem Instinkt und glücklicher Formulierung werden diese Zusammenhänge von Erlebnis und Gestaltung nachgezeichnet, wobei sich dann viel Klarheit über den Vorgang der dichterischen Gestaltung, soweit er überhaupt rational erfaßbar und nicht schlechthin Geheimnis ist, verbreitet.

Das Buch ist in dreifacher Steigerung aufgebaut; der erste Teil: „Sein und Werden“ schildert Goethes Erlebnisse bis um 1780, also die Jugend- und erste Bildungszeit; der zweite Teil: „Bildung“ umfaßt das Mannesalter Goethes bis zum ersten Teil des Wilhelm Meister; der dritte Teil: „Entsagung und Vollendung“ stellt das Alter Goethes dar. Es ist natürlich unmöglich, in einer kurzen Besprechung irgendwie Einzelheiten zu berühren, es genüge der Hinweis auf einzelne Kapitel, in denen meines Erachtens besonders glücklich über einzelne Seiten von Goethes Wesen gehandelt ist, so etwa auf den Abschnitt Weltliteratur, so auf die Analyse der Marienbader Elegie, so auf das Kapitel Humor und Satire, so auf die Betrachtung der Wahlverwandtschaften.

Wir sind als Deutsche im allgemeinen wissenschaftlichen Werken gegenüber kaum daran gewöhnt, große Ansprüche an die schriftstellerische Leistung zu stellen. Gundolfs Goethe ist durchaus als schriftstellerische Arbeit, rein

Digitized by Google

für sich, zu werten, und es muß gesagt werden, daß Gundolf als Schriftsteller an den Lastern seiner Tugenden zu tragen hat: er ist Rhetor, er handhabt die klingenden Worte, er ist Meister der Formel und oft ihr Sklave; sein Stil ist zuzeiten pretiös, übergewählt im Ausdruck, zuzeiten einfach-schlicht, eindringlich; er hält sich oft überraschend glücklich frei von Fremdworten, hat glückliche Neubildungen und schlägt ebenso oft in ein schlimmes Mengseldeutsch um; er ist oft knapp im Ausdruck und hebt dann kurz darauf den guten Eindruck durch Wiederholungen auf. Es geht einem mit dem Stil wie mit dem ganzen Buch: man schwankt zwischen Bewunderung und Enttäuschung, zwischen Anerkennung und Bedauern, zwischen Zustimmung und Ablehnung hin und her: kurzum, es ist ein sehr romantisches Buch voller Ungleichheiten mit der Geste klassischer Vollendung. Ob eine weitere Arbeit daran (etwa bei einer neuen Auflage) viel helfen würde, oder ob der Fehler in der Geistesanlage Gundolfs liegt, das wagen wir nicht zu entscheiden — vielleicht gibt Gundolf selbst bei einer neuen Auflage uns eine Antwort auf diese Frage. —

Gundolfs Goethebuch ist sicher ein Markstein in der Entwicklung des Goethebildes. Es bildet den Abschluß der Betrachtung Goethes als ästhetisches Phänomen; es ist darin gesagt, was über Goethe als Dichter gesagt werden kann, mit einer Schroffheit und Folgerichtigkeit, die uns die Augen öffnet über die Grenzen dieser Betrachtungsart. Mit aller Deutlichkeit muß einmal gesagt werden, daß Goethes Dichtung im Grunde Begleitung und Teilausdruck seines Lebens ist, als welche Tatsache ja einiges über den Reichtum Goethes besagen wird. Das, worauf Goethes letzter Trieb zu gehen scheint, war im Grunde nicht die Dichtung, sondern eine tiefe Weisheits- und Lebenslehre, eine universale kosmische Verknüpfung des Menschenseins mit dem Allsein — als eine Möglichkeit der Darstellung dieses Verhältnisses, dieser Verknüpftheit bot sich ihm die Dichtung dar.

Wir kommen zum Schluß: Gundolfs Goethe ist als ein neuer Versuch, sich Goethe zu nähern, gelungen und verfehlt, wie man es nehmen will und wie es wohl in der Natur geschichtlicher Versuche liegt. — Was das Buch *nicht* ist, *nicht* will: die Fortsetzung von Goethes Dichtung und Wahrheit durch einen Nachgeborenen im Sinne Goethes — das haben wir gesagt und damit zugleich haben wir ausgesprochen, daß es eine Goethebiographie nicht ist, sondern ein Monument Goethes des Dichters, besser noch, Goethes des Künstlers, ein Monument, wert unserer Achtung, würdig unserer Schätzung und unserer Bewunderung.

Digitized by Google

# Die Reise

Von Manfred Georg

Nun rollt der Zug und du bist fern.
Wie blanker Schild reiht Stern an Stern
zum Dach sich über mir, und leise
ertönt die abgesungne Weise,
der blauen Schienen Wanderlied,
das klagend mit gen Süden zieht.
Bald donnert's über Ströme, Brücken,
bald wiegt sich's zwischen Bergesrücken,
bald buhlt es mit dem Heidewind,
zerfließt vor Sucht und Sehnen blind.
Die Lampe schläft. Das Land ruht aus
und atmet breit. Ein Bauernhaus
verglimmt am Zaun. Und deine Hände
fühl' ich auf meiner Wangen Brände.
Die Nacht weht kalt. Das Fenster klirrt.
Ein dunkler Wald vorüberschwirrt.
Auf seinem wetternassen Gras
zuckt fahl das Frühlicht, schwer und blaß,
die Wagen schnaufen schnell zu Tal.
Der Tag. Die Grenze. — Es war einmal. —
Nun schwindest du, Geliebte, ganz durchsonnte;
ein Duft nur in dem Morgen, weh und matt.
Schon baun sich hoch am hellen Horizonte
Zyklopenmauern einer fremden Stadt.

---

## Kriegsbücher

### I.

Auf welchen Wegen auch immer die Wissenschaft bisher versucht hat, das Phänomen des Krieges zu erfassen, mußte sie für einen Blickpunkt, der über die Begriffe des Tages hinausgeht, versagen. Nicht deshalb, weil die Geschehnisse zu elementar waren, als daß sie keine Objektivität ermöglicht hätten. Eine Welle warmen Blutes darf auch in der Darstellung objektiver Dinge fließen. Aber dieses Blut war ungelöst, pulsierte gar nicht mehr, sondern floß über. Unsere Philosophen und Historiker waren so sehr mitgerissen von den empirischen Vorgängen und Ereignissen, daß sie den Blick verloren, was denn an den Begebenheiten die Schwelle der zeit-

Digitized by Google

losen Sphäre überschreite. Es ist noch die versöhnlichste Erklärung: die Geschichtschreiber der Zeit waren so sehr vom heißen Leben ergriffen, daß ihr Gleichmut an Geist, Kritik und Seele verloren ging. Und die unversöhnliche: es war schon in ihren Friedenskategorien in ungeweckten Quellen der Ausgangspunkt für einen Sturm, der die kulturvollen Kategorien einfach niedermähte. Nur indem wir das Animalische der Augusttage 1914 einsehen, nur indem wir erkennen, daß dieses Geschehnis durchaus nicht organisch in der Zeit steht, wird uns manche Erklärung leichter werden. So wie ein plötzliches Ereignis uns aus der Bahn werfen kann, so hat der Krieg mit scharfem Messer hineingeschnitten: die Wunden waren so schwer, daß der ganze Organismus leiden mußte. So sind alle Erscheinungen nur begreiflich. So das Auftauchen ganz unmotivierter und unverständlicher Strömungen. Wissenschaft und Kunst, Philosophie und Historie fühlten die Verpflichtung, Stellung zu nehmen zu den Dingen; Lissauers Haßgesang ist nur eine zarte Oboenepisode im polyphonen Orchester deutscher Kriegssymphonien.

Es will scheinen, als ob die Gestalt des Kriegs noch nicht einmal fragmentarisch erfaßt und erfühlt wurde. Die Einigkeit, das Zusammenstehen, die Gegensatzlosigkeit, all dies mag der utilitaristischen Richtung dienlich sein. Aber in dem Burgfrieden schon eine philosophische Idee zu sehen, hieße alle geistigen Kategorien zur Karikatur stempeln. Wie hätte es möglich sein sollen, daß sich aus dieser Richtung die starke, lebendige Schwingung einer Einzelseele fühlen ließe? Denn das Sozialsein bis in den Tod, das soziale Verbundensein bis hinein in die äußersten und selbstischen Orte der Seele war das allgemeine Gesetz.

Es gab eine Zeit, da jeder sich stark damit beschäftigte, wie sich denn das unverständliche Erleben in den Köpfen der besten Geister seiner Zeit spiegele. Man griff nach den Philosophien des Krieges, nach seinen Geschichten, gar nach der Form, in der sich sonst die Sachverhalte gereinigt von den Schwächen intellektueller Erfassung aufzeigen: nach der Lyrik. Überall fühlte man sich zurückgestoßen. Von den Philosophien des Kriegs, weil mehr Krieg in ihnen war, als die Kategorien der Philosophie an dem Ereignis aufleuchteten. Die Dialektik unseres diplomatischen Weißbuchs war nur in den Wörterschatz der philosophischen Begriffsbildung übersetzt. Man fühlte sich zurückgestoßen von den Geschichten des Krieges, weil sie entweder ohne Organismus Phrasen der Provinzblätter in ein Gewebe von Zusammenhang und Analogie führten — oder weil darin irgendwie von zusammengelesenen technischen Dingen die Rede war, und der deutsche Aufmarsch von heute mit dem der friderizianischen Heere verglichen ward. Man las die lyrischen Bisaufsmesseralexandriner: immer wieder dieselbe Unselbständigkeit des Gefühls. Nur vielleicht in Werfels „Einander" standen ein paar Verse, die man auch nach dem Kriege noch wird lesen können.

Daß die Sehnsucht besteht nach einer Erfassung des Krieges, in der nichts mehr von Schuld auf der einen, Schuldlosigkeit auf der andern Seite steht, kann nicht mehr geleugnet werden. Und was heute noch in Systemen über den Krieg gesagt wird, was heute noch an die ganze Totalität des Phänomens heranreichen will, muß die Probe bestehen,

Digitized by Google

ob denn nunmehr das Schlackenhafte abgeworfen ist. Ob die eruptive Zerstörung kulturlicher Kategorien sich nun freigemacht habe: ob reine Elemente sich zusammenballen, um eine Einheit zu bilden. Alle neuen Veröffentlichungen dürfen nun nicht mehr mitleidsvoll als gefühlsmäßiger Beitrag zur Gemeinsamkeit der Nation angesehen werden: es ist Zeit geworden, das sub specie aeternitatis (wenn auch immer noch relativ bescheiden) anzuwenden.

Norbert Einstein

## Unser täglich Brot

In einer umfassenden Studie wird die Bereitungsweise des Brotes gemeinverständlich dargestellt. Unsere Versorgung und Ernährung mit Brot wird vom volkswirtschaftlichen und physiologischen Standpunkt aus beleuchtet. Der Leser soll in dem Werke: „Das Brot der Zukunft“ *) die Überzeugung gewinnen, unsere bisherige Brotbereitung sei nicht rationell gewesen; erst unter den Nöten des Krieges habe man mit Hilfe der physiologischen Forschung den Weg zu einem einwandfreien Brot gefunden. Lassen wir die wissenschaftlichen Ergebnisse Stoklasas hier unangefochten und beschränken wir uns nur auf die Bemerkung, daß selbst in Fachkreisen manche Stimmen gegen das „Brot der Zukunft“ laut wurden. Aber etwas Unausgesprochenes irritiert einen an diesem Buche. Man glaubt zwischen den Zeilen jenes Presse-Halleluja vom „Umlernen durch den Krieg“ zu lesen. Als hätten wir vor dem Kriege in Unverstand gelebt, und erst der Krieg wäre der große Lehrmeister gewesen! In diesen Ton können wir nicht mit einstimmen, und wir wehren uns auch ohne Aufgebot wissenschaftlicher Argumente gegen Stoklasas „Brot der Zukunft“. Wir glauben nicht, daß der Krieg erst uns eine rationelle Brotbereitung gelehrt habe, daß der Krieg und die Physiologen uns das beste, das ideale Brot beschert haben. Vielmehr behaupten wir, der Krieg habe uns unter anderen Nöten auch die Not an täglichem Brot eingebracht. Mit Surrogaten erweitert man die Mehlbestände und fabriziert Brote der Not. Man erträgt das willig, man ist auch weiter auf die sieben mageren Jahre gefaßt; aber man braucht sich nicht suggerieren zu lassen, daß jetzt erst das gute Brot geschaffen sei. Tagtäglich beweist uns die Presse, man habe dies oder jenes erst durch den Krieg schätzen gelernt. Aus jedem Surrogat saugt der Zeitungsschmock Honig, und jede neue Streckung stürzt ihn in einen Wonnetaumel. Und erfüllt ist die Zeit von dem Worte ihres Kritikers Rathenau: „Die beste Stimmung des Geschäftsmannes ist, wenn er sich sagt, es gibt keine Not, aus der sich nicht eine Tugend machen ließe.“ Es ist schlimm, daß Stoklasas Buch uns so aufbegehren läßt. Aber es geht um unser täglich Brot, und wir fühlen, daß uns hier etwas Schlechtes mundgerecht gemacht werden soll. Die wissenschaftlichen Daten nehmen wir widerspruchslos hin, denn, ehrlich gesagt, es liegt nichts an ihnen, wenn es Brot machen gilt. Der Geist aber, aus dem heraus das Brot der Zukunft genießbar gemacht werden soll, gemahnt leider an jene Prokrustes-Philosophie und Rathenaus Praxis.

Das vom Fischerschen Verlage wohl ausgestattete Buch Stoklasas

*) Prof. Dr. Julius Stoklasa, Das Brot der Zukunft. Mit 7 Tafeln. Jena, Verlag Gustav Fischer, 1917. 189 Seiten 8°.

Digitized by Google

hat ja seine Verdienste. Es macht einen weiteren Leserkreis bekannt mit einer Fülle wirtschaftlicher und physiologischer Tatsachen über Getreideversorgung, Mehlbereitung, Brotbacken und die gesamte einschlägige Kriegsgesetzgebung. Interesse erregen die Angaben über die Ertragssteigerung in der Getreideernte Österreichs und Deutschlands. Die langjährigen Bemühungen Stoklasas waren darauf gerichtet, die Weizenproduktion in Österreich durch Sortenauswahl sowie durch rationellere Ausnutzung der künstlichen Düngemittel nach dem Vorbilde Deutschlands zu steigern. Freilich erscheint das ganze Bestreben der forzierten Ertragssteigerung motiviert mit der Forderung möglichster Unabhängigkeit vom Auslande. Wir begegnen hier wieder einer Behauptung, mit der die Tagespresse reichlich Mißbrauch getrieben hat. Auch dies wird uns tagtäglich gepredigt, wir müßten streben, uns möglichst unabhängig vom Auslande zu machen, eine Theorie, die in dem Drang nach erweitertem Lebensspielraum ihre Grenzen findet.

In den ersten Teilen seines Buches behandelt Stoklasa die Chemie des Weizen- und Roggensamens. Wir erfahren, daß das Mehl um so mehr Eiweißstoffe und Reinasche enthält, je schwärzer es ist. Die Geschichte des Kriegsbrotes und die Verwendung der verschiedenen Surrogate und Mischmehle wird eingehend gewürdigt. Im letzten Abschnitt des Buches über das Brot der Zukunft will Stoklasa zunächst beweisen, die herkömmliche Mehlgewinnung sei nicht rationell gewesen. Das Prinzip der möglichst feinen Trennung und Sortierung der Mehle hält Stoklasa für falsch, und er bedauert, daß die Sonderung des Mehles in viele Sorten bereits zum Bedürfnis geworden sei. Doch wir sehnen uns nach den Zeiten, da wir differenzieren durften und Qualität schätzen konnten. Wir lassen uns nicht einreden, unsere frühere Lebensweise sei ungesund gewesen. Rationeller und angenehmer lebten wir, als wir unserem Geschmacke folgen durften. Bei Stoklasa heißt es: „Da die meisten Menschen die Auswahl der Nahrungsmittel ausschließlich nach dem Geschmack und ohne Rücksicht auf die diätetischen und physiologischen Wirkungen derselben treffen, so kann es nicht wundernehmen, daß die lediglich auf Befriedigung des Geschmackssinnes beruhende Ernährungsweise von schlechten Folgen für den Organismus begleitet ist.“ All dem ist zu widersprechen. Leider folgen die Menschen zu wenig dem Geschmack. Diesen gab uns die Natur zum Mentor, nicht den Physiologen. Wir brauchen auch zur Wahl eines guten Brotes nicht die Wissenschaft; das Müller- und Bäckergewerbe sorgt hierfür schon in vernünftiger Weise. Eher wirkt die Wissenschaft mit ihren Rezepten zur Uniformierung und Rationalisierung unserer Lebensweise störend auf die freie Entfaltung der Gewerbe. Wir leben in gedeihlichen ökonomischen und hygienischen Verhältnissen, wenn allenthalben reger Wettbewerb, größte Mannigfaltigkeit und freie Wahl obwalten. Die Uniformierung unserer Lebensweise und die Monopolisierung sind Übel. Streiten wir nicht darüber, ob sie notwendig sind; lassen wir uns doch aber nicht wieder aus der Not eine Tugend machen! Auch nicht weil es uniform ist, erscheint uns das neue Brot ideal, und Stoklasas Vollkornbrot wird uns doch nur ein drückendes Erbe dieses Krieges sein. Wir lächeln nur zu Stoklasas Feststellung: „Bedauerlicherweise sind die Verdauungsenzyme des mensch-

Digitized by Google

lichen Organismus schon derart degeneriert, daß sie größtenteils nicht die Fähigkeit besitzen, jene organischen Stoffe zu verwerten . . ." Wir lächeln zu einem hier zitierten Kunert, der über den „Rückgang unserer Volkskraft predigt, wir sollten ablassen vom Genuß des kraft- und wertlosen Weißbrotes und uns dem Genuß des Schwarzbrotes zuwenden . . ." — Daß man den Mut hat, den männermordenden Völkern nach dreijährigem Ringen etwas von Degeneration und Rückgang der Volkskraft zu predigen!

Es ist vom Übel, wenn mit den Ergebnissen der Wissenschaft das Geschäft der Müller und Bäcker reformiert wird. In Stoklasas Buch ist das Finklersche Verfahren der Weg zum idealen Brot. Bei diesem Verfahren wird auf nassem Wege das Vollkorn mitsamt der Kleie zur Brotbereitung verwertet. Aber die Physiologen sind sich ja selbst nicht einig, ob die Kleie zur menschlichen Nahrung dienen soll; Rubner spricht sich scharf genug dagegen aus und wendet sich überhaupt gegen die allzuvielen Bestrebungen zur „Brotverbesserung". Doch bedarf es denn der gelehrten Aufklärung? Fahren wir nicht besser, wenn wir uns den Gewohnheiten, den Bauern, Müllern und Bäckern anvertrauen? Wenn wir jetzt Abfälle essen, so gehorchen wir der Not, nicht dem „Umlernen durch den Krieg". Stoklasa bietet ein großes Material von Forschungsarbeit auf, um zu beweisen, daß mit dem Finklerschen Verfahren der Finalmehlbereitung ein ernährungsphysiologisch ideales Brot herzustellen sei. Es wird uns gesagt, der Krieg habe „eine förmliche Metamorphose in der ganzen Ernährung" herbeigeführt und wir kämen zur Überzeugung, „daß die bisherigen Ansichten der Physiologen über die Ernährungsbilanz der Menschen sich in vielen Fällen als nicht richtig erweisen". Wir gehen sogar noch weiter und glauben, daß die Ansichten der Physiologen für die praktischen Lebensformen ziemlich überflüssig sind; daß die Physiologie gar nicht befugt ist, Rezepte zur Ernährung zu finden; wir stellen fest, daß die Physiologie nur den tierischen und menschlichen Funktionen nachzuspüren habe, um post hoc zu gewissen Erkenntnissen zu gelangen.

Weiter sagt Stoklasa, die ganze „Mobilisierung des Ernährungswesens hätte es bisher leider nicht vermocht, eine den biochemischen Forschungen entsprechende richtige Zubereitung des unentbehrlichen täglichen Brotes zu erwirken". — So wären wir wirklich falsch ernährt gewesen und hätten durch den segenspendenden Krieg — umgelernt? Und mit dem Vollkornbrot nach Finklerschem Verfahren will man ein gewisses Ideal von Brot erreicht haben! Ungläubig bleiben wir, eindruckslos zieht der ganze wissenschaftliche Apparat an uns vorüber. Wir werden fortfahren, Kriegsbrot zu essen — mit Resignation. Unsere Enkel aber werden mit Bewunderung ihrer Großeltern gedenken, die in zähem Willen zum Durchhalten neben den vielen Surrogaten auch Kleieabfälle zu verdauen verstanden.

Robert Lewin

## Arnims Majoratsherren

Das deutsche Volk liest bekanntlich seine geistvollsten Dichter nur wenig. Einer der Größten, Jean Paul, hat es seit einem Menschenalter zu keiner Ausgabe mehr gebracht, und wie sehr ist Achim von Arnim verschollen, dieser erfindungsreichste und bunteste Geist der Ro-

Digitized by Google

mantik! Vor einigen Jahren hat der Inselverlag, was ihm hoch angerechnet sei, eine hübsche dreibändige Auswahl seiner Werke gebracht. Und jetzt erschien bei Kurt Wolff in Leipzig eine sehr schöne Liebhaberausgabe von Arnims „Majoratsherren", dieser grandiosen mystisch-phantastischen Novelle. Wäre sie von Meyrinck, so hätte sie hundert Auflagen. Karl Thylmann — er ist inzwischen im Felde gefallen — hat sieben Steinzeichnungen dazu gemacht, die den Geist und die wetterleuchtend zuckende Atmosphäre der Dichtung nicht erreichen, aber doch ein tiefes Verständnis für sie fühlen lassen.

Die Romantikermode, die eine Reihe von Jahren unter den Literarhistorikern und Verlegern herrschte, ist vorüber. Wesentliche Schätze der echten Romantik, des besten deutschen Geistes der Zeit vor hundert Jahren, sind dabei unbeachtet liegen geblieben. Arnim gehört dazu. Möchte eine Neuorientierung doch auch in der Pflege des geistigen Besitzes unsrer Nation eintreten! Sie hätte es bitter nötig.

Hermann Hesse

## Fritz von Friedländer-Fuld

Am 15. Juli ist der Geheime Kommerzienrat von Friedländer-Fuld auf seinem Schlosse Lanke im Alter von 58 Jahren gestorben. Er soll der reichste Mann Berlins gewesen sein. Aber nicht deshalb seien ihm hier einige Zeilen gewidmet. Aus anderen Gründen verdient er Beachtung: er stellte einen Typ dar, der zwischen den beiden großen deutschen Kriegen ausschlaggebend in unserem Wirtschaftsleben, vielleicht aber auch in der sogenannten Gesellschaft war. Bezeichnend für ihn ist nicht nur die Schnelligkeit, mit der er zu seinem Vermögen kam, sondern auch der Einfluß, den er im öffentlichen Leben errang. Als er nämlich vor etwa 40 Jahren das Kohlengeschäft seines Vaters, die auch heute noch bestehende schlesische Firma Emanuel Friedländer & Co., übernahm, da mußte er mit ungefähr nichts anfangen, denn der Krieg von 1870 und seine Folgen hatten dieses Unternehmen außerordentlich geschädigt und geschwächt. Innerhalb weniger Jahrzehnte aber brachte es der Verstorbene dahin, daß er zusammen mit der Firma Cäsar Wollheim den ganzen Verkauf der riesenhaften schlesischen Kohlenindustrie monopolartig beherrschte und darüber hinaus noch in unzähligen anderen wichtigen Industriezweigen eine ausschlaggebende Bedeutung hatte.

Friedländer-Fuld hörte es gerne, wenn man ihm versicherte, wer die Geschichte seiner Firma schreibe, der schreibe auch die Geschichte der schlesischen Industrie. Und daran ist sehr viel Wahres. Im Gegensatz nämlich zu der viel älteren rheinisch-westfälischen Großindustrie hat in der Entwicklung des industriellen Schlesien der Handel eine ausschlaggebende Bedeutung gehabt. Das mag daher gekommen sein, daß dort die reichen Bodenschätze fast ausschließlich im Besitz der feudalen Magnaten waren und teilweise auch heute noch sind, und daß diese Magnaten es an und für sich nicht nötig hatten, von ihren industriellen Anlagen zu leben. Hier bedurfte es häufig erst des Anstoßes so unternehmender Händler, wie Fritz Friedländer einer war, um diese Magnaten vom Großagrariertum mit nebenher betriebenen Gewerbebetrieben zur intensiven Großindustrie herüberzuziehen. Aber selbst wenn dieser Schritt einmal unternommen wurde, befaßten sich

Digitized by Google

die Hocharistokraten nicht gerne mit dem Verkauf; sie überließen ihn lieber den vorwiegend jüdischen Händlerfirmen. Das gilt nicht nur für die Kohle, sondern ebenso auch für die Metalle, und Metallfirmen wie Rawack & Grünfeld in Beuthen ebenso wie die Firma Beer, Sondheimer & Co. in Frankfurt a. M. verdanken einen ansehnlichen Teil ihrer Millionen den guten Beziehungen zu den schlesischen Feudalen oder, besser gesagt, zu deren Domänendirektoren.

Man kann aber — und hierin liegt zweifellos das Hauptverdienst Friedländers — dem Verstorbenen nicht vorwerfen, daß er nur Kaufmann gewesen sei. Im Gegenteil, er hat ein außerordentliches Verständnis und Interesse für alle technischen Neuerungen gezeigt. Er war es, der bahnbrechend an die so lange vernachlässigte bessere Ausnutzung der Kohle herangegangen ist. Er ist der Gründer der Oberschlesischen Kokswerke und Chemischen Fabriken gewesen, jener Gesellschaft, die auf Grund neuer Patente zum erstenmal großzügig daran ging, rationell die in der Kohle schlummernden Nebenprodukte auf chemischem Wege auszunutzen. Dadurch hat er wohl Einblick in das Stickstoffproblem erhalten, das sowohl für unsere Kriegswirtschaft wie für unsere künftige Friedenswirtschaft von ausschlaggebender Bedeutung ist. Denn neben dem bei der Koksdestillation gewonnenen Ammoniak gibt es ja noch weitere Möglichkeiten, um künstlich Stickstoffverbindungen zu erzeugen. Er hat nun nach den verschiedensten Richtungen hin Versuche gemacht, sich an der Lösung dieser Frage zu beteiligen. Als einer der ersten hat er die norwegischen Erfindungen auf diesem Gebiete aufgegriffen und deren Ausnutzung in Deutschland versucht. Später vereinigte er sich dann mit Caro und Frank, um deren Kalkstickstoffverfahren auszunutzen. Im Kriege hat er mit Reichshilfe und in Verbindung mit der Deutschen Bank dieses Verfahren ausgenutzt, und das war auch der Grund, warum er in der Verwaltung der Bayerischen Stickstoffwerke saß und eine ausschlaggebende Bedeutung hatte. Er selbst hat eingestanden, daß nach seinem Dafürhalten das Verfahren nicht das beste ist, daß es technisch weit zurückbleibt hinter den von der Badischen Anilin- und Sodafabrik verwerteten Erfindungen des Professors Haber. Er hat sogar zeitweise versucht, diesen seinen Landsmann zu sich herüberzuziehen, was daran scheiterte, daß dieser bereits an die Ludwigshafener Fabrik gebunden war. Die Ausnutzung der Caro-Frankschen Patente unternahm Friedländer in Gemeinschaft mit der Deutschen Bank, deren Aufsichtsrat er angehörte, seitdem er sich vor einigen Jahren mit seinem langjährigen Bankier, Karl Fürstenberg von der Berliner Handelsgesellschaft, schwer überworfen hatte.

Aber auch auf einem anderen Gebiete ist Friedländer bahnbrechend gewesen: in der Verwertung des Zellstoffs für die Textilindustrie. Auch hier sind die Friedländerschen Interessen im Kriege zur Geltung gekommen, als man dazu überging, Papiergarn und Papiergewebe in großem Maßstabe an Stelle der fehlenden Baumwolle und Wolle herzustellen. Es kam ihm da zustatten, daß er bereits im Frieden in seinen Papierfabriken diese Probleme bearbeiten und praktische Versuche hatte anstellen lassen. Alle diese Probleme aber hielt er für unwichtiger als eines, dem aller Wahrscheinlichkeit nach die Zukunft gehört und über das an dieser Stelle vor einigen Monaten bereits geschrieben wurde: die Vergasung der Kohle. Längst hatte er eingesehen, daß selbst die Verkokung des schwarzen

Digitized by Google

Diamanten noch eine unglaubliche Verschwendung darstelle und daß es unbedingt notwendig sei, die Kohle an Ort und Stelle völlig zu vergasen und ihre Bestandteile zu zerlegen. Dieses Riesenproblem der Zukunft beschäftigte ihn auf das allerintensivste. Hier mag ihm zustatten gekommen sein, daß er als Besitzer von Braunkohlenbergwerken — er war Aufsichtsratsvorsitzender und Hauptbesitzer der Braunkohlen- und Brikettindustrie A.-G. in Berlin — eine besonders billige und qualitätsarme Kohle zu verarbeiten hatte, bei der die Transportkosten in einem besonders krassen Mißverhältnis zum Verkaufswerte stehen. Es war ein Vergnügen, ihm zuzuhören, wie er diesen technischen Zukunftsträumen nachging und sie ausspann.

Hier lag zweifellos die sympathischste Seite seiner Persönlichkeit. Weniger bewundernswert, wenn auch zum mindesten ebenso geschickt waren Friedländers zielbewußte Bemühungen, sich gesellschaftlich eine überragende Stellung zu sichern. Daß ihm das gelungen ist, ergibt sich nicht nur aus seiner Nobilitierung, seiner Berufung ins Herrenhaus und der Tatsache, daß die „gute Gesellschaft", angefangen vom Deutschen Kronprinzen, in dem Friedländerschen Palais am Pariser Platz verkehrte, sondern auch aus der Tatsache, daß er seine Tochter mit einem Sproß des englischen Hochadels verheiraten konnte. Freilich hat gerade dieses Streben nach Feudalismus sich für ihn schwer bezahlt gemacht, denn die Ehe dieses seines einzigen Kindes stellte sich als ein schwerer Schicksalsschlag für ihn heraus; die Wahl war die denkbar unglücklichste und mußte unter den schwierigsten Umständen durch Scheidung erledigt werden.

Nicht uninteressant ist die Technik, mit der Friedländer-Fuld sich diese Stellung errang. Sie dürfte wohl begonnen haben mit dem für Friedländer und seinesgleichen so charakteristischen Glaubenswechsel. Er ist zum Christentum übergetreten, und zwar wurde er Katholik, da ja auch der schlesische Hochadel katholisch ist. Er soll es sogar bis zum päpstlichen Geheimkämmerer gebracht haben. Die Berliner Aristokratie aber wußte er durch glänzende Feste, vor allem aber durch den Sport zu gewinnen. Berühmt waren die Friedländerschen Jagden, wie ja die Jagd erfahrungsgemäß von jeher allen jenen, die besseren Verkehr suchten, eine willkommene Möglichkeit bietet, zunächst einmal auf neutralem Gebiete die sozial Höherstehenden an sich zu fesseln. Daß es ihm in seinen gesellschaftlichen Plänen aber nicht nur um ein Erklimmen höherer Sprossen zu tun war, ergibt sich daraus, daß er auf dem Höhepunkt seiner Macht angelangt, als eigentlicher Gründer der „Deutschen Gesellschaft" für 1914 hinter den Kulissen wirkte.

Es ist nach dem Gesagten nicht zu viel gesagt, wenn wir Friedländer als einen Repräsentanten seiner Zeit genannt haben: genialer Händler, starkes Verständnis für industrielle Probleme, verbunden mit einem gesellschaftlichen Ehrgeiz, der von bösen Zungen Streberei genannt zu werden pflegt und der — und auch das ist charakteristisch in diesem materialistischen Zeitalter — beispiellose Erfolge erntete. Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

# Die Kanzlerkrisis

Von Conrad Haußmann, M. d. R.



ie Julikrisis hat zu einem Personenwechsel geführt. Bethmann Hollweg ist gestürzt. Dr. Michaelis ist zum Kanzler ernannt. Die Wirkung ist weder innerpolitisch noch außenpolitisch eine Klärung.

Bethmann Hollweg hat das gleiche Wahlrecht für Preußen als Programm der Krone errungen und ist — als ob das Zickzack die Verwirrung lösen könnte — am Tage hernach entlassen worden! „Ehrenvoll ist er gefallen, legt ihm seinen Schild aufs Grab." Was Bethmann Hollweg für Deutschlands Entwicklung bedeutet, was er geleistet, erreicht und nicht erreicht hat, ist in ruhigerer Stunde zu würdigen, wenn die Entwirrung der von dem Geist der Adlonkonferenz ersehnten Lage noch etwas weiter vorangeschritten ist und wenn man mehr mitteilen kann als heute.

Dr. Michaelis ist plötzlich aufgetaucht. Er bedeutet eine Arbeitskraft. Aber er bedeutet keine Richtung. Er besitzt persönlichen Charakter, aber noch keinen politischen. Deshalb fehlt der von politischen Staatsmännern ausgehende Aufschluß über die Summe von Fragen, auf welche die drängende Zeit Antwort fordert.

Derjenige, welcher die in der Luft liegende politische Krise gegen Bethmann Hollweg gekehrt hat, — es ist nicht das Parlament, wenn auch Parlamentsparteien als Springer und Läufer mitwirkten — hat sie nicht gelöst. Die Lage erscheint um so verwickelter, je genauer man in sie hineinschaut. Das Volk fragt: Wenn Michaelis die gleiche Politik wie Bethmann Hollweg macht, warum mußte dann Bethmann Hollweg weg? Oder, wenn Michaelis eine andere Politik machen soll, warum hat er dann nicht gesagt, welche andere?



Digitized by Google

Es zeigen sich die Folgen der von rechts her betriebenen Agitation gegen die verantwortliche Reichszentralstelle. Drei Jahre lang haben die Gegner Bethmann Hollwegs ihm in lärmendem und wegwerfendem Ton „mangelnde Klarheit, Bestimmtheit und Fähigkeit" vorgeworfen. Das Kraut des politischen Mißtrauens, das dadurch künstlich gezüchtet wurde, sperrt jetzt seinem Nachfolger den Weg. Es lastet auf ihm ein erhöhter Druck nach offener Stellungnahme. Mit Unmut und mit bitterem Lachen sieht die deutsche Bevölkerung das Schauspiel mit an, daß jetzt Bethmanns Gegner den Gaul herumwerfen und plötzlich ausrufen: Man könne von Michaelis nicht verlangen, daß er vor Kriegsende bindende Erklärungen gebe! Diese Doppelzüngigkeit verschärft die mißtrauische Stimmung.

Es kommt nicht auf Bindungen und Worte, sondern auf politische Akte und auf eine klare Richtung an. Der Verlauf der Dinge des letzten Jahres und des letzten Monats zwingt zu erkennen, daß die drei Jahre lang von der Kriegsfurie gepeitschte Welt an dem Punkt und in dem Stadium angelangt ist, wo die Erfahrungen sich zu festen Richtungen in der inneren und äußeren Politik verdichten müssen. Die ewige Burgfriedelei, d. h. die taktisch vorgeschützte Harmonie auseinanderklaffender Staatsauffassungen, führt, wie die Erfahrung jedem zeigt, nicht aus dem europäischen Labyrinth heraus. Die Überspannung der „Nationalität" hat alle Völker in eine künstliche Psychose und zu einer babylonischen Sprachverwirrung geführt. Wenn politische Krafthuber wie Herr Carson das Maul aufreißen, so kann es nur durch kluge englische Hände geschlossen werden. Sie sollten an die Arbeit gehen. Dasselbe muß von Deutschen gegenüber den deutschen Carsons besorgt werden.

Bei dieser Arbeit aber müssen leitende Staatsmänner sich aktiv beteiligen. Wir haben längst gelernt, daß im andern Land je die Schreier vom anderen das weiteste Gehör finden, und wenn dann die Staatsmänner nicht unzweideutig reden, so wird ihnen

Digitized by Google

der Hintergedanke der heimlichen Sympathie mit jenen lärmenden Elementen oder die Angst vor ihnen eifrig unterstellt. Das eine Land erhält keine klare Vorstellung von dem wahren Willen des andern, mißtraut und schießt weiter. Diese Taktik dient den friedensfeindlichen und schadet den friedensliebenden Völkern. Deshalb ist sie für Deutschland schädlich, deshalb muß von der deutschen Regierung, falls sie nicht ganz provisorisch sein sollte, verlangt werden, daß sie im vierten Kriegsjahr sich keiner Verschwommenheit bedient, keine falschen Unterstellungen erleichtert und ihre Mitarbeiter in einheitlichem Geist auswählt. Deutschland muß um der Gegenwart und der Zukunft willen den Vorteil nicht verdunkeln lassen, den eine rückhaltlose Friedenspolitik in sich trägt.

Dies hat der Reichstag erkannt und er hat danach gehandelt. Die Abstimmung vom 19. Juli und die feste Mehrheit von 212 gegen 116 Stimmen haben einen Grund gelegt. Der Beschluß war sachlich und taktisch richtig und reiflich überlegt. Die Parteien der Mehrheit haben im psychologisch richtigen Augenblick die Politik des Verständigungsfriedens proklamiert, ohne Zulassung der Annexionen, die Deutschland weder in Belgien noch im Osten machen will, und die England in Bagdad und Frankreich in Straßburg machen möchte, aber nicht machen soll. Die Linke und das Zentrum bekennen sich aus Überzeugung, Verantwortlichkeitsgefühl und aus den völkerpsychologischen Gründen der europäischen Zukunft zu diesem Schritt, genau wissend, daß Deutschland die militärische und wirtschaftliche Kraft auch zum vierten Winterfeldzug hat und entschlossen, diese Kraft einem dauernden Friedenstrotz erfolgreich entgegenzustellen.

Jetzt hat die Reichsregierung und die Krone die Gewißheit der Zustimmung einer Parlamentsmehrheit zu einer solchen Reichspolitik, und sie hat die Verantwortung, wenn sie den Schritt kreuzt oder entstellt. Daß Herr Michaelis es nicht unterlassen hat, in die Reichstagsresolution einen Zweifel künstlich hineinzutragen durch die Worte: „So wie ich sie auffasse," verüble ich ihm des-

Digitized by Google

halb, weil er von den Antragstellern zuvor deren eindeutige Auffassung entgegengenommen hat.

Die Verhandlungen, die wir vom 5. bis 20. Juli im Plenum und Kommission, im Vertreterausschuß der Mehrheitsparteien und in intimen Besprechungen mit leitenden Persönlichkeiten führten, haben selbst da, wo Widerspruch erfolgte, die zusammentreffenden Überzeugungen der drei Parteien nicht erschüttert, sondern befestigt.

Die fortschrittliche Volkspartei, die am 5. Juli den Zusammentritt anregte und ihre Vertreter bestellte, hat sich zuerst an die nationalliberale Partei gewendet, und es bestand drei Tage lang die von nationalliberalen Abgeordneten wachgerufene Hoffnung einer Kooperation. Ich will heute nicht gegen die nationalliberale Fraktion polemisieren, die am Sarg ihres hochbegabten und hervorragenden Führers Bassermann trauert. Er würde nicht in einem Atemzug die „Parlamentarisierung" verlangt und im Namen einer Minderheit bei Herrn Valentini wegen Kanzlerentlassung sich eingefunden haben.

Heute gilt es, wie für die Regierung, so für die Parteien, auch für das Zentrum, eine einheitliche und innerlich wahrhaftige Richtung einzuschlagen. Der Beginn und Inbegriff einer klaren politischen Richtung ist eine Mehrheit und eine Opposition, die auch ihre wichtige Funktion zu erfüllen hat, aber die Richtung nicht bestimmen kann. In der Kriegs- und Friedensfrage hat sich erstmals eine Mehrheit gebildet, geleitet einzig von der festen, klaren Einsicht in das wohlverstandene vaterländische Interesse. Dies und der Inhalt der Besprechungen gibt Hoffnung, daß die Mehrheit in der kommenden Parlamentstagung Bestand haben und sich auch auf dem Gebiet der inneren Politik fruchtbar erweisen wird. Dann kann in die Verwirrung dieser Tage, in denen eine weitblickende Regie vermißt wurde, eine Ordnung gebracht werden, die als gesunde Stärke zu wirken berufen ist.

Digitized by Google

# John Selden und der britische Imperialismus

Von Dr. Alfred F. Mayer



iebenundzwanzig Jahre nach dem ersten Druck des mare liberum des Hugo Grotius, das in drei Auflagen sich den Weltmarkt erobert hatte, nachdem seines Autors Name aus dem Dunkel der früheſten anonymen Ausgabe emporgetaucht war, erschien zugleich in London und Amsterdam eine umfangreiche Schrift, des John Selden mare clausum, als das literarische Ereignis des Jahres 1636.

Es ist bezeichnend, daß diese Arbeit, das Gegenspiel zu der Flugschrift des Grotius, die um Schutz vor der Willkür der alten Kolonialmächte der Pyrenäenhalbinsel bat, den Namen Karls I. wie mit Gepränge an der Spitze führt und so Autorität verkündet, wo jene andere Hilfe suchte und auf ihr Recht und auf sich selbst allein vertraute.

Stellte Grotius den Satz auf, daß das Meer frei und ohne Ketten sei, daß die Usurpation der Herrschaft über die endlose Fläche des Ozeans undenkbar sei und jenseits des Rechtes stehe, so war es auffallend, daß ein Engländer, Repräsentant der jüngsten Seemacht seiner Zeit, dem entgegnete, daß die Idee der Herrschaft über Meeresteile und die Denkbarkeit der Beherrschung des gesamten Weltmeeres gerade von hier ausging. Zum ersten Male tritt hier der Wille Britanniens zur maritimen Vormacht unverhüllt zutage; von John Seldens Schrift führt eine gerade, ungebrochene Linie über Pitt und Chamberlain zu dem britischen Imperialismus des Jahres 1917.

Das mare clausum ist bestellte Arbeit. Die Archive des Tower standen dem Verfasser offen. Es ist eine Art Weißbuch vergangener und künftiger englischer Politik. Hatte Grotius aus aufgefangenen feindlichen Briefen eine Waffe gemacht, indem er geheime Befehle des spanischen und portugiesischen Königs seinem Werk beidrucken ließ, so spinnt Selden ein Netz aus Verträgen und Verhandlungsprotokollen. Stand Grotius allein vor einer Welt von Feinden, so steht hinter Selden König und Parlament, bereit, ihn zu decken, und „right or wrong, my country“ steht als oberster Grundsatz englischer Politik hinter jedem seiner Worte.

Doppelt war der politische Zweck der Arbeit: zu vermeiden, daß die unbeschränkte Herrschaft über die Küstengewässer Großbritanniens von Theorien bedroht wird, und weiter — und das gibt der Arbeit ihren symptomatischen Wert: die Hegemonie englischen Handels und englischer Macht zunächst in



Digitized by Google

der Nordsee und dem nördlichen Atlantischen Ozean bis nach Grönland und Island und weiter über alle diejenigen Meere zu proklamieren, die vorwiegend für britischen Handel in Betracht kommen. Hier geht Selden über sich und seine Zeit hinaus. Der stolze Untertitel seiner Schrift „Von der Herrschaft über die See" läßt den Traum Großbritanniens erstehen, der, oft geleugnet, hier einen einwandfreien Zeugen hat, dessen Autorität der Schatten Karls I. stützt.

Seldens Schrift ist in vielen wesentlichen Punkten typisch für den Engländer. Realpolitik lehrt er. Von außen her, von den nackten historischen Tatsachen packt er die Dinge an. Suchte Grotius die Prinzipien zu finden, von denen aus die Frage zwischenstaatlicher Regelung des Seeverkehrs zu betrachten sei, so beruft sich Selden auf Gewohnheitsrecht, auf Verträge, auf das Recht der Eroberung. Führt Grotius, der Humanist, die Juristen der klassischen Zeit ins Feld, so ist Selden mit Bibelzitaten gerüstet, die er für sich ausnutzt. Ist die Schrift des Grotius endlich in dem eleganten Latein des weltmännischen Gelehrten geschrieben, so fließen allzuoft aus Seldens Feder Barbarismen, und bisweilen klingen die rauhen Töne altenglischer Stammesnamen aus dem Strom lateinischer Rede.

Das mare clausum gliedert sich in zwei Teile, wovon der erste mit der Theorie von der Freiheit des Meeres abzurechnen gedenkt, indes der zweite, für das Wesen der Schrift ungleich bedeutungsvollere, den Satz verteidigt, daß die Gewässer Großbritanniens der Herrschaft des englischen Königs untertan sind. Und während in dem ersten Teil des belesenen Verfassers Gelehrsamkeit sich über die Literatur verbreitet, von Noah über Moses, Jesaias und die Psalmen, über das Gesetz des Minos, über Demosthenes und Thukydides, über die lex Rhodia, die Digesten und Novellen, den Koran, Bartolus und Bodin endlich zu Hugo Grotius gelangt, den er aus eigenen Widersprüchen zu widerlegen versucht, spricht in dem zweiten sein Herz und seine Sehnsucht.

Die Uranfänge britannischer Seemacht, noch sagenhaft, steigen auf: Britannier beherrschen vor dem Eindringen der Römer Inseln und Gewässer der Nordsee. Auf das Meer fliehen sie, von den Legionen bedrängt. Caligula, ohnmächtig, die Wogen zu beherrschen, läßt an der Rheinmündung Muscheln sammeln und schickt sie im Triumphzug nach Rom. Militärstationen werden errichtet und zerstört. Beide Ufer des Kanals werden von Britannien aus verwaltet. Eine Flotte entsteht aus kleinsten Anfängen: Küstenfahrer wagen sich in offene See, Alfred der Große baut zuerst die Kriegsflotte aus, kämpft mit dieser neuen Waffe gegen die Dänen und überwindet sie.

Seldens Schrift, bisher trocken, wird zum Heldenlied. Die Kämpfe zwischen Angeln und Dänen um Land und See ziehen vorbei. Wilhelm der Eroberer:

Digitized by Google

mit seinem Siegeszug über die Insel dekretiert er zugleich die Herrschaft über Häfen und See. Heinrich III.: zum ersten Male wird der custos quinque portuum, der Lord warden of the cinque ports, ernannt, Sir Hugo de Crequeur, jener fünf Häfen, die nicht nur Schutz und Schirm Englands waren, sondern auch die Ausfalltore wurden, von wo Verteidigung in Gegenstoß überging.

Die Organisation dieser Offensive, als Abwehr rechtswidriger Angriffe verlarvt, wird der Gegenstand der folgenden Erörterungen. Aus der custodia der Häfen wird die custodia der See und der Handelsstraßen. Hafen- und Seezölle werden erhoben, England übernimmt die Seepolizei zwischen den britischen Inseln und dem Kontinent, und die Mittel, die gefordert und bewilligt werden, eine Seemacht zu schaffen, gehen damals wie heute unter gleicher Flagge: For the defence of the Realme and the keeping and the saufegard of the seas, for the entercourse of marchandise safely to come into and to pass out of the same.

Die britische Macht dehnt sich aus: Calais, der Stützpunkt Englands auf dem Kontinent, wird genannt, La Rochelle, Boulogne. In dem gleichen Maßstabe greift die Seesperre um sich. Aus dem custos maris wird der Admirallus Angliae, Hiberniae, Walliae, ac Dominiorum et Insularum eorundum, aus ihm der Magnus Admirallus Angliae et praefectus classium et marium nostrorum. Mit der Vereinigung der Seemacht in dieser einen Hand hält die straffere Ausübung der tatsächlichen Gewalt über die Meere, die dem britischen Arm erreichbar sind, gleichen Schritt. Zum Befahren der britischen See bedarf es besonderer Erlaubnis; die Erfindung der Blockade stammt von England.

Aber nicht nur der Blockade schlechthin. Mit Selbstgefühl erzählt Selden, daß zur Zeit der Königin Elisabeth Getreideschiffe aus Skandinavien und Hamburg mit dem Kurs nach Lissabon in schottischen Gewässern aufgebracht worden sind. Proteste Christians IV. blieben erfolglos, eine Gesandtschaft, zu Elisabeth geschickt, muß unverrichteter Sache abziehen. Im Jahre 1597 bekennt sich England ausdrücklich zum Aushungerungskrieg. Nicht zum ersten Male. Denn schon Eduard I. hat nach Selden den neutralen Handel jeder Art mit dem Feinde — damals war es Frankreich — verboten. Altbritische Sitte also und geheiligt durch die Tradition der Plantagenets und Tudors war von jeher der Druck auf die Neutralen. Für Selden ist er ein Zeichen der Macht Britanniens, auf das er stolz ist und das ihm in seiner Tatsächlichkeit ein Beweis für das Recht Englands auf die Beherrschung seiner See scheint.

Stark geworden, mißbraucht England unter der Maske nationaler Verteidigung seine Stellung als Vormacht der Nordsee und des Atlantischen

Digitized by Google

Ozeans. Ohne Scham bekennt es seine Expansionsgelüste. Nicht daß es sie verteidigt. Es baut aus ihnen völkerrechtliche Theorien auf; es objektiviert gewissermaßen seine Interessenpolitik.

Verträge, die eine Einschränkung zu bedeuten scheinen, werden als Ausnahmen ausgelegt. Als während der Kämpfe Spaniens und der Vereinigten Niederlande ein Erlaß Jakobs I. lediglich die eigentlichen Küstengewässer, deren Grenzen genau angegeben wurden, als Kriegsschauplatz ausschloß, gilt dies als Akt internationaler Höflichkeit, als vorübergehende Aufgabe der Ausübung vorhandener Herrschaftsrechte.

Der Gedanke, der englische König könne nicht Herr der See sein, ist ihm unfaßbar. Wurde doch Heinrich III. schon von dem Parlament „Le roy de la mier" genannt, erklären Parlamentsakte aus der Zeit Heinrichs V.: Le roy et ses nobles progenitors de tout temps ont este seigneurs de la meer, beschreibt ein Unbekannter unter Heinrich VI. die Münze, die jenen gewappnet auf stilisierten Wogen zeigt, mit den Worten:

> For foure things our Noble sheweth to me/
> King/Ship and Swerd/ and Power of the See.

Als zur Zeit der Regierung der jungfräulichen Königin Humphrey Gilbert neuentdeckte nordamerikanische Gebietsteile für England in Besitz nimmt, wird durch ihn Elisabeth auch Herrscherin über jenen Teil des Atlantischen Ozeans, der den Weg zu den neuen Kolonien bildet. Denn es genügt zum Erwerb des Eigentums an einer Sache, sagt Selden, daß ich mit dem Willen zum Besitz die tatsächliche Gewalt auch nur über einen Teil von ihr verbinde. Darum ist auch die See über Orkney- und Shetlandinseln bis nach Island britisch, deshalb ist Grönland der englischen Seemacht untertan.

Was weiter im Norden liegt, ist unerforscht. Nur wenige haben es gesehen, niemand kann Bestimmtes sagen. Aber hier taucht zum ersten und einzigen Male der moskowitische Kaufmann als Konkurrent auf, dessen Schatten am Ende der Schrift bedeutungsvoll Wache hält.

Mitten in dieser Entwicklung bricht Selden ab. Sein Zweck scheint ihm erreicht, die Gefahr, die des Grotius Arbeit heraufbeschworen, gebannt.

Sein Werk ist eine Drohung und eine Warnung zugleich. Posaune des englischen Imperialismus, ruft sie den Nationen des Kontinents ihr videant consules zu, das ungehört verhallte. Heute, da die Richtlinien großbritischer Politik allen offenbar geworden sein müssen, ist es an der Zeit, sich auch Seldens zu erinnern, der an den Grundsteinen des Gebäudes mitgearbeitet hat, das wir umzulegen erhoffen.

Digitized by Google

# Galizischer Türkenkrieg

## Feldzugsnotizen

Von Reinhard Weer

### V.

### Gastmahl



Der Regimentskommandeur der türkischen Artillerie unserer Division erwartete uns, vier österreichische Herren und einen Deutschen, vor seiner Stube, die in einem der besseren Häuser des armen galizischen Dorfes Nadorozniow lag. Die Gastgeber standen grüßend an der Tür, alle feierlich in einer Reihe: der Major, sein Adjutant, der hübsche, lebhafte Ordonnanzoffizier, mein besonderer Freund, und ein Mufti, der Feldgeistliche der türkischen Schwesterdivision, der einen Turban trug und zu unserer Begrüßung, sich verneigend und unverständliche Worte murmelnd, die Arme über der Brust kreuzte. Der einzige Mufti meiner Bekanntschaft war bisher der von Molières Gnaden, der im „Bourgeois gentilhomme" fröhlich auf der Bühne erscheint; so durfte der lebende und wirkliche Mufti besondere Aufmerksamkeit beanspruchen. Das braune Gesicht des freundlichen Alten war von schwarzem Haar und Bart umrahmt; seine sanften dunklen Augen durchforschten jeden einzelnen von uns lange und prüfend, als wolle er uns bis ins Herz sehen. Er war in orientalischem Zivil, das aber doch irgendwie durch den Zuschnitt etwas Priesterliches hatte: lange, weite Hängebluse und gleiches Beinkleid mit wulstig umwickelten Unterschenkeln; als militärisches Abzeichen trug er schmale goldene Längstressen am unteren Ende der Armel — brandenburgische Aufschläge ins Türkische übersetzt. Die Offiziere waren in ihrer Felduniform, die im Schnitt der unseren gleicht und in der Farbe die Mitte hält zwischen Olivgrün und Braun; den hohen Lammfellkalpak, den sie statt unserer Mütze tragen, behielten sie, wie es die türkische Sitte vorschreibt, auch während des Essens auf dem Kopf. Der Major mit dem klugen, blassen Gesicht und den ein wenig wilden, sehr schwarzen Augen sagte eine halb türkische, halb französische Begrüßung, klatschte in die Hände und wies uns die Plätze an, die beiden jungen Offiziere zeigten lachend ihre weißen Zähne, und der Mufti murmelte Gebete und sah sich, als alles untergebracht war, strahlend in der Runde um.

Ich saß zwischen dem Major und Leutnant Ismael, meinem Freund, mit dem ich zuweilen deutsch und türkisch arbeite. Das niedrige Zimmer

Digitized by Google

war kühl; ein offenes Becken mit Kohlenglut vermochte nicht die Kälte auszutreiben, und wir sahen betrübt den mächtigen Lehmofen, dessen sich die Türken — ich weiß nicht aus welchem Grunde — nur selten und offenbar ungern bedienen, kalt und nutzlos seine Ecke füllen. Vor die weißen Wände waren — das Vorgehen des österreichischen Artilleriekommandeurs hat Schule gemacht! — ein paar kleine Nadelbäume gestellt, die dem nüchternen, armen Raum ein festliches, freundlicheres Aussehen gaben. Das Essen, dem wir mit Spannung, aber auch nicht ohne Besorgnis entgegengesehen hatten, fiel überraschend europäisch aus; zwar gab es nur Hammelfleisch in verschiedenen, sehr fetten Zubereitungen, die aber vortrefflich schmeckten und jeder deutschen Küche Ehre gemacht hätten. Der Major teilte stehend alles aus wie ein biblischer Hausvater und Patriarch. Dazu wurden Weine eingeschenkt, von denen auch der Major mittrank, während sich die anderen nach der Koranvorschrift mit Mineralwasser begnügten; bei der Flasche Sekt aber, die zum Schlusse hereinkam, von einem Soldaten namens Moharrem sehr gewandt entkorkt und kunstgerecht eingeschenkt, durften sie mittun, da Sekt auf türkisch Sorbet heißt, also kein Wein ist. Anfang und Beschluß des Essens machten Zigaretten; der Mufti reichte ein Etui mit vom Sultan geschenkten herum, die er sich für festliche Gelegenheiten aufgespart hatte; sie schmeckten besonders stark und aromatisch, waren aber durch das lange Aufheben allzu trocken geworden.

Trotz der empfindlichen Kälte des Zimmers und der sprachlichen Schwierigkeiten der Unterhaltung wurde es ganz gemütlich. Ein wenig, wenn auch nur in spärlichen Andeutungen (dafür aber mit um so umständlicheren Erklärungen und Handbewegungen) wurde erzählt: vom Krieg im Westen, von Gallipoli, wo unsere türkischen Galizienkämpfer früher gefochten, von der österreichischen Doberdofront, wo der Artilleriekommandeur zuletzt gestanden hat. Der Major, seiner leidenschaftlichen, impulsiven Art entsprechend, die unter der deckenden Ruhe des Orientalen bisweilen — bei dienstlichem Ärger, telephonischen Vermittlungsschwierigkeiten und ähnlichen Anlässen — vulkanisch hervorbricht — der Major ist begeisterter Jungtürke und bei den Anfängen der jungtürkischen Bewegung stark hervorgetreten. Er war es, der beim ersten Aufstand, damals als Batteriechef, die Rohre seiner Kruppschen Feldkanonen auf den Sultanspalast richtete. Jetzt ist der alte Rebell zahm und ein treuer Gefolgsmann Enver-Paschas und der osmanischen Majestät. Als der österreichische Artilleriekommandeur ein paar Worte zu Ehren der Gastgeber sprach und dabei auch der politischen Zeitumstände und des um den festlichen Tisch versammelten neuen Dreibunds Deutschland, Österreich-Ungarn, Türkei gedachte, fiel der Major immer wieder mit einem tiefbewegten „Danke schön, danke schön!" oder „Das kommt von Gott!"

Digitized by Google

ein, und der Mufti, dem man alles übersetzen mußte, bekam vor Rührung feuchte Augen und schaute noch strahlender als zuvor in die Runde.

Es wurden in dem kleinen Kreise von neun Tischgenossen erstaunlich viel Reden gehalten: nach dem österreichischen Major vom türkischen Gastgeber, dann von mir (in Anknüpfung an ein in Flandern gesehenes Gasthaus „Au vaillant Turc" — „Zum tapferen Türken") und zuguterletzt noch vom Mufti, und alle mußte — zu seiner Mühe und unserer Erheiterung — der österreichische Oberleutnant in seiner langsamen, gewissenhaften Art ins Deutsche und Französische übersetzen. Uneingeweihten Lauschern wäre das ganze gewiß höchst sonderbar und vielleicht ein wenig komisch vorgekommen. Uns aber wurde es ein wertvoller Abend. Es war, als öffneten sich Riegel und Tore: man tat einen tiefen Blick in gute, treue türkische Herzen.

## VI.

### Ruthenisches Pfarrhaus

Mit türkischen Kavallerieoffizieren zusammen wohnte ich ein paar Tage lang in dem großen, erdgeschössigen Hause des griechisch-katholischen Geistlichen zu Kurzany. „Sie sind uns herzlich willkommen," sagte der Pfarrer freundlich, die Mütze in Händen drehend, und seine feisten Bäckchen strahlten Wohlwollen aus, „auch meine Frau und die Kinder werden sich freuen. Ich habe immer nur gute Erfahrungen mit deutschen Herren gemacht. Bitte, mein Haus steht Ihnen zur Verfügung." So bezog ich für kurze Zeit das große quadratische Zimmer, in dessen einer Ecke der türkische Rittmeister schlief, und ließ mir von meinem österreichischen „Offiziersdiener" in der anderen Ecke auf dem schwarzen Wachstuchsofa ein Lager für die Nacht richten.

Gemütlich war diese Wohnstatt nun gerade nicht zu nennen: den ganzen Tag lang gab's ein fortwährendes Ein und Aus von türkischen Offizieren und Ordonnanzen, außerdem ging beständig das Telephon, so daß an ein Zurruhekommen oder gar Arbeiten der Zimmerbewohner nicht zu denken war. Doch ergaben sich andere Vorzüge: bei den Mahlzeiten, die wir zusammen mit der Pfarrersfamilie einnahmen. Die griechisch-katholischen Geistlichen sind meist verheiratet, es sei denn, daß sie einem Mönchsorden angehören; wenn Hochwürden aber Ehrgeiz hat und den Bischofshut erlangen will, muß er erst Witwer werden. Nun, unser guter, unterhaltsamer Pfarrer von Kurzany strebt vorläufig noch nicht nach dem Bischofssitz: er hat eine nette, fleißige Frau, deren harte, arbeitsgewohnte Hände sie nicht hindern, ganz gebildet zu sein und nach Tisch mit der Geste einer Dame von Welt Zigaretten zu rauchen, und er hat ein halbes Dutzend Töchter, von denen die beiden ältesten, sehr hübsche,

Digitized by Google

gewandte Mädels von achtzehn und sechzehn Jahren, mit den Eltern am Mittag- und Abendessen der Offiziere teilnehmen und durch Lebhaftigkeit und gute Laune sehr zur allgemeinen Unterhaltung beitragen. Hochwürden ist nämlich vermögend und hat seine Töchter auf gute Schulen nach Brzezany, der Kreishauptstadt, geschickt; ja, Fräulein Steffie, die Achtzehnjährige, die außer ihrer ruthenischen Muttersprache noch Deutsch, Russisch, Polnisch und ein wenig Türkisch spricht, wird nach dem Kriege auf dem Lemberger Gymnasium die Reifeprüfung ablegen und sich aufs Studium werfen, und es besteht kein Zweifel, daß sie mit ihren reichen äußeren und inneren Gaben überall sehr gut abschneiden wird. Während der Mahlzeiten pflegen die türkischen Herren sich vornehmlich mit ihr zu unterhalten: sie machen ihr harmlos, aber sehr ungeniert Liebeserklärungen in allen Sprachen des Balkans, die sie mit vergnügtem Lachen wie einen selbstverständlichen Tribut entgegennimmt. „Herr Reschid und Herr Jussuf versichern mich täglich zehnmal ihrer Liebe," sagt sie mir in ihrem etwas harten Deutsch über den Tisch herüber und zeigt ihre weißen Perlenzähne in dem hübschen, etwas slawisch geformten Gesicht, das so reizend zarte Farben hat, „aber den einzigen Liebesdienst, um den ich sie bitte: pünktlich zum Essen zu kommen, erweisen sie mir nicht." Nach Tisch holt sie Photographien, und da zeigt sich denn, daß die beiden Mädels diese Kriegszeit zu allerlei Eroberungen friedlicher Art genutzt haben: von einem türkischen Divisionär bis zu deutschen Vizewachtmeistern waren wohl so ziemlich alle Rang- und Altersstufen unter diesen Bildtrophäen vertreten.

Ich saß zwischen dem Pfarrer und dem Rittmeister, der, als einziger unter den türkischen Herren des Deutschen ganz unkundig, sich wenig an der Unterhaltung beteiligte und, da er wegen einer Handverletzung den Arm in der Binde trug, sein Essen von Steffie vorgeschnitten bekam. Der Pfarrer erzählte vom Kriege, plauderte allerlei von der Ritterlichkeit und Weltmännischkeit russischer Offiziere, die er im Quartier gehabt hat. Die Frau ging ab und zu zwischen Küche und Zimmer, um die von ihr bereiteten Speisen aufzutragen, und zündete sich schließlich, an der Unterhaltung teilnehmend, eine Zigarette an.

Nachher war ich, eiliger Arbeit halber, wieder in dem von dem Rittmeister und mir bewohnten Zimmer, wo der arabische Oberleutnant Ordonnanzen empfing und abfertigte, der Rittmeister mit dem knappen, strammen Auftreten eines preußischen Offiziers mündlich und telephonisch Befehle erteilte und sich dabei in sonderbaren kleinen Hochmutsposen gefiel, die Leutnants Reschid und Jussuf endlich und der hübsche lange Fähnrich sich mit komischem, echt türkischem Eifer mühten, deutsche Brocken von mir zu erhaschen, die sogleich notiert wurden. „Der Pfarrer des Fräuleins ist schön," sagte Jussuf,

Digitized by Google

stolz auf seine Leistung, und meinte damit: „Die Tochter des Pfarrers ist schön," und der Fähnrich deklinierte „die dunklen Augen des Mädchens". Als es mir zu toll wurde, verschwand ich über den Hausflur in das Hinterstübchen, wo Steffie und Sofie wie zwei Tauben nebeneinander auf der Bank bei einer Stickerei saßen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß dieses Pfarrhaus seine Reize hatte. Honni soit qui mal y pense!

* * *

Aus Anlaß von Kaiser Franz Josephs Tod hielt unser Pfarrer ein Requiem in seiner grünüberkuppelten Kirche. Ein Gottesdienst ohne Gebet und Predigt, ganz ausschließlich Liturgie, aber dennoch nicht eindruckslos. Der Geistliche in schwarzem Samtornat mit goldenem Kreuz auf dem Rücken und in derben Bauernstiefeln, über denen die weißen Spitzen seines Untergewandes sichtbar wurden, stand als dunkler Mittelpunkt in der freundlich-bäuerlichen Buntheit der Kirche, in die sich alle Farbe aus der grauen Öde des galizischen Dorfes geflüchtet und gerettet zu haben scheint. Von der hölzernen Empore scholl ohne Instrumentenbegleitung lauter Wechselgesang einiger Männer; die Inbrunst ihrer starken Stimmen strömte suggestive Kraft aus. Weniger gut sang der Pfarrer seine Stellen: es klang allzu klagend und nasal. Die Gemeinde war bunt wie die ganze Kirche: türkische, österreichische und deutsche Offiziere, ungarische Artilleriemannschaft, galizische Bauern mit verwittertem Gesicht und langem Haar, viele Weiber und Kinder, die unbesorgt mit ihren schweren Wasserstiefeln während der ganzen Feier dröhnend aus und ein gingen und Kruzifix und Heiligenbilder auf einem Tisch in der Kirchenmitte küßten. In den Ecken ein paar greisenhafte Weiblein, faltig und ausgetrocknet, die sich immerwährend bekreuzten; es sah aus, als machten sie unaufhörlich Freiübungen mit den alten, kraftlosen Armen.

Von draußen tönten Hornsignale der türkischen Kavalleristen, die hinter dem Pfarrhaus übten, in den Gesang.

## VII.

### Zwei Städte

Als ich nach Stryj kam, galt mein erster Blick dem Gebirge, das auf den Landkarten der Stadt so dicht benachbart erscheint. „So weit sind die Wege, so lang ist die Zeit; und auf den Karpathen sind die Wälder verschneit." Vor vielen Jahren hat man's ziemlich gedankenlos in deutsche Sommernächte hinausgeschmettert, das Studentenlied, und vor wenig Monaten ist es in

Digitized by Google

unserem kleinen pikardischen Dorfe auf meinen Vorschlag im Freundeskreise erklungen, ohne daß ich ahnte, wie bald es mir beschieden sein werde, dieses für die Kämpfer im Westen so sagenhaft weit entfernte Gebirge zu sehen. Jetzt habe ich sie also erblickt, die Karpathen, wenn auch vorerst nur aus achtungsvoller Ferne, wie sich's bei dem ersten Bekanntwerden mit etwas ganz Großem und Hohem gehört. In die Straßen von Stryj, der kleinen Etappenstadt, schauen sie, ein Grenzwall von Macht und Wildheit zwischen Galizien und Ungarn, fernher hinein.

Stryj ist unter allen nichtrussischen Städten nach Art und Aussehen die russischste, die man sich nur vorstellen kann, ja, es hat wohl mehr Russisches in seinem Wesen als viele Plätze im heiligen Rußland selbst. Es zeigt das typisch Flache, Niedrige, Geduckte der russischen Kleinstadt, es hat deren ziemlich lasterhafte „bessere" Viertel, in denen viel Geld gewonnen und noch mehr leichtfertig hinausgeworfen wird, es hat ein in schmutziger Geschäftigkeit wimmelndes Judenviertel, es hat eine Art Korso — Markt der Eitelkeit —, es hat durchaus den Lebensrhythmus einer russischen Stadt. Bloß für die vielen das Stadtbild so sehr schmückenden Kirchen der russischen Städte scheint es keinen Platz und keine Verwendung zu haben; die sind durch ganz unglaublich viele Advokatenhäuser ersetzt. Für Rechtsanwälte muß Stryj mit seinem Bezirksgericht, das eine Zeitlang ein deutsches Armeeoberkommando beherbergte, goldener Boden sein: jedes bessere Haus trägt das zweisprachige, ruthenische und polnische, Schild eines Anwalts, und es sind Häuser darunter, die an Größe und Kostspieligkeit gar manches französische château in den Schatten stellen. Eine ganz hübsche Promenade durchquert den größeren Teil der Stadt; an ihr liegt das deutsche „Offiziersheim", dessen kahle, große Räume ein mehr gutgemeintes als bequemes, ein wenig an Arbeitslosenherbergen erinnerndes, aber immerhin sauberes und von unerwünschten Besuchen verschontes Nachtasyl gewähren. Kinos mit schlechtem Programm, Läden, die meist ausverkauft sind, besetzte Lokale, die, außen protzig und innen verwahrlost, ihren Besitzern mehr Freude machen als den Besuchern, aber zu schlechter Zehrung mit ziemlich guter Musik jüdischer Kapellen aufwarten, und zahllose k. u. k. und deutsche Militärbehörden bilden die weiteren Requisiten der Etappenstadt. Dennoch ist Stryj nicht so übel. Menschen, Musik, Leben nach so viel Schmutz und Armlichkeit an der Front, das ist immerhin etwas Schätzenswertes.

An der Peripherie der Stadt ducken sich die spärlicher werdenden Häuser nach und nach in die schwarze galizische Erde, und unversehens steht man auf der schlammigen Straße im Freien. Da hat man dann, sich rückwärts wendend, Stryj in Außenansicht: kein Stadtbild, sondern nur Häuser, wirr, ohne Gliederung eingestreut in die weite, zum Bangen öde Ebene südlich des

Digitized by Google

Dnjestr. Die wird fern, fern im Süden von Bergen bewacht, über denen schon früh im Herbst ein weißer Strahlenschimmer gebreitet liegt. Denn „auf den Karpathen sind die Wälder verschneit".

* * *

Brzezany soll man, ganz im Gegensatz zu Stryj, nur von weitem sehen, dann ist es eine schöne Stadt und bleibt als solche in der Erinnerung. Ich kam beim Aussuchen von Stellungen für die türkische Artillerie auf einen hohen, kahlen Rücken, den ich, weil in naher Sicht des Feindes, zu Fuß erkletterte, und wurde, oben Atem schöpfend, durch dieses Bild überrascht: geradeaus das breite Tal der Zlota Lipa mit den russischen Stellungen auf den jenseitigen Bergen, links — nach Freundesseite hin aber wahrlich noch nahe genug den Linien — eine hübsche Stadt, von einem weißgrauen Schloß mit rotem Dach burghaft überhöht, mit Straßen bergauf und bergab und ein paar gut aussehenden größeren Gebäuden abseits der Häusermenge um die Schmalseite eines blanken Sees gelagert, alles so recht wie ein Ausschnitt aus dem biblischen Land der Verheißung anzuschauen. Bei näherer Kenntnisnahme wandeln sich, wie so oft, die Verheißungen in Enttäuschungen. Es bleibt freilich der See, aber der aus der Vogelschau so malerische erweist sich als ein recht nüchterner großer Stauweiher der Zlota Lipa, der nach der Auskunft der Karte alle drei Jahre abgelassen wird und dann wahrscheinlich noch erheblich trauriger wirkt als jetzt. Das vermeintliche Schloß entpuppt sich als nichtssagendes, den Ort nur wenig überragendes Kloster, und in der von weitem so schönen, ordentlichen Stadt macht sich allerlei russische Zerstörung breit. Was bleibt, ist immerhin (für den, der schon einmal dort ist) des Anschauens wert. Brzezany hat gute, reiche Häuser, die von großer Wohlhabenheit wenigstens eines Teils der Bevölkerung zeugen (darunter nicht ganz so viel Advokatenhäuser wie Stryj), und ein Leben und Treiben von Militär und Zivil, wie man es in einer unter den Augen der russischen Artilleriebeobachter lebenden Stadt — sie liegt nur drei Kilometer hinter dem Graben — nicht erwarten sollte. Der Russe ist aber ein anständiger Gegner, wie die Österreicher sagen, ein Feind, mit dem man sich vertragen kann. Dem Westfrontler war dies eine höchst erstaunliche, traumhaft sonderbare Erfahrung.

Ich saß, alter Gewohnheit aus Frankreich folgend, vor der römisch-katholischen Kirche ab und trat ein. Der kleine Aufenthalt lohnte sich: der von außen sehr einfache, glattflächige gotische Bau erwies sich von innen als recht still- und stimmungsvoll, auch ohne das Trauergepränge des großen Katafalks, der als Symbol und gegenständlicher Mittelpunkt für die Trauerfeier um Kaiser Franz Joseph errichtet war. Draußen neben der Kirche ein besonderer,

Digitized by Google

sehr wehrhaft dreinschauender quadratischer Glockenturm, und vor dem Portal ein Dutzend zerlumpte Bettler (während das Tor der griechisch-katholischen Kirche am Markt für die noch abschreckenderen weiblichen Kollegen dieser Zeitgenossen reserviert zu sein scheint). — Ich badete in einer jüdischen — anscheinend rituellen — Badeanstalt mit sehr eigenartigen Einrichtungen und Badesitten, kaufte teuer und schlecht ein bei einem Händler mit dem schönen Namen „Hersch Wiederkehr" und trabte schließlich ziemlich ernüchtert weiter.

In der Nähe von Brzezany aber sah ich das schönste, was mir Galizien bisher an Augenweide geboten hat: das Schloß zu Ray, ein Paradiesgärtlein von Feinheit und Wohlgepflegtheit in aller Kriegsverwilderung, am Ausgang eines Waldtales oberhalb Brzezany gelegen. Der wundervolle Besitz gehört Polens reichster Familie, dem Fürsten Potocki, der zurzeit am Hofe oder im Hauptquartier des Zaren sein soll, jedenfalls auf russischer Seite steht, und dem trotzdem sein Schloß samt Park, Meierhof und Ziegelei so gut und sorglich bewahrt wird, als wäre er der treueste k. u. k. Untertan. Es bestand die Absicht, unsere türkische Division nach Ray in Schloß und Nebengebäude zu verlegen, aber leider ist nichts daraus geworden — dies Paradies blieb uns verschlossen.

# Tagende

Von Alfons Petzold

Der Feueratem einer roten Stadt
streicht über die geduckten Horizonte.
Vor meinen Blicken liegt auf einem Blatt
ein Stückchen Tag, das noch nicht heimwärts konnte.

Wie lieb ich diese Handvoll Tageslicht,
wie möchte ich es hegen, daß es bleibe,
jedoch es stirbt, mit strengem Angesicht
reckt sich die Nacht vor mir und meinem Weibe.

Digitized by Google

## Bassermann †

Für die katholische Partei Deutschlands ist der Name örtlicher Herkunft eigentlich ein bißchen lächerlich und zu nichtssagend, denn dieses „Zentrum" hat schon sehr zentrifugale Abschnitte seiner Politik durchgemacht. Der Begriff „Mittelpartei" gehört eigentlich den Nationalliberalen, Partei der Mitte, der Vermittlung; er gehörte insbesondere dem eben gestorbenen Führer Ernst Bassermann. Für ihn war er nicht nur eine Übernommenheit aus Bennigsens Zeit, mit der Mischung zwischen den „Extremen" auszugleichen und im allgemeinen gouvernemental zu handeln — er war ein Stück seines eigenen Menschentums, seiner seelischen Natur, und durch diese Eigenschaft, die vielleicht einige deutliche Negative besaß, wurde er zum Führer dieser Mittelpartei, deren Mitte, Gleichgewichtsträger er selber war.

Der greise Bennigsen hatte ihn, ungeachtet anderer Anwärter, zum Erben bestellt. Er witterte in dem noch jungen Mannheimer Anwalt wohl die Natur, deren sympathische Wärme in den verschiedenen Temperamenten ausgleichend wirken müßte und dessen Vorurteilslosigkeit gegen neue soziale Probleme die Partei nicht völlig in den Bann der scharfmacherischen Gruppen gleiten ließe. Die Führerschaft war nie unbestritten; bei den norddeutschen Nationalliberalen war Bassermann lange in dem seltsamen Verdacht eines „süddeutschen Radikalismus", weil er kein Philister war, jüngeren, drängenden Kräften aber wurde sein Gehenlassen, sein Mangel an Straffheit ärgerlich, wenn es sich darum handelte, in eine innerpolitische Kampfstellung zu treten. Diese zuwartende, verbindlich-unverbindliche Haltung war aber so gut Geschenseiner Natur als Technik seiner Führerschaft — er ließ die Stürme verbrausen und sammelte die Gruppen dann auf der Plattform der auswärtigen Fragen, in der Tradition der nationalpolitischen Parteihaltung.

Bassermann gehörte zu den ersten, die die auswärtige Politik im Reichstag pflegten und damit das ungute Erbe der Bismarckschen Ära langsam aushöhlten, als ob diese Dinge nur Diplomatensorge seien. Seine Reden sind vor drei Jahren als Buch gesammelt worden. Wenn man sie heute liest, kommen sie einem leicht etwas dünn und allgemein vor. Er war in gewissem Sinn Bülows Parlamentsausgabe, auf die Stichworte seiner beruhigten oder besorgten Panoramareden antwortete der Kanzler. Mit Bülow verband ihn überhaupt manche Gemeinsamkeit — er hatte nicht die geistreiche Beweglichkeit des Witzes, aber eine ähnliche gepflegte Art der geistigen Haltung und das Talent, peinliche Dinge weich und sorgsam einzupacken.

Der Bülow-Block war auch seine große Zeit. Man mag nicht glauben, daß es ihm wohl zumute war, als er in den Zollkämpfen mit Kardorff zusammen die Geschäftsordnung des Reichstags änderte, aber er beteiligte sich auch nur zögernd an den Bestrebungen, innerhalb des Liberalismus eine gebundene Marschroute herzustellen — der „Großblock" seiner badischen Heimat wurde ohne ihn und seine Billigung formiert. Es ist mit ein Erbe seines Wesens, daß es so schwierig wurde, die Nationalliberalen innerhalb parlamentarischer Machtgruppierungen einigermaßen sicher zu berechnen.

Seine Redegabe zeigte elegante, gepflegte Form; ihr Eindruck lag nicht in starken Prägungen oder neu-

Digitized by Google

artigen Fragestellungen — denn ein schöpferischer Kopf war Bassermann nicht —, vielmehr in ihrer klaren Durchsichtigkeit und Logik und in der menschlichen Wärme, die er dem Sachlichen zu geben wußte. Er entstammte einer alten Mannheimer Kaufmannsfamilie mit der Kultur des wohlhabenden Handelshauses, selber ein Mann, der den Dingen geschichtlicher Forschung und künstlerischen Genusses nahe war, gebildet und wohlmeinend, mit einem gedämpften Ehrgeiz und einer gewissen Weichheit und Nachgiebigkeit der Seele. Daß er in die Politik eintrat, war von Hause aus vielleicht nicht so sehr Zwang und Trieb der Natur als Überlieferung des Hauses; dann aber hielt sie ihn bis aufs Krankenlager mit der Bindung der selbstgewählten Pflicht.

Es ist bekannt, daß er sich in diesem Krieg gegen Bethmann gestellt, zumal seit der Entlassung des Großadmirals v. Tirpitz. Wie weit Stimmung hier mit sachlichen Würdigungen kämpfte, mag heute nicht untersucht werden. Vom Krankenlager aus sah er noch, wie der Kampf um die Führerschaft begann: ob die Gruppe Schiffer-Junck, ob der ehrgeizige und betriebsame Stresemann den Platz am Ruder behaupten wird. Die Nationalliberalen haben Grund, diesen zu frühen Tod stark zu beklagen, denn er hat das Band einer wohltätigen Überlieferung zerrissen.

Theodor Heuss

## Die Optimisten in Stockholm

Stockholm, 16. Juli 1917.

Gestern hat der holländisch-skandinavische Ausschuß nun doch ein festes Datum für die sozialistische Friedenskonferenz angegeben, den 15. August, und heute läßt er in den schwedischen Zeitungen mit schöner Sicherheit verkünden, er habe sich bei der Verwaltung des Reichstagsgebäudes um dessen Überlassung für die Verhandlungen beworben. Bedenkt man, daß schon einige bestimmte Eröffnungstage für die Konferenz veröffentlicht wurden, so freut man sich der beharrlichen Zuversicht, mit der Camille Huysmans, der eifrigste aller Sekretäre, am Werke ist. Aber zu seinem Geschäft gehört nun einmal ein öffentlich nicht zu erschütternder Optimismus. Er wird, wenn dieses Datum wieder verschoben wird, mit gleicher Unerschütterlichkeit einen 15. September oder 1. Oktober ansagen. Oder nicht? Leuchtet es auch den unskeptischen Propheten allmählich ein, daß eine Konferenz, die zusammenfällt mit den ersten Aktionen des Winterfeldzuges, an moralischer Bedeutung erheblich verloren hat? Dennoch ist es wohl noch nicht ganz ausgemacht, ob der 15. August wirklich mit ersehntem Orgelklang wird eröffnet werden können. Wer weiß denn, was die Kerenski, Tseretelli, Skobelew heute sind? Wie vieles ist in diesen Monaten lautlos unter den Tisch gefallen! Man erinnere sich nur an die groß aufgemachten Versprechungen über die Veröffentlichung der Geheimverträge. Sogar Herr Ribot mußte unter dem Druck der Situation die Publizierung in der Kammer zusagen. Inzwischen sind die Kerenski und Tseretelli so gründlich gebändigt worden, daß Herr Ribot gar nicht mehr an die Einlösung seines Versprechens zu denken braucht. Dem Katzenjammer über die so bös mißglückten russischen Offensivabsichten wird der saure Hering in Stockholm gut tun. Aber werden denn Franzosen und Engländer bei dem Ernüchterungsschmaus

Digitized by Google

im August mittun? Die rechtschaffene Absicht der Herren Roussanoff, Goldenberg, Ehrlich und der Frau Rubinstein in allen Ehren, werden sie wirklich in vierzehn oder höchstens zwanzig Tagen die Genossen in Paris, London, Rom so gründlich umgekrempelt haben? Schlimmer aber als eine Vertagung oder eine Absage wäre der Versuch einer rein dekorativen Tagung. Unmöglich, eine Konferenz, die sich jetzt an platten Allgemeinheiten genugtun wollte! Dieser deklamatorisch-diplomatische Charakter hat die Kongresse vor dem Weltkrieg so unwahrhaftig gemacht. Wäre es möglich, daß Kongreßroutiniers an den Versuch einer Belebung dieser melancholischen Feierlichkeiten dächten? Der 15. August ist ein kühn gewagtes Datum. Sollte diese Verständigungskonferenz nicht vorher Zeit zur Verständigung haben? Und Camille Huysmans' Zuversicht? Man möchte sie haben.

Stefan Großmann

## Rußland und wir

Die Tatsache, daß es Rußland, das nach den übereifrigen Schilderungen unserer Presse militärisch gänzlich demoralisierte Umsturz-Rußland, zu einer kräftigen Offensive mit durchaus vollen Beständen und mit reichlicher Munitionsausrüstung gebracht hatte, gab denn doch zu denken. Es zeigte sich, daß ungenügende Information oder Mangel an durchdringender politischer Voraussicht, mindestens bezüglich der Streitkräfte Rußlands, da ihr Spiel trieben. Denn sonst wäre wohl die einmalige rückhaltlose Erklärung unserer Friedensbereitschaft zu begreifen, etwa mit befristeter Aufforderung an die russische Regierung, sich über die eigene Friedenswilligkeit bindend zu äußern, nicht aber die wiederholten Versicherungen, die einer Anbiederung glichen, und das unbegrenzte Zuwarten, das die Heranschaffung der Kriegsmittel an die russische Front und das Ausreifen des Ententezwanges ermöglichte.

Daß die feindliche Presse es als Gebot ihrer Taktik ansah, die Zustände in Rußland und insbesondere deren Rückwirkung auf die russische Front in schwärzesten Farben zu malen — man denke nur an das Bild der Millionendesertionen, der einfach nach Hause aus den Armeereihen eilenden Bauern, der Abstellung aller Soldatendisziplin, Absetzung der Offiziere durch Mannschaften u. dgl. m. — ist mehr als begreiflich, daß sich aber in Berlin und Wien eigene Stimmen bemühten, diese Karikatur einer Kriegsarmee als Wahrheit zu verbreiten — schon wesentlich weniger. Nun ist erfreulicherweise der irreführende Bann gebrochen. Unsere militärische Geduld zu Ende. Und mit voller Wucht spricht unsere Offensive jene Sprache, die allein, wie es mehrfach Warner gegen den Optimismus empfohlen hatten, greifbare Aussichten bietet, ein friedensbereites Rußland zu schaffen. Ein solches ist erst dann auszudenken, wenn die jetzige Petersburger Regierung infolge ihrer leichtfertigen Kriegspolitik gestürzt sein wird; das ist allein der Drehpunkt für die nächste Zukunft. Erreicht dürfte er ausschließlich durch unsere so erfolgreich begonnene kräftige Offensive werden.

Wieder ist also nach politischen Extratouren — die Entscheidung in der großen Hauptsache ganz und gar an die Front zurückverlegt.

Bei den außerordentlichen Druckmitteln der Entente gegenüber Ruß-

Digitized by Google

land, man denke nur an die wirtschaftliche und finanzielle Zange, in der Rußland gehalten wird, durfte an ein Ausspringen Rußlands nur gedacht werden, wenn mehrere, alle Bedenken über den Haufen werfende Momente gleichzeitig und zusammen auf die russische Psyche einwirken. Es sind dies: Mißerfolge an der Front, Sturz der Regierung und Hungersnot infolge schlechter Ernte.

Das erste Moment, das Schlagen eines klaffenden Loches in die russische Front, das bei unserer ungebrochenen Angriffskraft eine Verbreiterung voraussehen läßt, die vielleicht den baldigen allgemeinen Rückzug der ganzen russischen Kräfte aus Ostgalizien erzwingt, ist heute schon im Werden. Der Sturz der von der Entente verhetzten Regierung wird als seine Folgewirkung kaum ausbleiben und die Mißernte, die beim mangelhaften Anbau in vielen Teilen Rußlands droht, wird von neutraler Seite als sicher bezeichnet.

Diese Unterlagen wird nun die konstituierende russische Nationalversammlung, die für Oktober anberaumt ist, zum Aufbau des neuen Staates vorfinden. Ein Kriegs-Rußland wird das neue kaum sein. Eher ein Rußland, mit dem sich über den Frieden reden läßt. Jedes „Früher" aber sollte unterbleiben. v. S.

## Kriegsbücher

### II.

Friedrich Meinecke hat verschiedene Aufsätze seiner Kriegspublikation zu einem Buche „Probleme des Weltkriegs"*) zusammengestellt. Einige davon sind Buchbesprechungen von Bülow, „Deutsche Politik" und Kjellén, andere interessante Gruppierungen geschichtlicher Begebenheiten. Einer will von der geschichtlichen Wissenschaft eine Änderung ihrer Problemstellung verlangen, und ein anderer äußert sich zur Reform des preußischen Wahlrechts. Der Band verlöre vielleicht überhaupt die Berechtigung, als ein Bekenntnis Meineckescher Kriegsbetrachtung angesehen zu werden, wenn nicht hier und da kräftig und stark seine historische Betrachtung des Krieges ersichtlich wäre. Dort aber, wo dies geschieht, wo er das Netz einfach kausaler Folgerung verläßt, wo ihm der „Rhythmus des Weltkrieges" erscheint, ragt seine Darstellung über die einer beschreibenden hinaus. Nun ist es Meinecke, der stark Partei nimmt für den Sinn der Zeit; der Historiker, der so viele Kriege kennt, daß ihm das Faktum gar nicht mehr leugbar erscheint. Seine Auffassung ist immer staatspolitisch, nie utopisch, immer maßvoll, nie hassend, immer sicher, nie tastend. Er ist deshalb einer der bedeutsamsten Politiker, weil seine politische Weltanschauung von ihm in ganz aufgelöster Form hineingetragen wird in sein historisches Gebäude. Deshalb zeigt er auch nicht mehr die Einseitigkeit vieler Historiker; er leitet auch den Krieg nicht mehr aus einer Ursache her: die Ursachen liegen ihm in vielen Richtungen verteilt. Seine historische Begabung ist so groß, daß er sich nicht mehr durch nur auf der Oberfläche verlaufende Motive verleiten läßt. Dieser Krieg hat für ihn ein viel bedeutsameres Gesicht, als daß ihm russischer Expansionsdrang und englischer Wirtschaftsneid genüge, deshalb kommt er zur Forderung, daß für die Zukunft nicht Niederwerfung, sondern Gleichgewicht das

*) Friedrich Meinecke, Probleme des Weltkrieges, Oldenbourg Verlag München.

Digitized by Google

Prinzip sein müsse. Aber so sehr wir immer wieder seinen politischen und historischen Verstand bewundern, so sehr uns bei ihm mancher Zusammenhang der Empirie wie in neuem Licht erscheinen will, so sehr er die Fähigkeit hat, die Geschehnisse ohne Leidenschaft und Haß darzustellen — am Ende stehen wir vor seinen Anschauungen mit leeren Händen. Der Krieg mündet ja in seinem äußersten Verhalten in eine derartig unendliche Frage, daß uns seine äußere Technik, seine Ursache und Voraussetzung, seine Wirklichkeit und Ermöglichung, daß uns alle diese Elemente ganz ungenügend erscheinen. Der Historiker muß auch den Krieg immer von der Seite sehen, wie er ist. Vielleicht erscheint gerade hier die Tragik des Geschichtsforschers merkwürdig klar: daß seine Aufgabe es ist, das Geschehen zu erforschen und er an die Quelle gelangt, an der seine Begriffsbildung aufhört. Am Krieg erscheint die ungeheure Bedeutung jener Wissenschaft in besonders bedeutsamer Weise: die nicht nach dem Sein, sondern nach dem Sinn der Dinge fragt. Indem Meinecke als einer der feinsten historischen Köpfe am Ende nur doch immer das Sein erklären kann, gelangt er nie zu dem Punkt, von dem aus die Frage nach dem Sinn des Krieges als die Frage erscheint, die es zu entscheiden gilt. So ist die Meineckesche Leistung gleichsam charakteristisch für die ganze Phase, in die der Krieg getreten ist: die Frage nach seinem Sein steht noch so sehr im Mittelpunkt, die Entscheidung seines äußeren Schicksals bewegt alle noch so stark, daß die Frage nach seinem Sinn verstummt. In allen Äußerungen über den Krieg, die von der Seite unserer Historiker herrühren, weicht diese Frage einem gleichmäßigen Fluß tatsächlicher Zusammenhänge und Geschehnisse. Die Wirklichkeit frißt die Idee. So ist Meineckes Buch symbolisch für die Stellung unserer Zeit.

Norbert Einstein

## Aufsichtsräte

Es gibt ein süddeutsches Scherzwort: „Was ist der Unterschied zwischen einem Hering und einem Aufsichtsrat?“ Antwort: „Der Hering ist für den Kater, und der Aufsichtsrat ist für die Katz.“ In diesem Wort liegt leider etwas sehr Wahres. Die für die deutschen Aktiengesellschaften obligatorische Einrichtung des Aufsichtsrats hat sich in der Praxis nicht so entwickelt, wie es sich das Handelsgesetzbuch vorgestellt hatte. Die Aufsichtsräte sollten gewissermaßen als Ausschuß der Aktionäre die Tätigkeit des Vorstandes ständig überwachen und bei allen wichtigen Vorkommnissen mitraten und mittaten. Man wird sich keines ungerechten Vorwurfs schuldig machen, wenn man von einem außerordentlich großen Teil der in Deutschland befindlichen rund 10000 Aufsichtsratsmitglieder die Nichterfüllung dieser Aufgabe annimmt. Dabei bedeutet eine solche Feststellung noch nicht einmal den Vorwurf sträflicher Pflichtvergessenheit. Denn wie die Dinge heute liegen, ist die wörtliche Erfüllung der gesetzlichen Vorschriften häufig fast unmöglich. Man denke nur an unsere Riesengesellschaften, wie etwa an eine große Bank oder etwa ein Industrieunternehmen wie die A.E.G. Es ist geradezu undenkbar, daß die Aufsichtsräte, die überall im Land verstreut

Digitized by Google

sind, auch nur die wichtigeren Geschäfte vor ihrer Ausführung erfahren. Wenn sie diese schwere Aufgabe erfüllen wollten, so müßten sie sich hauptamtlich dieser Aufsichtsratstätigkeit widmen. Tatsächlich gibt es auch solche weiße Raben. Aber das sind verschwindende Ausnahmen. Statt dessen hat sich eine Reihe von Aufsichtsratstypen herausgebildet.

Da ist zunächst einmal der Bankdirektor und Bankier, von dem man manchmal den Eindruck habe, er sammle Aufsichtsratsposten wie ein anderer alte Möbel. Der Prototyp dieser Gattung sind Leute wie der Kölner Handelskammerpräsident Louis Hagen mit seinen 56 Aufsichtsratssitzen, oder der Direktor der Dresdner Bank Eugen Guttmann mit deren 26, Solmsen von der Diskontogesellschaft mit 45, Carl Fürstenberg von der Berliner Handelsgesellschaft mit 55, Herr v. Gwinner von der Deutschen Bank mit 21 usw. Diese Herren sollen in erster Linie die Interessen ihrer Bank und deren Kundschaft in den betreffenden Unternehmen wahren, und sie tun dies auch in gewissem Umfange. Sie werden entweder in die Verwaltung hineingewählt, weil ihre Institute einen großen Effektenbesitz repräsentieren, oder weil die betreffende Gesellschaft bei ihnen Kredit in Anspruch nimmt oder aber irgend einmal in Anspruch genommen hat. Dabei ist allerdings das Komische, daß der von den Banken in den Generalversammlungen vertretene Aktienbesitz nicht etwa Eigentum der Bank ist, sondern es sind in der Regel Aktien von Kunden der Banken, die sich diese in geschickter Weise bei den Generalversammlungen zur Verfügung stellen lassen, um als die Großinteressenten zu erscheinen. Man sieht, daß das Recht auf einen Aufsichtsratsposten von vornherein selbst für die Bank manchmal recht zweifelhaft ist und daß die aus dem Sitz im Aufsichtsrat sich ergebenden, teilweise sehr hohen Tantiemen nicht der Bank, sondern eigentlich ihren Kunden gehören. Sicherlich aber gehören sie nicht dem Bankdirektor, sondern höchstens der Bank. Davon wollen aber die Bankdirektoren in der Regel nichts wissen. Im Gegenteil, es gibt nicht wenige, die das Hauptziel ihrer Wirksamkeit darin sehen, überall neue Aufsichtsratsposten sich zu verschaffen. Denn das ist sehr rentabel. Die meisten Bankdirektoren verdienen ein Mehrfaches ihres Gehaltes bei diesen Nebenbeschäftigungen, und daß diese Einnahmen bei der Bank nicht gering sind, weiß jeder. Eugen Guttmann selbst hat diese bedenkliche, allerdings auch begreifliche Erscheinung einmal recht deutlich dahin charakterisiert, daß er sagte, er wäre gerne bereit, die Generaldirektion seiner Bank durch jüngere Kräfte zu ergänzen. Aber er habe immer herausgefunden, daß das erste, was solche Herren als Wichtigstes in ihrem neuen Amt anstrebten, die Erlangung möglichst vieler rentabler Aufsichtsratsposten sei. Abgesehen von der daraus sich ergebenden unberechtigten Bereicherung einzelner nicht immer mit überragender Genialität ausgestatteter Bankdirektoren in den Hauptstädten und in den Provinzorten, hat die Sache noch eine weitere bedenkliche Seite. Manche dieser Herren hüten sich nämlich, mit den sonstigen Machthabern solcher Gesellschaften, also etwa mit den Direktoren als Aufsichtsräte in des Wortes eigentlicher Bedeutung zu verkehren, sondern sie sagen hübsch zu allem Ja und Amen, damit sie nicht unangenehm auffallen. Gerade auf diesem Gebiet konnte und kann man sehr gut beobachten, daß die schöne Phrase, unsere Banken seien die eigentlichen Leiter

Digitized by Google

unserer deutschen Volkswirtschaft, doch sehr cum grano salis zu nehmen ist. Als beispielsweise in Rheinland und Westfalen zeitweise die dortige Großindustrie in einer die gesunde Entwicklung unserer Volkswirtschaft und unseres Geldmarktes gefährdenden Weise zu überstürzten Expansionen schritt (Deutsch-Luxemburg!), fragte man, wie das die in den Aufsichtsräten sitzenden Berliner Großbankdirektoren hätten zulassen können. Dann bekam man immer wieder von sehr ruhig denkenden Kennern lächelnd zur Antwort: Die Herren sind doch froh, daß sie ihre Aufsichtsratstantiemen bekommen. Ähnliches kann man auch heute noch in verkleinertem Maßstabe bei den Göttern zweiten Ranges, manchen Filialdirektoren der Banken, beobachten, denn auch von diesen sind diese und jene in ihrer Eigenschaft als Aufsichtsräte sehr froh, wenn man sie in Ruhe ihre da und dort völlig mühelos verdienten Tantiemen vereinnahmen läßt. Allerdings wäre es durchaus unrecht, hier zu generalisieren. Es gibt sehr wohl auch Fälle, in denen es anders ist. So rühmt man z. B. dem an der Spitze marschierenden Louis Hagen nach, daß er trotz seiner vielen Aufsichtsratsstellen überall seinen Mann in ausgezeichneter Weise stelle; daß er dabei seinen Vorteil nicht vergißt und die Tantieme keine geringe Rolle spielt, ist eine Sache für sich. Auch Herr Fürstenberg ist in gewisser Beziehung eine rühmliche Ausnahme; er nimmt die hohen Tantiemen nicht für sich direkt in Anspruch. Denn es besteht bei seiner Bank die lobenswerte Einrichtung, daß die Aufsichtsratstantiemen sämtlicher Direktoren in eine gemeinsame Kasse fließen, um u. a. auch entstehenden Regreßansprüchen usw. zu dienen. Das aber ist eine ganz seltene Ausnahme.

Neben dem Typ des Bankier-Aufsichtsrates spielt noch eine gewisse Rolle der repräsentative Aufsichtsrat. Das sind Leute mit glänzenden Namen, die nach außen hin der Gesellschaft ein gewisses Relief geben sollen. Also Admirale oder Generale z. D., Herren vom Hochadel usw., oder auch ausgediente Minister, Leute, die in die größte Verlegenheit kommen würden, wenn man sie nach den Grundzügen der doppelten Buchhaltung fragen würde. Es sei zugunsten des deutschen Aktienwesens festgestellt, daß es sich hier um eine Einrichtung handelt, die eigentlich in England eine größere Rolle spielt als bei uns. Dort wird namentlich bei zweifelhaften Gesellschaften, deren Aktien dem harmlosen Publikum aufgeschwatzt werden sollen, gern ein Lord oder gar ein Herzog an die Spitze der Verwaltung gezogen.

Ein dritter Typ ist der Mann mit den guten Beziehungen, eine Gattung, bei der schon ein bißchen Korruption hereinspielt, namentlich dann, wenn diese Beziehungen in der Richtung der Staatsbehörden liegen. Freilich braucht hier nicht unbedingt von einer Korruption die Rede zu sein, denn es fehlt oft der Gesellschaft lediglich die Möglichkeit, sich ein gutes Entree bei den bestellenden Staatsbehörden zu verschaffen. Immer ist die Sache nicht so harmlos. Leider hat man gerade jetzt im Krieg von derartigen bedenklichen Zuwahlen hören müssen. Im übrigen können es ja auch Beziehungen rein privater Natur sein, wie man etwa in die Verwaltung einer Rohstoffgesellschaft gern einen Großabnehmer beruft.

Das führt schon zu einer verwandten Gattung von Aufsichtsräten, den Geschäftsfreunden. Diese können sowohl Bezieher wie auch Liefe-

Digitized by Google

ranten sein, oder — bei den Banken — Leute, die große Geschäfte mit diesen Instituten machen. So erklärt sich wohl eine Zuwahl des eben verstorbenen Fritz von Friedländer-Fuld in die Verwaltung der Deutschen Bank, über die er einmal scherzweise zu einem Bekannten äußerte: „Sehen Sie, der beste Beweis, daß meine Beziehungen zur Deutschen Bank sehr lose sind, ergibt sich doch daraus, daß ich in ihrem Aufsichtsrat sitze." Das ist ein gehöriges Quantum von Zynismus, das aber doch ein ordentliches Körnchen Wahrheit enthält.

Wir kommen zu einer weiteren, durchaus harmlosen, unter Umständen sogar recht vernünftigen Art von Aufsichtsräten. Das sind frühere verdiente Direktoren. Wie man einen Minister nach seinem Ausscheiden in die Erste Kammer beruft, so werden alte Direktoren gern in einen Aufsichtsrat delegiert. Sie können da unter Umständen viel Gutes leisten, da sie wie kaum ein anderer das Geschäft kennen. Gerade solche Männer sind es auch, die dann manchmal, wenn ihre Kräfte es noch erlauben, ihre ganze Tätigkeit dem Institut widmen. Wir haben das z. B. bei der Deutschen Bank, wo der frühere Direktor Steinthal anhaltend weiter im Institut arbeitet.

Diese Spielart aber ist eine ganz seltene Ausnahme und wird auf jeden Fall bei weitem übertroffen von jenen Aufsichtsratsjägern, die wir oben scharf gegeißelt haben, und deshalb drängt sich die Frage auf, ob man das Aufsichtsratswesen, man könnte auch sagen Aufsichtsratsunwesen, nicht gründlich reformieren soll. Hier wäre vielleicht am besten da einzuhaken, wo diese Art Menschen am verwundbarsten sind, am Geldbeutel. Man hat bereits vor einigen Jahren eine 8prozentige Tantiemesteuer eingeführt, die u. a. auch das Gute hat, daß man annähernd feststellen kann, wieviel Tantiemen in Deutschland bezahlt werden. (Im letzten Friedensjahr wurden über 88 Millionen Mark versteuert; im Krieg haben sich diese Tantiemen ganz ungeheuerlich gesteigert, nicht zuletzt deshalb, weil viele Aufsichtsräte es immer wieder verstanden haben, ihre Bezüge zu erhöhen.) Die Tantiemesteuer aber ist in sehr vielen Fällen nicht etwa von den Aufsichtsräten getragen worden, sondern die Gesellschaften haben kurzerhand die Steuer auf sich genommen, was natürlich absolut gegen den Sinn des Gesetzes verstößt. Hier aber müßte man einsetzen. Neuerdings hört man bei vielen Gesellschaften, daß sie neben der prozentuellen Vergütung für die Aktionäre und für die Aufsichtsräte eine Mindestgarantie, die häufig recht hoch ist, einführen. Wie wäre es, wenn man statt dessen dazu überginge, den Aufsichtsräten eine Höchstgrenze ihrer Bezüge zuzubilligen? Das könnte man entweder auf dem Wege der Gesetzgebung erreichen, oder aber die Aktionäre sollten in ihren eigenen Gesellschaften einmal damit anfangen durch Änderung ihrer Statuten. Dann würde man auf einmal die Zuwahl in den Aufsichtsrat nicht mehr als Sinekure, sondern als eine wichtige und sehr schwere Aufgabe auffassen! Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

# Glaube an den Staat und Religion

Von Paul Ernst



ie Deutschen unterscheiden sich in diesem Kriege von den andern Völkern dadurch, daß der staatliche Zusammenhalt bei ihnen aus dem Gebiet des rein Praktischen und Nützlichen erhoben ist zu etwas, das man, wenigstens bei den Höhergesinnten, bezeichnen muß als „das Heilige". Der größte Teil der Vorwürfe, die unsrer Art von den Gegnern gemacht werden, geht auf diese Vorstellung vom Staat; denn was als „Militarismus", „Polizeistaat" oder gar als „Cäsarismus" bezeichnet wird, meint diese Vorstellung. Wir selber sind uns bewußt, daß unser Staatswesen das fortgeschrittenste ist, das heißt, das den Aufgaben der modernen Menschheit am meisten angepaßte, und daß unsere Gegner, vor allem die Engländer, eine zurückgebliebene Staatsform haben. Mag man also unsern Staatsbegriff schätzen oder nicht, das scheint uns Deutschen jedenfalls sicher, daß er richtiger ist wie der feindliche; richtiger, wie bei solchen geschichtlichen Erscheinungen das Wort gebraucht werden kann: denn absolut Richtig und Falsch gibt es ja im geschichtlichen Leben nicht.

Indessen, der Mensch ist nicht nur ein geschichtliches Wesen, ein Geschöpf, welches Aufgaben zu erfüllen hat, die aus seinen sich ändernden äußern Umständen kommen; er ist auch ein absolutes Wesen, ein Geschöpf, welches von Gott die Pflicht erhalten hat, seine Seele so hoch zu bilden, wie es möglich ist. Die Kritik unsrer Gegner kann darauf gehen, daß unser Staatsbegriff dieser Aufgabe schadet. Das meinen die intelligenteren Wortführer, indem sie den „Individualismus" ihrer Völker betonen. Und wir wollen uns nicht verhehlen, daß auch bei uns selbst nicht ungewichtige Stimmen laut werden, welche ähnliche Gedanken äußern.



Digitized by Google

Dürr herausgesagt: der Staat ist zunächst nur die Ordnung der Gesellschaft für die gesellschaftlichen Zwecke der Menschen, die sämtlich mehr oder weniger lediglich das äußere Leben betreffen und im letzten Grunde doch immer nur auf Besitz und Erwerb hinauskommen. Er wird also wichtiger, wenn das äußere Leben der Menschen wichtiger wird. Der geistig Hochstehende, der das äußere Leben immer nur als Mittel für die höheren Zwecke der Menschheit betrachtet, wird zu ihm keine andere Stellung einnehmen können, wie er zu dem äußeren Leben überhaupt einnimmt: ohne Besitz und Erwerb kann man nicht leben, Sicherheit nach innen und außen ist notwendig; und so soll man denn, nach dem Worte Jesu, dem Kaiser geben, was des Kaisers ist und sich um das Heil seiner Seele bekümmern.

Das ist nun unzweifelhaft richtig.

Aber man macht da einen Fehler: man faßt das „Heil der Seele" als ein Ding auf, das man erlangen kann oder suchen muß, zu erlangen. Es ist aber kein Ding außer uns, sondern es ist ein Zustand unserer selbst.

Wer das religiöse Denken der Menschen beobachtet hat, der wird hier den gewöhnlichen Fehler finden, den ungeübte Menschen machen. Religion ist immer nur ein Gefühl. Aber ein Gefühl läßt sich nicht verstandesmäßig mitteilen, und da die Menschen das Mitteilungsbedürfnis haben, so schieben sie dem Gefühl sofort Gedanken unter. Diese Gedanken aber stellen nun die Dinge vor, welche sie sich wünschen. Etwa die Seligkeit ist ein Gefühl, das man gedanklich als „Einswerden mit Gott" fassen kann. Gott ist aber für jeden das, was ihm angemessen ist: der Lebensdurst erzeugt den Gedanken der Ewigkeit, er erzeugt bei dem naiv sinnlichen Menschen den Himmel mit Houris und allem möglichen andern Wohlleben, bei geistiger gerichteten Menschen die Vorstellung der Leidlosigkeit, oder bei sehr leidenschaftlichen Naturen die Idee, dauernd die Ketzer brennen zu sehen.

In der Tat aber haben wir immer nur uns selber, und schließlich ist die Wirklichkeit nichts als die Skala für den Stand unsrer

Digitized by Google

Gefühle, das Material, aus dem ein Kunstwerk hergestellt ist. Es kommt nicht auf Holz, Bronze oder Marmor an, sondern ob das Werk von einem guten Künstler oder einem schlechten ist; es kommt nicht darauf an, auf was einer seinen Willen richtet, sondern in welcher Weise er will.

Wenn wir uns an das Äußere halten, so erscheint es uns als unsinnig, daß Menschen alles opfern sollen für eine Einrichtung, welche ihnen erlaubt, behaglich untereinander zu leben. Wir können mit Recht sagen, daß die Menschen sich Gott opfern sollen und daß sie sich deshalb nicht für etwas Niedrigeres, wie denn doch eben der Staat ist, opfern dürfen.

Judas Makkabäus hat sich unzweifelhaft Gott geopfert — seinem Gott. Dieser Gott der alten Juden aber ist, wie ein geistreicher Philosoph einmal sagt, nichts als der personifizierte naive Egoismus der Juden. Würden wir heute diesen alten Judengott denn noch Gott nennen, ist er nicht vielmehr Staat oder Nation? Die Griechen drückten sich nicht so mythisch aus wie die Juden und empfanden sich nicht so als den Mittelpunkt oder Zweck der Welt; sie starben dafür, wie sie sich ausdrückten, weil sie nur ihren eigenen Gesetzen gehorchen wollten. Wollte Judas Makkabäus etwas anderes? Wollen wir heute etwas anderes? Nur der Ausdruck ist verschieden. Wir amüsieren uns über die Engländer, welche für die beleidigte Moral, und über die Franzosen, welche für die Kultur zu kämpfen glauben: sie kämpfen für dasselbe wie wir, und die menschliche Bedürftigkeit wird nicht wertvoller dadurch, daß man sie mit einem klingenden Namen behängt.

Wir wissen ja sehr wenig von den ersten Christen, von den Christen der Märtyrerzeiten. Aber das wissen wir sicher von ihnen, daß sie überzeugt waren, das Ende der Welt stehe nahe bevor, und wer fest in seinem Glauben befunden sei, der werde jene Seligkeit genießen, von der in einem Fragment eines alten Schriftstellers bei Eusebius erzählt wird, daß in ihr die Weintrauben viel größer seien wie in diesem Leben. Die Menschen sind sich ja zu allen Zeiten gleich. Möglich, daß einige Hochstehende die Lehre

Digitized by Google

Jesu ganz ergriffen hatten: die große Menge dachte an die ewige Seligkeit und das himmlische Jerusalem. Das ist gewiß kein Unglück gewesen; der Glücksdurst der großen Menge, dem es nicht genügt mit diesem Leben und seinen Glücksmöglichkeiten, der auch noch im jenseitigen Leben neue und unbegrenzte Möglichkeiten haben will, das ist der Boden, auf dem der Opfermut der Menge erwächst, und aus diesem Opfermut kommt dann eine neue Sittlichkeit, welche über das erste Ziel des Opfers weit hinausgeht, in ihm wurzeln die großen und edlen Gestalten der wenigen, welche schon von Anfang an wußten, daß die Menschen nicht für das Glück geschaffen sind, sondern für Höheres.

Es kommt auf zweierlei an: Erstens, daß der Mensch eine Gelegenheit hat, sich zu opfern, und zweitens, daß der Gegenstand seines Opfers durch das Opfer selbst ein Ideal werden kann.

Denken wir an ein Beispiel. Das Altertum hatte in seinen Tempeln eine edle und große Architektur geschaffen, welche wohl imstande gewesen wäre, den neuen Glauben in sich aufzunehmen. Die Christen bauten aber ihre Kirchen nicht in Nachbildung der alten Tempel, sondern sie nahmen sich ein Gebäude zum Muster, das man etwa als „Stadthaus" bezeichnen kann, eine Halle, in welcher man Versammlungen abhielt, kaufte und verkaufte, Gericht sprach und ähnliches tat, das im Beisein einer großen Volksmenge geschah. Gewiß ein wenig edler Anfang; aber aus der Basilika entstand im Lauf der Jahrhunderte der gotische Dom, nicht nur ein großes und edles Tempelgebäude, sondern sogar ein neuer Stil in der Architektur, der einzige organische neben dem griechischen. Der Grund war, daß die Menschen die innere Glut hatten, durch welche sie alles bloß Nützliche und Selbstsüchtige umschmelzen konnten in höhere Religion, in die Religion, welche nicht mehr Befriedigung der Selbstsucht ist, sondern Erlösung von ihr.

Wenn die Vertreter der materialistisch-inhaltlichen Ansicht recht hätten, daß der Staat von uns überschätzt werde, daß der Gegenstand des Opfers das Wichtige sei und nicht das Opfern; Gott und nicht die Seele; dann müßten wir heute ja an der Mensch-

Digitized by Google

heit verzweifeln; denn von dem alten Gottesglauben ist doch nur noch wenig in unserm Volk erhalten, und wir wollen es uns nicht verhehlen, daß unter den leidenschaftlichen Gegnern der Religion heute oft die Besten sind. Es ist eben so, wie es so oft geschieht in der Geschichte, daß das religiöse Gefühl einen andern Ausdruck sucht. Äschylos und Sokrates wurden der Gottlosigkeit angeklagt, und bis auf die neueste Zeit hat man immer die, welche den neuen Gott hatten, verfolgt, wie man Äschylos und Sokrates verfolgte. Aber freilich: sowenig diese Verfolger schlechte und dumme Menschen waren, sowenig sollen wir heute gleichgültig über die Stimmen derer hinweggehen, welche uns warnen; sie meinen es auch gut in ihrer Art.

Die Ursache des Krieges ist unzweifelhaft die wirtschaftliche Entwicklung des deutschen Volkes, die den Engländern die Befürchtung einflößte, daß sie durch uns zur Seite gedrängt werden könnten. Wir schlagen uns für unsere Industrie und unsern Handel. Beide sind gewiß durchaus nicht in jeder Hinsicht erfreuliche Erscheinungen; aber wenn man uns fragen würde, so würde der maßgebende Teil der Nation antworten, daß wir sie nicht wollen, um uns nur zu bereichern, daß wir etwas anderes wollen. Dieses andere ist etwas Unklares und muß es sein, denn was es ist, das können wir erst wissen, wenn wir es haben. Es wird etwa von „Arbeit" gesprochen, von „Wissenschaft" oder von „Kultur".

Wir verstehen vielleicht eher, wenn wir von einer anderen Seite beginnen. Die letzte geistige Leistung der europäischen Kultur war die deutsche klassische Dichtung und Philosophie. Sie ist uns, auch ohne daß uns das ganz klar ist, in Fleisch und Blut übergegangen, während die andern Völker noch heute nicht wissen, was sie bedeuteten. Die Ideale dieser Zeit waren: Freiheit, Bildung und Humanität. Es sollte ein einziges Wort für diese Dreiheit geben, dann wäre alles klarer.

Das Ideal dieser Dreiheit ist aus dem Innern des deutschen Volkes geschöpft, und so ist es auch nicht wunderbar, wenn es heute wieder das ganze Volk ergriffen hat. Diese Dreiheit ent-



Digitized by Google

spricht der französischen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit: aber nicht inhaltlich, trotz scheinbarer Ähnlichkeiten, sondern nur nach der Intensität des Wollens. Der einfache Soldat, der heute bei uns stirbt, weiß vielleicht weniger von den Worten, wie seinerzeit der französische Revolutionssoldat von den seinen wußte; aber ihren Sinn hat er; und dieser Sinn ist für uns alle verkörpert in unserem Staat.

Als gegen 1830 in der Persönlichkeit des alten Goethe und in der Philosophie Hegels die Dreiheit ihren vollkommenen Ausdruck gefunden hatte, da war es der Nation, als ob nun die Blüte vorüber sei und die Frucht reifen müsse; alle Teile des Volkes beeiferten sich, und es mag als ein Zeichen dafür gelten, daß damals der preußische Staat und die beginnende deutsche Sozialdemokratie sich gleichmäßig als die Erben Hegels und Goethes betrachteten. Solche Gedanken stehen heute nur noch in längst vergessenen Büchern: sie sind Leben geworden und deshalb als Gedanken vergessen.

Man hat oft gesagt, es sei ein Unglück für unsere protestantische Kirche gewesen, daß sie es nicht verstanden habe, mit der Nation mitzugehen, und daß unsere großen geistigen Schöpfungen, von Johann Sebastian Bach bis Hegel, nicht in ihr geschehen konnten. Dem sei, wie ihm wolle; man kann die Geschichte nicht tadeln, sie weiß es schließlich doch besser wie wir; jedenfalls aber ist sicher, das unsere klassischen Ideale religiöser Art waren, und zwar deutscher religiöser Art, bei welcher der Unterschied von Katholizismus und Protestantismus verschwindet; wenn sie in unserem Staate Fleisch und Blut bekommen haben, dann ist es eben Religion, die sich in ihm verkörpert.

Die Franzosen der Revolutionszeit waren sich bewußt, daß sie der Menschheit etwas Wertvolles brachten. So wissen wir heute auch, daß am deutschen Wesen die Welt genesen soll: So hoch unsere Dreiheit über der französischen steht, so hoch steht das, was die Deutschen zu geben haben, über dem, was damals die Franzosen der Welt brachten.

Digitized by Google

# Deutsche Sozialpolitik und amerikanische Plutokratie

Von Otto Corbach

Präsident Wilson hat in seinen letzten Kundgebungen deutlich erklärt, daß zu seinen Kriegszielen vor allem eine Einmischung in die inneren Verhältnisse Deutschlands gehöre; er will nicht nur die „deutsche Autokratie" zerschmettern, sondern dem deutschen Volke auch diejenigen freiheitlichen Einrichtungen gewissermaßen aufnötigen, die es nach seiner Auffassung nicht aus eigener Kraft zu erringen vermag. Vom „Vorwärts" bis zur „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" hat die deutsche Presse eine solche Anmaßung entschieden zurückgewiesen. Das deutsche Volk bedarf keiner fremden Befreier; es wird sich selbst dasjenige Maß von Freiheit verschaffen, dessen es in Zukunft bedarf. Präsident Wilson aber sollte, wie ihm die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" in ihrer Erklärung zu der Note, in der Wilson der russischen Regierung die amerikanischen Kriegsziele auseinandersetzte, riet, sich lieber der Bekämpfung der Plutokratie in seinem eigenen Lande und der sozialpolitischen Fürsorge für die amerikanischen Arbeiter widmen, statt sich um eine Befreiung des deutschen Volkes zu sorgen.

Gerade seine Kriegspolitik hat den Präsidenten Wilson immer weiter von den schönen innerpolitischen Vorsätzen abgetrieben, die er sich ursprünglich vorgenommen hatte. „Wir sind stolz gewesen auf unsere industriellen Errungenschaften," sagte er, als er am 4. März 1913 in das Weiße Haus einzog, in seiner Antrittsrede, „aber wir haben bisher den Menschenwert nicht hoch genug angeschlagen, den Wert der ausgelöschten Menschenleben, der überbürdeten und zusammengebrochenen Existenzen. Die peinvollen Seufzer aus den Bergwerken, den Fabriken und all den Stätten, wo der Kampf um das Dasein seinen eigentlichen Sitz hat, dieser ernste, rührende Unterton unseres Lebens war nicht zu unseren Ohren gedrungen." Die ersten Regierungshandlungen Wilsons hatten auch ganz den Anschein, als wolle er die imperialistischen Bestrebungen vernachlässigen, denen sich sein Vorgänger vorwiegend gewidmet hatte, um mit Hochdruck innerpolitische Reformen betreiben zu können. So entzog er dem amerikanischen Finanzkapital die ihr unter Taft in reichem Maße zuteil gewordene Unterstützung der amerikanischen Regierung bei ihren Versuchen, die politische Schwäche

Digitized by Google

kapitalarmer Staaten wie China und die mittel- und südamerikanischen Republiken auszunutzen. Er bewirkte dadurch, daß amerikanische Banken aus dem Sechsmächte-Syndikat in China ausschieden, und daß die Saat, die der Staatssekretär Knox im Jahre 1912 auf einer Reise mit seiner Dollardiplomatie in mittelamerikanischen Republiken ausgestreut hatte, nicht aufging. Durch eine Reform des amerikanischen Kreditwesens suchte Wilson gleichzeitig das Finanzkapital anzuregen oder zu nötigen, wieder mehr dem Unternehmungsgeist des eigenen Volkes zu dienen.

Natürlich wurde Wilson wegen solcher Bestrebungen von Vertretern der amerikanischen Plutokratie scharf bekämpft, aber man sah ihm auch vieles nach, da er sich mit den von ihm angekündigten sozialpolitischen Neuerungen Zeit ließ. Dann brach der Krieg aus und brachte für die amerikanische Plutokratie die große Gelegenheit, sich durch Kriegslieferungen für alle entgangenen Gewinne in China oder Mittelamerika vielfältig zu entschädigen. Wilson machte nur einen ganz schwachen Versuch, gegen den Strom zu schwimmen, als er erklärte, es widerspreche dem Geiste der Neutralität, wenn eine der kriegführenden Parteien von Amerika aus finanziell unterstützt würde. Die Plutokratie handelte, ohne nach ihm zu fragen, und bald genug bewegte sich Wilsons Diplomatie zwangsläufig in den von ihr geschaffenen Bahnen. Wie sehr sich Wilson dadurch zu einer ausgesprochen volksfeindlichen Politik verführen ließ, lehrt der entschiedene Widerstand, den er vor dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Deutschland der Bewegung für ein Verbot der Ausfuhr von Lebensmitteln leistete, trotzdem die ganze Arbeiterschaft sich daran beteiligte. Selbstverständlich mußte das amerikanische Volk die Erzeugnisse des eigenen Landes nur deshalb so teuer bezahlen, weil davon viel zu große Mengen nach den Ländern des deutschfeindlichen Verbandes ausgeführt wurden, ebenso wie es unter den umfangreichen Krediten, die den Verbandsmächten in Amerika gewährt wurden, durch die Folgen einer allgemeinen Geldknappheit leiden mußte.

Schwerlich dürfte sich der Präsident der Vereinigten Staaten selbst in seinen besonnensten Augenblicken Rechenschaft darüber geben, daß dieselben Instinkte, die ihn im Kriege zu einem eifernden Apostel der Weltherrschaftsbestrebungen der amerikanischen Plutokratie werden ließen, ihn den preußisch-deutschen Militarismus als Träger der „deutschen Autokratie" hassen lassen. Diesem Militarismus ist es zu danken, daß bei uns die „peinvollen Seufzer aus den Bergwerken, den Fabriken und all den Stätten, wo der Kampf um das Dasein seinen eigentlichen Sitz hat", nicht, wie nach Wilsons eigenem Eingeständnis in Amerika, von den Regierenden überhört wurde. Den unmittelbaren Anstoß zur deutschen Arbeiterschutzgesetzgebung gab im Jahre

Digitized by Google

1826 ein Bericht des Generalleutnants von Horn, der damals am Rheine stand, wonach die dortigen Provinzen ihr Kontingent an Rekruten nicht zu liefern vermochten, weil die junge rheinisch-westfälische Industrie mit ihrer ungehemmten Ausbeutung der Arbeitskräfte, mit Frauen- und Kinderarbeit ungünstig auf die Gesundheit und Körperbeschaffenheit der Bewohner einwirkte. Ähnlich waren es Klagen aus den Garnisonen mit Ersatz aus den Industriegebieten über eine Verschlechterung der moralischen Beschaffenheit des Rekrutenmaterials, die in neuerer Zeit den Eifer der zuständigen Behörden für Maßnahmen gegen die sittliche Verwahrlosung großer Teile der schulentlassenen Jugend am meisten anfachten. Die deutschen Siege haben dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht in England wie in Amerika zum Durchbruch verholfen, wenn sie damit in der Neuen Welt zugleich dem Gedanken der Sozialpolitik zum Durchbruch verhelfen, so hätte Wilson im Sinne seiner Antrittsrede alle Ursache, den deutschen Militarismus zu segnen, statt ihn zu verfluchen.

# Galizischer Türkenkrieg

## Feldzugsnotizen

Von Reinhard Weer

### VIII.

### Gefechtstage

Als ich meinen Dienst bei den Türken antrat, war der Bewegungskrieg des Herbstanfangs, der den Russen Teile von Ostgalizien eingebracht und uns bis an die Zlota Lipa und weiter südlich bis an die Narajowka zurückgeworfen hatte, in der Erstarrung, im Übergang zum Stellungskrieg begriffen. Nur an einzelnen heißen Stellen der Front brodelte es noch, und zwei dieser Brennpunkte kriegerischen Geschehens lagen an unsrer galizischen Türkenfront: der ziemlich berühmte und berüchtigte „Blinddarm" bei dem Flecken, den eine osmanische Division im Oktober stürmte, und die nicht minder berühmte Bergnase an der Zlota Lipa, eine heißumstrittene eckpfeilerartige Stellung, wo unsre deutsche Brigade ein paar schwere Kampftage durchgemacht hat, und wo unsre osmanische Division den letzten starken russischen Ansturm siegreich abwehrte. Hier, an diesen beiden Stellen der Front, sah ich die Türken im Kampf.

* * *

Digitized by Google

Ein Schwarzer stand an meinem Strohlager und tippte mir auf die Schulter, immer wieder, bis ich mir den Schlaf aus den Augen gerieben und begriffen hatte, was man von mir wollte: der Divisionskommandeur wünschte mich zu sprechen. Gleich darauf telephonierte auch der Adjutant ungeduldig an, wo ich bleibe. Also flink in die Kleider (ich schlief ohnedies halb angezogen wegen der Kälte und der Primitivität meines Lagers) und hinaus in den galizischen Wintermorgen ...

Der Divisionär hatte einen Tag im Schützengraben gestanden, immer bereit, persönlich in den Kampf einzugreifen. Man hatte alle Mühe gehabt, mit dem lebhaften Herrn — er ist Oberstleutnant und fünfunddreißig Jahre alt! — in Verbindung zu bleiben, da er oft ohne vorherige Ansage und ohne Hinterlassung eines Bescheids seinen Standpunkt gewechselt, hier ein frisches Bataillon vorgeführt, dort eine tapfer im Feuer aushaltende Kompagnie ermutigt, an dritter Stelle Verwundete besucht oder mit den Regimentskommandeuren beraten hatte. Und es war als ein Segen empfunden worden, daß der tüchtige österreichische Artilleriekommandeur als fester Pol an seinem Telephon gesessen hatte, stets allen erreichbar und durch seine Batteriebeobachter über alle Vorgänge unterrichtet. Es war den Russen geglückt, in einen Teil unsrer Gräben auf dem Kamm des Berges einzudringen; nach verlustreichem Scheitern mehrerer Versuche hatte sie der fünfte türkische Gegenangriff wieder hinausgeworfen. Die Maschinengewehre waren dabei ausgiebig in Tätigkeit getreten, noch ausgiebiger die Handgranaten, des türkischen Soldaten liebste Waffe. Ich sah die braunen Gesellen lehmbeschmiert aus den flachen Gräben herausklettern: eine Stielhandgranate wie eine Keule in der erhobenen Rechten, zwei oder drei in der Linken und den Rest am Gurt — so gingen sie ungedeckt den Bajonetten der Russen entgegen. Aber auch die Pelzmützen hatten sich gut geschlagen, und unsere Verluste waren empfindlich. „Ich habe manches brave Kind verloren, das Vaterland hat es so gewollt," sagte der Divisionskommandeur. Er saß, ein wenig müde vom langen Wachen, in einem Dorf droben zwischen winterlichen Bergen nahe hinter der Front und überdachte die Lage. Ich fand ihn nach einigem Suchen in einem kleinen Hause neben dem Verbandplatz, wo die Verwundeten der letzten Stunden ein und aus getragen wurden, bei ihm meine Freunde Halil, den Adjutanten (mit den großartigen Schulterschnüren, ähnlich denen unsrer Flügeladjutanten) Oberleutnant Weli, den Albaner, und den wortkargen, tüchtigen Sanitätschef der Division, der in diesen Tagen nicht über Mangel an Arbeit zu klagen brauchte. Der Divisionär empfing mich liebenswürdig wie immer, lud zum Bleiben ein. „Vielleicht brauchen Sie auch ein wenig Ruhe, nach gestern und vorgestern, und leisten mir Geselligkeit — kann man so sagen?" Er

Digitized by Google

spricht ein recht gutes Deutsch, ohne je in Deutschland gewesen zu sein, benutzt aber, bildungseifrig wie alle Türken, jede Gelegenheit, um hinzuzulernen. Er erzählt dann, wie er anderntags, als ich ihn im Graben verlassen hatte, mit einem Soldaten an bedrohtester Stelle auf Wachtposten gezogen war und nur mit aller Mühe den Mann überzeugt hatte, daß er wirklich der Divisionskommandeur und nicht irgendein Subalternoffizier sei. „Ich fragte den Soldaten: „Sag mir nun, wenn jetzt die Russen kommen und uns angreifen, wer von uns wird tapferer sein, ich, der Divisionär, oder du, der Soldat Ibrahim?" Der Mann besann sich einen Augenblick und sagte ruhig: „Ich." Ich wunderte mich über diese Antwort: „Wieso weißt du das, mein Sohn, du siehst: auch ich habe ein Gewehr und Handgranaten und werde mich wehren so gut wie du, wenn sie kommen, und du weißt nicht, wie tapfer ich sein und wie gut ich schießen werde." Der Soldat überlegt wieder und sagt dann langsam, fast feierlich: „Niemand auf der Welt ist tapferer als ich!" Sehen Sie, mein lieber deutscher Freund, diese Antwort hat mich stumm, aber (kann man so sagen?) fröhlich stumm gemacht."

So erzählt der Oberstleutnant und lacht dazwischen sein helles, spitzes Lachen. Er sieht gepflegt aus trotz der Anstrengungen, die ihm die letzten Tage brachten; seine Reitstiefel sind, sehr im Gegensatz zu den meinen und zu denen der anderen Herren, blitzblank, fleckenlos ist der olivbraune Rock, an dem er heute keinen einzigen Orden trägt. Er sitzt vorgebeugt, die Arme auf den Tisch gestützt. Die dunklen Augen in dem sympathischen blassen Gesicht mit dem schwarzen, spitzen Schnurrbart glänzen vor Vergnügtheit, wie er mir später einen Brief seiner ältesten Tochter zeigt, deutsch geschrieben: „Mein lieber Papa! Wie geht es Dir in Galizien? . . ." —in großer vorsichtiger Kinderschrift zwischen richtungweisenden Bleistiftlinien.

Das Telephon hat viel Arbeit: die türkischen Herren, die einmal seinen Wert erkannt haben — und zu ihnen gehört unser Divisionskommandeur —, geben den Hörer kaum aus der Hand, und ich habe Mühe, das, was ich selbst an telephonischen Meldungen erledigen muß, in den seltenen Gesprächspausen des Oberstleutnants anzubringen. Dazwischen trage ich (denn das gehört zu meinen Obliegenheiten) ein paar kritische Randbemerkungen an Hand der in meinen Taschen verstreuten Notizzettel vor. Ich predige wie ein militärischer Katechismus: „Wenn Ihre tapferen Soldaten, Herr Oberstleutnant, nur ein wenig mehr an das Deckungnehmen denken wollten! Der Türke muß lernen, sein Leben zu schonen, damit er es dann rücksichtslos einsetzen kann, wenn es einmal unumgänglich nötig wird. Ich habe schon so oft ganze Trupps von Soldaten in die Gräben hereingeholt, die unbesorgt in nächster Sicht des Feindes übers freie Feld spazierten, und

Digitized by Google

heute früh habe ich sie wieder in selbstmörderischer Todesverachtung frei gegen den Feind angehen sehen. Ihre Leute sind zu brav und draufgängerisch, Herr Oberstleutnant." — „Ja, so sind sie, es ist wahr," sag er und lacht. „Dann, Herr Oberstleutnant, wieder einmal das Telephon, das alte Sorgenkind. Verzeihung, daß ich so oft damit komme. Ihre Soldaten sind bewundernswert erfinderisch in der Verwendung des Telephondrahts: bisher schnitten sie sich Stücke aus den Leitungen, um sie zum Anbinden der Pferde und Wickeln der Gamaschen zu verwenden, jetzt hat ein österreichischer Herr in einem Unterstand Infanteristen gefunden, die ein Stück geteerten Kabeldraht in den Tisch geklemmt hatten und das oben angezündete Ende als Licht benutzten. Es brannte gut und hell, Herr Oberstleutnant, und ich fürchte, das Beispiel findet Nachahmer! Und dann tobt die hohe Division, wenn sie mit der Infanterie nicht sprechen kann, und die Artillerie wundert sich, daß ihre frisch gelegten, täglich geprüften Leitungen zu den Beobachtungsstellen schon wieder unterbrochen sind!" Der Divisionär lacht wieder und verspricht Abhilfe durch einen Befehl an die Regimenter. (Sein Vorgänger, der vor zwei Monaten nach Smyrna versetzt wurde, sagte in solchen Fällen: „Nennen Sie mir Namen, ich lasse erschießen" — und es war keine leere Drohung, die der strenge, verschlossene Mann damit aussprach.)

Zwei türkische Soldaten bringen Essen herein, als Tischtuch werden Zeitungen aufgelegt, und Rewfik, der alte Diener des Oberstleutnants, bietet verstohlen Schnupftabak aus seiner schmutzigen Dose an, der von den meisten nicht abgelehnt wird. Das Telephon, durch dessen geschwätzigen Mund fortwährend in deutscher, türkischer und französischer Sprache Befehle und Anfragen an die vorderste Linie, an den Artilleriekommandeur, an vorgesetzte Stellen und Nachbarabschnitte kamen und gingen, verstummt für einen Augenblick. Wir haben jeder Löffel und Gabel, essen aber alle aus einer Schüssel. Ich hätte gern deutsche Divisionsstäbe zum Zusehen dagehabt bei diesem Mittagessen des türkischen Divisionsstabs! Es ist eine kleine Marotte der türkischen Herren, an den Gefechtstagen auch das Essen möglichst kriegsmäßig zu halten und auf jede Bequemlichkeit zu verzichten; es betätigt sich da ein gewisses echt soldatisches Solidaritäts- und Stilgefühl, dem es widerstrebt, daß die Offiziere alles besser haben sollen als die Mannschaft, ein Gefühl, das auch bei uns, besonders in den Anfängen des Krieges, in sehr erfreulicher Weise in Erscheinung trat und das leider den Offizieren anderer Heere, z. B. den österreichischen Herren, durchaus fremd und unverständlich ist. Bei jenem Mittagsimbiß unseres türkischen Divisionsstabs hätte es bloß eines Wortes an einen der in der Verbandstelle tätigen Ärzte bedurft, um aus den reichhaltigen Lazarett-

Digitized by Google

beständen Geschirr in hinreichender Menge für ein ausgiebiges Mittagessen zu bekommen, aber man verzichtete absichtlich darauf und aß Feldküchensuppe und Hammelfleischbrocken aus einem Topf. Dann zündete sich der Divisionär seine große, schwere Zigarre an, und das Telephon bekam wieder Arbeit.

In einer unbeschäftigten Viertelstunde sehe ich nach meinen Pferden, gehe danach durch den Verbandraum. Die Verwundeten, die einen Leidensweg des Geschüttelt- und Gestoßenwerdens hinter sich haben, benehmen sich bewundernswert; kein Schmerzenslaut, höchstens leises Stöhnen kommt von ihren Lippen. „Allah wird helfen, mir geschieht nichts, das mir nicht vorbestimmt wäre." In solchen Stunden bewährt sich der Fatalismus des Muselmanen als tröstend und kräftigend. Mit einem, den ich aus dem Schützengraben kenne, spreche ich, so gut es geht, ein paar Worte türkisch. „Ah, alleman sabytym — mein deutscher Offizier" — er ist ganz glücklich, mich wieder zu erkennen, helle Freude scheint ihm aus den Augen. „Alleman dobrij, alleman tschok ejy, alleman dschessaretly," sagt er in einem für den galizischen Lokalgebrauch zugeschnittenen türkisch-polnischen Kauderwelsch, sichtlich bestrebt, mir eine Freude zu machen — „die Deutschen sind gut, sehr gut, die Deutschen sind tapfer." Und er hat für einen Augenblick seine Beinwunde, die ihm ein Querschläger gerissen hat, ganz vergessen. Als ich ihn vor ein paar Wochen im Graben kennen lernte, hatte er dasselbe gesagt und mir dabei zutraulich auf die Schulter geklopft.

Vor dem Lazarett ist Halil, der Adjutant, damit beschäftigt, ein paar Soldaten zu strafen, die er als Nachzügler der ins Gefecht vorrückenden Kompagnien aufgelesen hat. Halils Strafen sind ein ganzes Kapitel für sich; sie haben etwas von den altchinesischen oder altindischen Torturen an sich. Die paar ersten der Leute werden einfach mit Ohrfeigen, die auf gehörige Übung ihres Spenders schließen lassen, abgetan, dann aber regt sich angesichts meiner Zuschauerschaft Halils Schöpfersinn, und er wird wahrhaft genial im Erfinden kleiner Neuerungen. Dem Manne, dessen Bajonett sich als schlecht geputzt erweist, sticht er mit der Bajonettspitze vorsichtig ins Augenlid, dabei noch väterlich zum Ruhigstehen ermahnend, einen anderen zieht er gehörig am langen Schnurrbart, ein dritter bekommt den Kopf so auf die Schulter gedrückt, daß die Halssehnen auf der anderen Seite fast zu springen scheinen, ein vierter endlich erhält mit dem dicken Bajonettende ein paar klatschende Backenstreiche. Es ist eine seltsame Prozedur, die aber Halil sichtlich befriedigt.

Am Nachmittag reiten wir nochmals nach den Gräben vor. Ein russisches Bataillon geht durch die weite Mulde gegen unsere Bergstellung an, wird aber rechtzeitig von unserem Artilleriefeuer gefaßt und strömt in Unordnung zurück; der helle Abhang bedeckt sich mit dunklen Punkten. „Ich

Digitized by Google

glaube, dieses Bataillon tut uns keinen Schaden mehr," sagt der Oberstleutnant strahlend, „wieder eines weniger auf der anderen Seite." Auf müdem, abgehetztem Pferde, dem dritten an diesem Tage, komme ich abends ins Stabsquartier zurück. „Ich bin zufrieden mit unserer heutigen Arbeit und danke Ihnen für Ihre Hilfe," sagt der Divisionär freundlich beim Abschiednehmen vor seinem Quartier, das mit roter Lampe und Divisionsflagge bezeichnet ist — und nimmt eine große, schwere Zigarre aus dem unerschöpflichen Etui.

## IX.

### Türkische Offiziere

„Ich habe eine Karte bekommen von unserem früheren Generalstabschef Nasim-Bei. Er schreibt auf Türkisch, wollen Sie's mir übersetzen, Halil?"

Der Adjutant, inzwischen Hauptmann geworden, entziffert die winzigen gemalten Schriftzeichen und liest mir vor, während der Ordonnanzoffizier, der schöne, schlanke Kaukasier, aufmerksam zuhört. „Ich habe hier in Mazedonien," schreibt er da unter anderem, „ein ganz kleines, aber musterhaftes Detachement aller Waffen, eine rechte Nasimtruppe." Ich sehe den Schreiber so recht vor mir, den kleinen, ausgetrockneten Major, an dem so gar nichts Imponierendes gewesen wäre, hätten nicht seine großen, klugen Augen so unsagbar selbstbewußt dreinschauen können, diese Augen, mit denen er die türkischen Offiziere in Angst und Gehorsam hielt. Es war erstaunlich, wie der Unscheinbare, der von hinten wie ein Knabe aussah, mit den Augen alle Untergebenen beherrschte — und wie sehr er sich dieser Wirkung seiner Blicke bewußt war! „Ich denke oft an Galizien und die Freunde dort, bin aber froh, nicht mehr da zu sein," liest Halil weiter aus dem Brief. Das glauben wir ihm. Wie hat er im Herbst über den galizischen Schmutz geklagt, der kleine Mann, der immer Gummigaloschen über seinen winzigen koketten Schnürschuhen trug! „Was schreibt er noch, Halil?" — „Er fragt nach seinem Nachfolger." Und Halil lacht ein wenig spöttisch, wobei er die häßlich vorstehenden Zähne unter der großen, energischen Nase zeigt; denn er denkt gering von dem Nachfolger. Aber es ist eigentlich kein Grund zum Lachen da: der dicke Osman, der neue Generalstabschef der Division, ist ein gutherziger, fleißiger Mann, mit dem sich arbeiten läßt. Freilich ist er nicht so sehr Generalstäbler als eine Art Materialverwalter der Division, welche Tätigkeit ihn offenbar mehr anzieht. Dafür bearbeitet sein Helfer die taktischen Sachen, und er bearbeitet sie mit einer so achtenswerten Umsicht und Selbständigkeit, daß man sich herzlich freute, als der Unermüdliche das seltene Glück hatte, an einem

Digitized by Google

Tage zwei Dekorationen, das Eiserne Kreuz und eine österreichische Auszeichnung, zu bekommen. —

Die türkischen Offiziere tragen als Unterscheidungszeichen ihrer Waffen einen bunten Tucheinsatz im Deckel ihres hohen Lammfellkalpaks, die Infanterie dunkelgrün, die Artillerie dunkelblau, Pioniere hellblau, Kavallerie weißlichblau, Maschinengewehroffiziere hellgrün, Generalstäbler karmoisinrot, Generale scharlachrot. Den einzigen scharlachroten Kalpakeinsatz in Galizien hat unser Pascha, von dem hier erzählt werden soll. Der kleine, liebenswürdige und überaus gewandte Herr sieht seltsamerweise von Angesicht unserem Kaiser, den er persönlich kennt, liebt und verehrt, ein wenig ähnlich; seine sehr starke große Hakennase vereitelt allerdings eine vollkommene Ähnlichkeit. Aus dem beweglichen Gesicht, das so gern lacht, schauen große blaue Augen; trägt er beim Arbeiten seinen Kneifer, so sieht er einem deutschen Professor nicht unähnlich. Militärisch tüchtig und gebildet, Soldat mit Leib und Seele ist er, und ein guter, feiner Mensch dabei. Seine Frische und Lebendigkeit mußte ich oft bewundern. Ich suchte im Januar dieses Jahres mit ihm die neuzubauende zweite Stellung aus, die jetzt in den Sommerkämpfen zu Ehren gekommen ist. Dabei war es wahrhaft vorbildlich, wie er seine Gesichtspunkte für die Anlage der neuen Grabenlinien geltend machte und begründete, wie er stets das Wesentliche zu erkennen und in den Vordergrund zu rücken wußte, wie er selbst jeden Augenblick auf der feuchten Erde und im schmutzigen Schnee lag, um das Schußfeld, wie es sich vom Graben aus darstellen würde, vor Augen zu haben. Ein Mann, mit dem sich glänzend arbeiten ließ. Ein phantastisch glückhafter Mann dabei. Die türkische Revolution traf ihn an als ganz jungen General und Flügeladjutanten des alten Sultans. Er fiel nicht, strauchelte kaum, verlor bloß zwei Dienstgrade und holte sich als Offizier der jungen Türkei neues Ansehen und neue Ehre. Die Türken haben viele gute Offiziere, gewiß: Leute von feiner Bildung und Erziehung, tüchtige Soldaten, Draufgänger im Gefecht, arbeitsame, ehrgeizige Männer. Aber dieser Pascha ist doch eine einzigartige Erscheinung.

Noch eine andere kleine Porträtskizze in Worten: von dem Kommandeur der türkischen Schwesterdivision, bei der ich im Winter einige Wochen vertretungsweise Dienst tat. Der interessante, hochintelligente Mann — ebenfalls erst Oberstleutnant wie unser Kommandeur, den ich im vorigen Abschnitt geschildert, und gar erst 34 Jahre alt! — ist Araber von Geblüt und stolz auf dieses Herkommen. „Die Türken sind ein großer Volksstamm," pflegt er zu sagen, „die Deutschen sind noch größer; aber am größten ist unser Volk." Man erkennt die Araber an ihren schönen, ausdrucksvollen Augen: sie haben leuchtend weiße, gleichsam porzellanene

Digitized by Google

Augäpfel mit tief samtbrauner oder schwarzer Iris und sehr starke schwarze Wimpern und Brauen. Dem Gesicht des Oberstleutnants gaben diese Augen einen wilden, leidenschaftlichen Zug; ich werde nie vergessen, wie ich das erstemal unter vielen europäischen Herren mit diesem Araber an einem Tische saß, der, aus Bescheidenheit und Unbeholfenheit nur wenig an der Unterhaltung teilnehmend, seine Augen wild und unstet um die Tafel wandern ließ. Von Statur ist er klein, stämmig, etwas ungepflegt und sehr sorglos in der Kleidung — ein rechter Kriegsmann. Was aber nicht hindert, daß er sehr begierig war, allerlei mitteleuropäische Künste wie Walzertanz und Kartenspiel zu erlernen.

# Erstes Licht!

Von Franz Groebbels

Raum drückt noch die Erde, grau,
Schau,
Da kommen die Bauern mit Gäulen an Seilen
Die Äcker entlang, zermeißeln, zerfeilen
Mit Pflügen die Scholle zu Keilen und wälzen
Sie gegen den Raum in die Nebel hinein,
Als wären die Nebel im Raum eine Starrheit aus Felsen,
Als wäre der Dunst über Feld eine Mauer aus Stein
Sprengen jetzt Bauern die Luft laut am Tag mit Schrei wie mit
Donnern und Schuß,
Daß aller Himmel tieffroh und rein
In den Klüften aus Nebel aufblauen muß, —
Da stehen zwischen Wolken und Wänden voll Drängen hinauf
Auf allen Äckern Kirchen der Sonne auf,
Und wo eine Kirche, da betet und spricht
Ein Mensch seine Arbeit am Pflug in das Licht,
Da zittert, umflossen von Rauch und Geschwele,
Im Wind eine Lerche und schwenkt ihre Kehle
Als Krug durch den Himmel, schöpft Sonne, ergießt
Verplätschernd ihr Licht, Lied um Lied über Welt,
Daß den Menschen, die unten in Klüften und Schachten
Heraus aus dem Nachten den Tag noch erwarten,
Ein Funken Sonne ins Auge schießt,
Leuchtfrühling wieder die Erde hält.

Digitized by Google

## Kriegsbücher

### III.

Wenn man die Kundgebungen unserer Historiker über den Krieg und seine Bedeutung liest, dann scheint das alte, banale Bild doch seine Richtigkeit zu haben: daß man erst die Dinge übersehen kann, wenn sie nicht in allzu großer Nähe auf uns sind. Aber es will mir doch vorkommen, als sei das eine allzu lange Entschuldigung für das Unvermögen, die Bedeutsamkeit einer Erscheinung zu erkennen. Hier liegt eine jener Überschätzungen der Historie vor, die gleichsam von vornherein das unabhängige Denken unterbinden wollen. Die allzu große Nähe genügt nicht, um die Tatsache zu erklären, wie wenig in den künstlerischen, historischen und philosophischen Äußerungen die gesamte Auswirkung der Erscheinung Krieg zu treffen war. Eine viel bestimmendere Lösung ist die, daß die Grundfrage noch nicht geklärt ist: wie denn das Einzelleben sich zur Vielheit verhalte, das Individuum zur Gesellschaft, der Einzelwille zum Staat. Nur durch die Ungeklärtheit dieser primitiven, in ihrem Drängen so naheliegenden Frage ist es zu verstehen, wie wenig diese Frage erledigt ist. Das unbedingte Sich-Identifizieren mit dem Staat, die rücksichtslose Beseitigung aller metaphysischen Zweifel, die im Kriege stecken, das traurige Schicksal der Einzelpersönlichkeit durch die Mechanik des Krieges — alle diese Momente erscheinen in den Philosophien des Krieges als unterdrückte Selbstverständlichkeiten. Und der Bezirk der Politik und seine Ambition, menschliche Territorien zu überschwemmen, die ganz fernab liegen vom Gedankengang staatlicher Kategorien, wird in allen diesen Systemen nicht auf den Platz gestellt, wohin er gehört.

An dieser prinzipiellen Fragestellung, die letzten Endes sich nicht zufrieden geben kann mit dem Gebot der Stunde, sondern stürmisch nach der Grenze der staatlichen Berechtigung fragt, gehen wiederum zwei bedeutungsvolle Bücher über den Krieg vorbei. In beiden philosophischen Büchern (oder in den Büchern beider Philosophen) erscheint der Krieg in einem So-Sein und Da-Sein, in den ihn verursachten und verursachenden Kräften. In beiden Büchern wird nicht etwa mit der lebensfremden Hand des Philosophen von den Erscheinungen zurückgewichen, sondern sie sind gleichsam aktuell, wenigstens in dem Sinne, daß sie alle Erfahrungstatsachen dieses Krieges durchaus aufgenommen haben. Beide versuchen sogar die Totalität dieser Erscheinung Krieg zu umfassen und nicht nur von irgendeinem Teilbegriff aus, sondern sie enthalten immanent alle Standpunkte und fragen eben nach dem Sinn des Krieges. Sie sind bedeutungsvoll, weil sie sich nicht mehr mit der *Tatsache* begnügen oder der naturwissenschaftlichen oder psychologischen Vorgeschichte dieser Tatsache, sie sind in gewissem Sinne unabhängig von dem Wert und der Anerkennung des Krieges. Beiden muß recht gegeben werden, daß mit utilitaristischen und pragmatischen Gründen allein nicht der Krieg bekämpft werden kann, und ihr Feldzug gegen den Empirismus der Friedensbewegung geschieht zu einem Teil nicht zu Unrecht. Aber greifen sie an die Wurzeln des Krieges? Erkennen *sie*, wo sein großes Problem liegt, nämlich in der Einspannung der Einzelseele in ein Netz unindividuellen Ursprungs, erkennen *sie* jene mißverständliche Bedeutung des

Digitized by Google

Staates, der alle Lebensreihen und die ganze Totalität des Menschen umfaßt? Beiden muß unrecht gegeben werden, weil sie um der gewaltigen Tatsache Krieg willen die Klarheit ihrer philosophischen Kategorien trüben und verneinen.

*

Max Scheler hat auf seinen „Genius des Krieges und der deutsche Krieg" einen zweiten Band, „Krieg und Aufbau",*) folgen lassen. Er hat sich mit seinem ersten Buch erschöpft in dem, was er über den Krieg zu sagen hat. Der Band enthält nur in kleinen Teilen das Problem, das sein Titel besagt: man hat den Eindruck, als ob viele Teile des Buches gewaltsam mit dem Krieg in Verbindung gebracht seien, so vor allem das, was er nun über soziologische und religiöse Dinge zu sagen hat. Den Mittelpunkt bildet der Essay „Der Krieg als Gesamterlebnis": hier fühlen wir am tiefsten unseren Gegensatz zu ihm. Seine philosophischen Deduktionen leiden in jedem Augenblick darunter, daß er unter allen Umständen tausend Entschuldigungen für den Krieg finden will. Diese Entschuldigungen sind oft kulturlicher Art. Ihr Weg ist die Romantik. Das, was als die edelste Aufgabe der Philosophie erscheint, nach dem Sinn der Dinge zu fragen, sie hinauszuheben aus dem Wechselstrom unprinzipieller Einstellung, sie zu reinigen — hier wird dagegen versündigt, weil das Wollen in jedem Augenblick in deutlicher Sichtbarkeit erscheint. Schelers „Läuterungssinn" des Krieges ist eine philosophische Umschreibung für den Wunsch, ihn zu bejahen. Auf seinem ganzen Wege fühlt er immer wieder den Punkt, wo ihm der Krieg herauszutreten scheint aus dem Bereich seines kulturlichen Denkens: aber immer wieder findet er Mittel, um ihn wieder einzufangen. Er fühlt nicht den Sinn des Kriegs, indem er nach seinem letzten Pochen horcht. Er trägt alle möglichen Dinge an ihn heran und in ihn hinein, um ihm Leben zu geben. Er isoliert den Krieg nicht, um seinen tiefsten Zusammenhang zu finden mit jener Substanz, aus der alles Denken und alles Fühlen fließt. Willkür scheint uns in allem. Er kennt die Not, einheitlich sein zu wollen. Aber er ist sozusagen selbstischer über seine Verhältnisse. Denn ihm erscheinen dort die Zweifel beseitigt, wo sie erst Zweifel geworden sind. Er ist der Philosoph, der es sich schwer macht, zu seinen Begriffen zu kommen, und leicht, sie nicht bis zum äußersten zu verarbeiten. (Während man von Simmel vielleicht gerade das Gegenteil sagen könnte.) Er konnte deshalb nicht der Philosoph des Krieges sein, weil er seine Not nicht aufkommen ließ. Der Philosoph leidet freilich in einem ganz anderen Sinn wie der Künstler. Aber auch er leidet Tut er es nicht, so könnten seine Begriffe leicht ganz anders sein, wie sie eben sind; tut er es nicht, so kommt er immer nur an den gedanklichen Wurzelpunkt der Phänomene, nie an ihre erlösende Befreiung. Norbert Einstein

*) Max Scheler, „Krieg und Aufbau". Verlag der Weißen Bücher, Leipzig.

## Mobilmachung der Denkmäler

Die Kirchenglocken sind von den Türmen und rufen nicht mehr zum Gottesdienst; sie wurden wie viele andere Dinge zum Kriegsdienst gerufen. Die Tageszeitungen und Familienblätter ließen sich von ihrem

Digitized by Google

Gefühlsplastiker kurz die entsprechenden „tiefempfundenen" Artikel bauen, und während das Geläute die Metamorphose zum brüllenden Schlachtentier durchmacht, denkt man bereits: was kommt jetzt daran? Man redet von Türklinken und Fensterbeschlägen. Möbelbeschläge, Beleuchtungskörper, Aschenbecher und ähnlicher Kleinkram sollen folgen. — Ich wundere mich. Ist es nötig, uns die Wohnung auszuräumen und Dinge wegzunehmen, zu denen wir immerhin ein lebendiges Verhältnis haben, solange noch auf der Straße und an Plätzen die vielen Denkmäler blühen — teils in nichtssagender Öde, teils in aufregender Häßlichkeit? Warum werden die etlichen hundert Hohenzollern, Wittelsbacher, Wettiner, Bismärcker, Moltke, Dichter, Forscher und allerhand verdiente Ehrenbürger nicht zum Kriegsdienst aufgerufen? Herbei, ihr Herren! Heute gilt nicht die künstlerische Unzulänglichkeit, heute gilt die Nützlichkeit! Heute wird jeder Mann gemustert, und ich will fürchterliche Musterung halten. Wenn ich der Kaiser wäre, so würde ich meine erzenen Ahnen zu mir befehlen: „Was ist's, wollen Sie sich nicht noch einmal ums Vaterland verdient machen?" Und unseren Feinden könnten wir zurufen: „Weh euch! Jetzt gehn die Hohenzollern los!" —

Denkmäler, die vor dem Jahr 1850 entstanden sind, müssen erhalten bleiben, denn bis dahin gab es noch eine einheitliche künstlerische Kultur. Was später kommt, ist meistens vom Übel. Eine Kommission, in der einige Museumsleiter und wirkliche Sachverständige (beileibe keine Künstler) sitzen, haben über die Erzeugnisse nach 1850 zu entscheiden. Wenige Werke, zum Beispiel von Hildebrand, Tuaillon, Hahn oder Lederer werden dann übrig bleiben. Fast alles übrige kann um so unbedenklicher eingeschmolzen werden, als von den meisten neueren Denkmälern die Modelle noch vorhanden sind, so daß man die bestürzten Hochpatrioten trösten und ihnen einen späteren Neuguß in Aussicht stellen kann. (Wir werden dann schon beizeiten dagegen protestieren, daß wir eine Neuauflage der Denkmalsnot erleben — doch wollen wir das den Herren noch nicht auf die Nase binden.)

Wahrlich, der Krieg ist entsetzlich — aber wenn er diesen ganzen Nationalkitsch in seinem Feuerrachen zerschmilzt, so hat er eine Kulturtat vollbracht und die letzten Jahrzehnte von einer schweren Sünde gereinigt. Ein Leid freilich bleibt uns zu tragen: die Siegesallee ist von Marmor.

Pfefferle

## Der junge Mensch

Seid still und andächtig: hier ist der junge Mensch. Das Heiligtum seiner Junggläubigkeit wird euch aufgetan. In tastenden Händen spürt ihr seiner Seele schmerzvoll zuckenden Schlag; den Krampf ihrer festlichen Reine gegen Schalheit und Erniedrigung des Alltags ...

Mit ein paar kühnen Federstrichen hat Renée Beh auf dem Titelblatt dieser Dichtung (Delphinverlag, München) dem Inhalt ein treffendes Symbol gezeichnet. Das ungebärdig sich bäumende Roß ist wie „der junge Mensch": Sinnbild von Kraft und Eigenwillen, die noch nicht erdrosselt sind von Zügeln und Kandare irgendeines Despoten, heiße er wie er wolle. Ein ekstatisches Szenarium nennt Hanns Johst seine neun Bilder, die wahrhaftige Tiefblicke von jäher Kraft sind: in den jubelnden Drang der jungen Seele, ihren jauchzenden Kampf um Glauben und Reinheit,

Digitized by Google

besser: um die innere Wahrheit und Freiheit (doch beides ist dem jungen Menschen gleichbedeutend), ihren opfervollen Sprung endlich in die Wirklichkeit des Alltags. In neun Szenen hat Johst seine dichterischen Enthüllungen geborgen. In deren dramatischer Realität ebensoviel ergreifendes Symbol ist wie die Peitschenhiebe des Satirikers. In denen Inbrunst ist, Verzückung, Schrei, Anklage, ohnmächtiges Verzichten. Ein oft variiertes Motiv bekommt hier neue dichterische Bedeutung, einen neuen künstlerischen Klang, der auch, ohne an „Frühlings Erwachen" gemessen zu sein, rein und innig ertönt. Wie alles, was Johst in diesen Kriegsjahren schrieb — doch ist der Krieg nur zeitlich, nicht ursächlich des Dichters Auftakt —, wie das wundervoll seherische Gespräch auf dem Schlachtfeld „Die Stunde der Sterbenden" (bei Kurt Wolff, Leipzig), wie seine Gedichte „Wegwärts" (im Delphinverlag, München), so ist auch sein „Junger Mensch": Zeugnis einer elementaren Dichterkraft, sich auswirkend in Werken, die noch die Rotglut des inneren Erlebnisses ausstrahlen.

Hier ist der junge Mensch, als Erlebnis und Typus zugleich. Man müßte seine ekstatische Seele *sehen*: Darsteller müßten sie lebendig machen, die das letzte Menschliche zu enthüllen vermöchten, in einem ganz schlichten, nur andeutenden Rahmen, damit das Wort ganz Klang und Bild würde — und man würde erschüttert von dannen gehen. Otto Schabbel (im Felde)

## Die schönsten Geschichten der Lagerlöf

Man möchte hinter das Geheimnis ihrer erhabenen Kunst dringen. Man sucht und sucht und stößt doch nur immer wieder auf das Urwesen der Dinge, die sie mit ihrer kraftvollen Einfachheit aus dem ewigen Schlummer weckt. Die ganze Welt erscheint ihr wie ein riesengroßer Schläfer. Sie malt ihm Rot auf die Wangen und drückt ihm ein Lächeln oder einen Schmerz in die Augenhöhlen hinein. Oft stattet sie ihn wie Simson mit der Urkraft der Locken aus, und seine strahlende Stärke wächst zu einem ungeheuren Reichtum an. Sie schenkt einem kleinen Kinde zwei Augen von wunderbarster Sehkraft, damit wir in ihnen das Weltbild rund und funkelnd, drohend und in Not, aber immer selig schauen ...

Die sieben schönsten Geschichten, die Walter von Molo zusammengestellt und bei Langen in München herausgegeben hat, sind wie sieben Kunstwerke aus demselben Gestein herausgehauen. Und doch, wie verschieden kreist in ihnen der Puls des Lebens! In den Legenden erscheint die Dichterin uralt. Eine uralte Luft weht uns an, die nicht aus dieser Zeit geschöpft ist. Der Staub der heiligen Straßen lastet schwer auf uns. Sie läßt uns leiden, aber sie gibt uns auch zu trinken, wenn wir verschmachtend an ihren göttlichen Toren stehen und warten. Sie labt uns, denn sie ist die Güte selbst. Wie eine dunkle Ballade hat sie „Herrn Arnes Schatz" gestaltet. Man möchte die Fenster aufstoßen, weil die Furcht nach dem sicheren Lichtquell schreit. Die beiden Knaben, die auf ihren Schlittschuhen unter dem „Luftballon" herschweben und die ihm im Anschauen seiner Unendlichkeit in die Unendlichkeit des Meeres nachfolgen und ertrinken, erschüttern uns tief ...

Lest dieses Buch, das auf schwarzem Grund in hellen Kerzenschein gebadet ist. Es verschenkt die Reichtümer der Seele! Elisabeth Joest-Krüger

Digitized by Google

## Monumentaldenkmal für Bölcke

Aus dem Felde schreibt man uns:

Kriegsminister von Stein schreibt in einem Erlaß: „Die Frage nach der würdigen Ehrung der Gräber der vielen im Kampfe für Thron und Vaterland gefallenen Helden bewegt in Wort und Bild, im Beraten und Schaffen, je länger je mehr aller Gedanken und Herzen im Heer und im Volk, draußen und daheim.“ Weiter heißt es in diesem: „Vermeidung aufdringlichen Prunks und Aufschub großer Denkmalsanlagen.“ Es erübrigt sich, festzustellen, daß dieser Erlaß bei allen schaffenden Künstlern, die zurzeit im Felde stehen, freudigen Widerhall finden mußte.

Ich sah im Felde wie in der Heimat so viele, zum Teil mit ganz erheblichen Kosten verknüpfte Friedhofs- und Denkmalsanlagen, welche dem überhasteten Drange nach Ehrung gefallener Kameraden entsprungen waren und welche in ihrer Ausführung bei weitem nicht dem Heroismus unserer Kämpfer entsprechen können, auch nicht annähernd entsprechen konnten. — Folgen des Übereifers. — Bei allen schaffenden Künstlern ist ein Zersetzen der Eindrücke des glühend Erlebten und ein Durchkämpfen der sich machtvoll aufdrängenden künstlerischen Ausdrucksformen dringend erforderlich. Überhasteter Schaffensdrang führt nur zu leicht zu unreifen Ausdrucksgebilden.

Trage ein jeder seinen Schatz an Eindrücken an Selbsterlebtem mit nach Hause, und wenn die Friedensglocken geläutet, ein neues großes Deutschland uns erstand, die Zeit des Durchkämpfens und Sichfindens vorüber ist, dann erst, dann versuche man Größtes und der Größe unserer Zeit Entsprechendes zu schaffen. Geradezu grotesk wirken die mit kunstgewerblicher Ornamentik beklecksten Denkmale gefallener Kameraden. Sie sollen die Zeugen unserer Zeit und im besetzten Gebiet zuerst Träger des deutschen Kunstgedankens sein? Dieser minderwertige Kitsch? Sie sollten bei Wahrung schlicht soldatischer Einfachheit als Mindestmaß wenigstens die Durchschnittshöhe unserer neueren Kunstrichtung der letzten Jahre aufweisen, nicht aber ein Abklatsch von diesem oder jenem bereits in der Sturm- und Drangperiode der ersten Darmstädter kunstgewerblichen Reaktion entstandenen Gebilde sein.

„Aufschub großer Denkmalsanlagen!“ Auch unserem Bölcke soll ein — monumentales — Denkmal auf dem Ehrenfriedhofe in Dessau errichtet werden. Ist dieser Entschluß nicht reichlich verfrüht? Bölcke, der von unserem gesamten Volk und Heer verehrt und verherrlicht wird, dessen Geist weiterleben soll im kommenden Deutschland, errichtet die Stadt Dessau allein ein Denkmal und überträgt dessen Ausführung einem auf diesem Gebiete noch reichlich „Neuen“?!

Wäre nicht gerade bei dieser Aufgabe ein Aufschub dringend erwünscht? Wäre es nicht Pflicht, dem Volke nach seiner großen Prüfung, nach seiner Erholung Gelegenheit zu geben, seinen Größten zu danken? Wäre es nicht zu begrüßen, den jetzt fürs Vaterland Kämpfenden bei ihrer Heimkehr die Möglichkeit zu erhalten, auch mit ihrer Kraft zur Verwirklichung dieser schönen Aufgabe mit herangezogen zu werden?

Suche man aus kühnem Wettstreit das Gesündeste, Erlesenste zu finden und zu fördern, denn nur so wird etwas der Größe der Aufgabe Entsprechendes erstehen können.

Aber keine schnellfüßige Überstürzung! Emil Pohle-Hedersleben

Digitized by Google

# Die Börse im Kriege

Der Berliner Börsenvorstand hat sich kürzlich mit den Auswüchsen im augenblicklichen Börsenverkehr beschäftigt; es ist, um das vorauszunehmen, bei dieser Sitzung zu keinen irgendwie greifbaren Reformen gekommen. Mancher könnte nun fragen, wieso kann es Mißstände im Börsenverkehr geben, wo doch seit Ende Juli 1914 die Börse, wie hundertmal erzählt worden ist, geschlossen ist? Das ist formell richtig. Heute noch kann man in den Börsensälen derartige schon vergilbte Anschläge lesen, die vor drei Jahren angeheftet wurden. In Wahrheit aber hat jener Börsenschluß nichts weniger als das Aufhören der Umsätze durch Spekulationen gebracht, im Gegenteil, diese sind im Kriege zeitweise sogar manchmal größer gewesen als zuvor. Geschlossen ist lediglich der amtliche Verkehr, damit kamen in Wegfall die Vermittlung der Umsätze durch vereidigte, in gewisser Beziehung beamtete Makler, die amtliche Feststellung der Kurse und die Veröffentlichung der Notierungen nach strengen Regeln. Es ist aber niemand verboten worden, von anderen während des Krieges Wertpapiere zu kaufen. Der Hauptunterschied gegen früher liegt also darin, daß alles sich frei, ohne die frühere scharfe Kontrolle abspielt, und hieraus ergibt sich eine ganze Reihe schwerster Mißstände auf Kosten namentlich des Publikums. Der Schutz, den in normaler Weise der Käufer oder Verkäufer von Wertpapieren genießt, ist mannigfach. Zunächst einmal hat der Bankier oder die Bank, die er mit dem Kauf oder Verkauf seiner Papiere beauftragt, die strenge Pflicht, diesen Auftrag bestmöglich auszuführen, und ist nicht berechtigt, dabei irgendwelche Gewinne außer der verhältnismäßig sehr kleinen Provision in Anrechnung zu bringen. Mit anderen Worten, die Bank tritt in normalen Zeiten lediglich als Kommissionär auf. Die Bank ihrerseits wird im Frieden in der Regel einen Makler mit der Ausführung des Geschäftes beauftragen, und auch dieser darf nur seine sehr bescheidenen Maklergebühren in Anrechnung bringen. Die Kontrolle für die richtige Durchführung des Geschäftes findet dann der betreffende Kunde in den amtlichen Kurszetteln, die ja jede Zeitung bringt. Alles das hat aufgehört. Wer heute in Wertpapieren handeln will, wird in der Bank nicht mehr einen Kommissionär, sondern einen Gegenkontrahenten finden, der nicht die Verpflichtung hat, etwa sich bei der Ausführung des Auftrages mit einer begrenzten Provision zu begnügen, sondern der einen Preis in Anrechnung bringen kann, den er für gut hält. Und auch der Börsenmakler ist heute nicht mehr verpflichtet, sich an die alten Vorschriften zu halten. Kurslisten und dergleichen sind streng verboten. Also fällt auch diese Kontrolle weg.

Die Folgen dieses freien Börsenverkehrs sind nun keineswegs die angenehmsten. Es haben sich eine Menge von Mißständen herausgestellt, die recht bedenklich sind. Die Banken und Bankiers beispielsweise fühlen sich als Herren der Situation und genieren sich zum Teil nicht, recht dicke zu verdienen. Wo früher ein Bruchteil eines Prozents ihren Nutzen bildete, kommt es manchmal vor, daß einige Prozent auf den Selbstkostenpreis zugeschlagen werden. Besonders toll war das in der ersten Zeit des Krieges, als das Geschäft in ausländischen Wertpapieren sehr stark war und der

Digitized by Google

weniger geschäftsgewandte Kunde noch nicht recht verstand, daß die Verschiebungen auf dem Valutenmarkt plötzlich eine Wertsteigerung derartiger Papiere mit sich brachte. Selbst angesehene Aktienbanken haben damals auf Kosten der Kundschaft Gewinne eingeheimst, die früher im Bankwesen ebenso undenkbar wie unwürdig gewesen wären. Auch der Makler will mitverdienen, und die auftraggebende Bankfirma ist bei den vielen Schwankungen, die heute oft im freien Börsenverkehr vorkommen, gar nicht in der Lage, Remedur zu schaffen, und wird es manchmal auch gar nicht wollen, da ihr der Makler ja den Vorwurf machen könnte, sie selbst mache es nicht anders.

Hand in Hand mit diesen unübersichtlichen Verhältnissen hat sich nun eine Angestellten-Spekulation an der Börse breitgemacht, die ebenfalls äußerst bedenklich ist. Rein theoretisch gesprochen wäre es ja das beste, wenn Bankangestellte sich überhaupt jeglicher Spekulation enthielten und sich darauf beschränken würden, die Geschäfte ihrer Kundschaft so gut wie möglich auszuführen. Das ist aber eine Forderung, die leider ganz unausführbar ist. Die Angestellten würden insgeheim spekulieren bei Firmen zweifelhaften Ranges, und das Verbot würde das Gegenteil von dem bewirken, was man wünscht. Deshalb hat man sich im deutschen Bankwesen dahin geeinigt, daß man den Angestellten erlaubt, Börsengeschäfte zu machen, aber nur bei der eigenen Firma. Bei vielen Banken nun wird darauf gesehen, daß die Angestellten bei diesen Geschäften nicht zu weit gehen. Das ist namentlich überall da der Fall, wo die Direktoren selbst in diesen Dingen Maß halten. Dort aber, wo die Direktoren selbst große Spekulanten sind — und das ist selbst bei einzelnen unserer Großbanken der Fall —, fällt es ihnen natürlich schwer, ihre Angestellten im Zaum zu halten, und da stellen sich dann sehr böse Folgeerscheinungen heraus. Schon im Frieden hat schon mancher zu seinem Erstaunen die Beobachtung gemacht, daß immer dann, wenn er Aktien auch in kleineren Posten kaufen wollte, dies eine prozentweise Steigerung des Kurses zur Folge hatte. Als ein Direktor eines großen Industrieunternehmens, der dann und wann Aktien seiner Fabrik kaufte, sich darüber einmal mit einem kleinen Bankier unterhielt und meinte, die Börse scheine doch nicht so zu funktionieren, wie man immer erzähle, da lachte der kleine Bankier und fragte: Durch wen lassen Sie denn derartige Geschäfte ausführen? Und als ihm der Industrielle antwortete: Durch die Großbank X., da erklärte ihm der kleine Bankier den Grund: Wenn Ihr Auftrag im Börsenbureau Ihrer Bank ankommt, so erhält davon innerhalb kurzer Zeit das Bankpersonal, vom Börsendirektor bis herunter zum Börsenlehrling, Kenntnis. Alle diese Herren und Jünglinge sagen sich nun, in diesem Papier muß doch sicher etwas vorgehen, die Gesellschaft scheint doch wohl gut zu arbeiten, sonst würde nicht der eigene Direktor kaufen. Und alle beeilen sich schleunigst, mitzukaufen. Dadurch muß notwendigerweise eine ungewöhnliche Verteuerung eintreten. Versuchen Sie doch in Zukunft Ihre Käufe durch Vermittlung einer kleinen Bankfirma, und Sie werden schnell eine bessere Meinung von der Leistungsfähigkeit unserer Börse erhalten.

Diese Dinge nun haben sich im Kriege noch ganz erheblich verschlimmert, denn jetzt kaufen die Betreffenden nicht mehr gleichzeitig mit den ein-

Digitized by Google

geweihten Käufern, sondern sie kaufen vor ihm, d. h. also: wenn heute ein Inseiter an eine Bank, die derartigen Grundsätzen huldigt, einen Auftrag gibt, so werden zunächst einmal die Börsenvertreter der Bank für sich kaufen und erst dann ihren Kunden mit entsprechendem Aufschlag ihre Aufträge ausführen. Diese Aufschläge beschränken sich aber nun nicht etwa auf ein halbes oder ein ganzes Prozent, sondern sind manchmal ganz unglaublich hoch. Auf diese Weise ist es gekommen, daß Bankbeamte heute im Kriege zu recht hübschen Vermögen gekommen sind, was auf keinen Fall auf ihr Gehalt zurückzuführen ist. Die Sache hat nun eine ganze Reihe von bedenklichen Folgen. Zunächst einmal muß diese Angestelltenspekulation nach allen Erfahrungen früherer Zeiten zu schweren Rückschlägen führen. Das künstlich in die Höhe gehetzte Kursniveau nämlich wird zweifellos eines Tages mehr oder weniger plötzlich sinken. Die Kurssteigerungen sind gerade aus diesen Kreisen heraus unterstützt und, gefördert durch die zweifellos außerordentlichen und viel zu hohen Verdienste unserer Kriegsindustrie, auf ein schädliches Niveau getrieben worden, und wenn ja die Reaktion kommt, entweder durch Aufhören der Kriegsaufträge oder durch Einsetzen gewaltiger Steuern, dann ist der Katzenjammer unvermeidlich. Dann werden gerade diese Kreise der Bankangestellten darunter zu büßen haben. Außerdem aber sind derartige Kursrückgänge immer für eine breite Klasse von Leuten von größtem Schaden.

Wie übrigens Kurse, wie man sie heute beobachten kann, zustande kommen, ist auch ein recht trübes Kapitel. Eine oder zwei Firmen beschließen, ein Papier zu „manipulieren". Man kauft zunächst unter der Hand Aktien auf und verbreitet dann mehr oder weniger wahre Gerüchte über den glänzenden Gang des Geschäfts, über einen enormen Heeresauftrag, über eine neue Erfindung, über eine bevorstehende Fusion und was dergleichen mehr ist. Das spricht sich schnell herum. Jeder Bankkommis erzählt es mit geheimnisvoller Miene seinen Freunden. In den Depositenkassen vor allem — dem schlimmsten Herd einer bedenklichen Spekulation — wird es der Kundschaft zugeraunt, und die Bewegung ist da. Jetzt ist es für die Regisseure des Rummels Zeit, langsam zu verkaufen, was für sie um so rentabler ist, als die Kursbewegung nicht etwa wie im Frieden sich um 1, 2 und 3% nach aufwärts bewegt, sondern gleich 5, 10 und 20% steigt. Wenn sie dann ihren Bestand ausverkauft haben, so fällt plötzlich auch jedes Interesse für dieses Papier. Das Papier wird wieder „tot", und man beginnt mit allerlei Variationen ähnliche Coups mit einem anderen. Den Letzten beißen dann die Hunde. Dieser Letzte ist natürlich dann das verehrte Publikum, auf dessen Dummheit man nie vergeblich baut.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

# Hoffnung auf Stockholm?

Von Stefan Großmann

Stockholm, 30. Juli 1917

Mein letzter Bericht war schon überholt, als er im „März" erschien. Ich möchte heute nicht mehr so bitter zweifelnd vor den Stockholmer Möglichkeiten stehen. Die russischen Delegierten haben sich in London und Paris nicht beirren lassen — auch nicht durch sehr giftige Angriffe — sie haben hier wie dort auf eine expeditive Erledigung zielbewußt hingearbeitet. Ich muß bekennen, daß ich die Geschicklichkeit der russischen Delegierten unterschätzt habe. Ein Gespräch, das ich mit Herrn Rosanoff gehabt habe, hat einen ganz ausgezeichneten Eindruck in mir zurückgelassen. Herr Rosanoff ist kein „Schweizer Russe", worunter ich einen Typus von revolutionärem Literatentum verstehe, dem durch ausschweifende Diskussionsübungen, durch eine typische Exildialektik die natürliche Fähigkeit, schnell und zentral zu handeln, allmählich abhanden gekommen ist. Dieser neue russische Revolutionstypus ist vielmehr von einer überraschenden Tatkraft, nicht redselig, eher wortkarg, von durchaus beherrschter Sentimentalität, keineswegs durch falsche Wissenschaftlichkeit geschwächt. Als ein Mann von so sicherer Tatkraft wird mir hier von russischen Sozialisten vor allen Zeretelli gerühmt, der als der leitende Kopf der russischen Regierung geschildert wird. Kerenski, so erzählen mir wissende Russen, ist der hinreißende Redner, die legendäre Gestalt, der Mann, um den sich tausend Anekdoten spinnen, weil er unwillkürlich zur Phantasie des russischen Volkes spricht. Aber der eigentliche Steuermann des Schiffes war bisher der schweigsamere, wohlüberlegende, im Hintergrund agierende Zeretelli. Auch er übrigens ein kranker Mann,



Digitized by Google

seine Gesundheit ist in russischen Kerkern und in Sibirien gebrochen worden. Sein Verlust würde die russische Revolutionsbewegung härter treffen als Kerenskis Tod. So sagen Russen. Sie fügen einen Ausspruch Kerenskis hinzu: „Unsinn! Wir haben jetzt keine Zeit zu sterben." Kerenski ist der Mann der legendären Aussprüche.

Die Aussichten für die Stockholmer Verhandlungen besserten sich mit Hendersons Rückkehr aus Stockholm. Man weiß, der Führer der englischen Arbeiterpartei war vor seiner Reise nach Petersburg keineswegs pazifistisch gestimmt. Es scheint ihm ebenso gegangen zu sein wie den französischen Delegierten, die auch mit verwandeltem Geiste aus Rußland heimkehrten. Henderson suchte Huysmans, den Sekretär der Internationale, in Stockholm auf. Er gab einem schwedischen Journalisten ein Interview, in dem er zum erstenmal die Teilnahme der englischen Arbeitervertreter in Aussicht stellte. Dann geschah es, daß man den Roussanoff — Roussanoff ist nicht Rossanoff —, Smyrnoff, Goldenberg gestattete, in englischen Arbeiterversammlungen zu sprechen, und solche kleine Symptome beweisen eine etwas veränderte Haltung der Engländer, wenigstens der englischen Gewerkschaftler, vielleicht aber auch der englischen Regierung.

Die schwedischen und holländischen Sozialisten versichern, daß diese stockholmfreundliche Stimmung sich in England noch viel stärker geäußert hätte, wenn nicht die Antrittsrede Michaelis' vieles verdorben hätte. (Ich referiere.) Von Stockholm aus gesehen, muß man sagen, daß das erste Auftreten des Reichskanzlers kein glückliches war. Wer die Spannung, Stille und Erwartung in Skandinavien miterlebt hat, mit der diese Kundgebung — wohl in der ganzen Welt — erwartet wurde, mußte sich nach der Rede mit Betrübnis sagen, daß hier ein wichtiger psychologischer Moment nicht ausgenützt worden ist. Wie anders hätte ein auch nur geschickter Redner über das kaiserliche Manifest fürs allgemeine Wahlrecht in Preußen in diesem Augenblick geredet, nicht in dieser trockenen, begeisterungslosen Beamtensprache. Wissen das die deutschen Staatsmänner noch immer nicht: Man ändert

Digitized by Google

die internationale Situation, indem man den Glauben an Deutschlands Demokratisierung stärkt. Es wäre so leicht gewesen, in dieser Stunde einen frischen Ton zu finden, der mit einem Schlage Millionen von fulminanten Tendenzschriften gegen das „absolutistische Deutschland" weggefegt hätte. Die Rede des Herrn Michaelis, das war der allgemeine Eindruck in Stockholm, wurde fürs Deutsche Hauptquartier gehalten, und sie hätte in Europa wirken können! Das scheint übrigens der Reichskanzler nachträglich selbst gefühlt zu haben, sonst hätte er nicht die Sätze über die Wahlreform im stenographischen Protokoll geändert und, übrigens nicht erheblich, verbessert. Aber wie wenig politische Psychologie beweist diese Verbesserungsbedürftigkeit! Und gerade auf politische Psychologie kommt es in den nächsten Monaten an . . .

Im Gespräch beschworen uns schwedische Friedensfreunde, wir möchten in Deutschland dafür wirken, daß das Wörtchen „siegen" in den nächsten Monaten in Deutschland nur in den dringendsten Fällen gebraucht werden möge. Wieder aus Gründen der politischen Psychologie. Deutschland habe Ruhmredigkeit nicht im geringsten nötig. Die großen Siege in Rußland, die Vertreibung aus Ostgalizien sind überall verdientermaßen gewürdigt worden, auch die Kerenski und Zeretelli verstehen die Sprache ihrer Toten. Dieses Deutschland, das Siege verrichtet, braucht den Mund nicht voll zu nehmen, gewiß nicht nach Osten, wahrscheinlich auch nicht nach Westen. Wollen wir die Verständigung, dann werden unsere Staatsmänner endlich einen ganz bestimmten europäischen Dialekt lernen müssen. Wie oft wurde ich in Stockholm gefragt, warum Herr Michaelis im Anfang seiner Rede den Blick gen Himmel richtete und am Schluß wieder von einem gottesfürchtigen Deutschland sprach. Das mag als lauteres Bekenntnis in Deutschland sehr schön wirken. In Stockholm fragten mich sehr wohlgesinnte Neutrale, ob ich glaube, daß solche Bekenntnisse im revolutionären Rußland, im freimaurerischen Italien, im atheistischen Frankreich den Gegensatz zu unserer Denkungsart herabmindern? Die tiefe Religiosität des Herrn Michaelis, der, wie in

Digitized by Google

den liberalen und sozialistischen Zeitungen des Nordens gleich betont wurde, im Vorstand des Berliner Vereins Christlicher junger Männer sitzt, in allen Ehren — es ist ein Unterschied zwischen einer erhebenden Jünglingsansprache und einer politischen Rede von Weltbedeutung. Auch die Ankündigung „ich will führen" — dergleichen tut man, ohne es anzukündigen — wurde sogleich mit vielen älteren sehr selbstbewußten Kundgebungen hoher Stellen zusammengetan, Kundgebungen, an die man in Deutschland gar nicht mehr, im Ausland aber auf Schritt und Tritt erinnert wird. Wenn schon kein demokratischer Impuls unsere Staatsmänner antreibt, so sollte wenigstens der Sinn für diplomatische Wirkungen unsere Regierungen zu Akten der Liberalität treiben. Wie groß wäre — besonders in Rußland, aber auch in Frankreich und Italien — die Wirkung eines Strafnachlasses für Karl Liebknecht! Wenn schon nicht die Rücksicht auf die deutsche Politik — Märtyrertum wirkt immer werbend — einen solchen Großmutsakt zeitigt, so sollte man meinen, die voraussichtliche Wirkung auf sehr starke Friedensmächte im Ausland müßte solche Gnadenakte der Klugheit hervorrufen. Aber in Deutschland versteht man sich noch nicht auf die Psychologie des übrigen Europas. „Ihr seid Psychologen in euren Romanen und Dramen," sagte mir ein angesehener schwedischer Abgeordneter, „als Politiker habt ihr noch nicht gelernt, Psychologie zu treiben."

* * *

Nun dürfte die Stockholmer Konferenz zustande kommen. Freilich wäre es voreilig, deshalb schon die Glocken zu läuten. Die Veranstalter selbst halten es für sehr leicht möglich, daß die erste Zusammenkunft nur eine platonische Bedeutung erreichen wird. Man hofft bestenfalls, Richtlinien für eine gemeinsame politische Taktik in allen gesetzgebenden Körperschaften der kriegführenden Staaten zu fördern. Nun, wenn die Russen, Franzosen, Engländer, Italiener bereit sind, künftige Kriegskredite abzulehnen, dann werden sich die Deutschen und Österreicher diesem morali-

Digitized by Google

schen Zwange fügen. Für die Entschädigungsfrage schwebt neutralen Delegierten eine gemeinsame Finanzoperation aller beteiligten Staaten vor, ein kühner, aber nicht von vornherein unmöglicher Plan. Heikler wird die Gebietsfrage, selbst wenn die Deutschen von jeder Annexion absehen, denn die Franzosen scheinen noch unheilbar. Wie bitter fehlt jetzt die starke Autorität von Jean Jaurès! Wahrlich, der unbestrafte Mörder hat nicht nur dies eine unersetzliche Leben auf dem Gewissen, er hat in ihm Zehntausende Franzosen erschossen.

Nun wäre, da die Konferenz wahrscheinlich geworden — sicher noch immer nicht — die Stunde da, überschwenglich zu werden, das niedergezwungene Herz aufschreien zu lassen? Es wäre verfrüht! Die klügsten Teilnehmer der Konferenz empfehlen schon heute leise Skepsis. Gesetzt, die Konferenz käme zu einhelligen Entschlüssen — vorläufig ist's noch ein weiter Weg dahin —, so wird es das entscheidende Problem sein, inwieweit die sozialistischen Parteien Einfluß auf ihre Regierungen haben. Nach Stockholm wird dann der Kampf gegen die Lloyd George, Ribot-Briand und vielleicht auch gegen Kerenski und Michaelis beginnen. Ganz so einfach, auf Kongreßbefehl, wird dieser Übergang zur Friedenswirtschaft nicht zu bewerkstelligen sein. Im ganzen wird der vierte Kriegswinter, so hoffte man in Stockholm, alle Arbeiterparteien außerhalb jeder Union sacrée finden. Henderson, Renaudel, Scheidemann einig in der Bekämpfung der Lloyd George, Ribot, Michaelis. Und Zeretelli? Kann er der folgsam ergebene Bundesgenosse Poincarés bleiben? Wird Kerenskis Militarisierung bis dahin unrevidierbar geworden sein? Die Russen, die seit Monaten jede innere Entscheidung hinausschieben, werden in Stockholm und nach Stockholm die Karten endlich aufdecken müssen. Das wird das wichtigste Ergebnis der Konferenz sein.



Digitized by Google

# Monarchie und Demokratie in China

Von Prof. Dr. R. Stübe



hinas inneres Wesen ist europäischem Denken schwer deutbar. Der Grund dafür ist, daß Chinas Kultur seit einer primitiven Urzeit bis zur Gegenwart eine geschlossene Einheit bildet, in der es wohl eine Fortbildung, aber nirgends eine völlige Durchbrechung des Zusammenhangs mit der ältesten Kultur gibt. China hat in seiner hohen Kultur Züge ganz primitiven Wesens bewahrt. Dazu hat Europa keine Parallele. Ein Zusammenhang mit der Kultur des primitiven Menschen in Europa besteht nirgends; wir haben nur antiquarische Kenntnis seiner Lebensverhältnisse, sind aber mit ihnen nicht mehr verbunden. Selbst ältere, hohe Kulturen auf europäischem Boden, wie die mykenische, ja auch die griechische Kultur, die für Osteuropa stets die Grundlage des Geisteslebens bildete, ist für Westeuropa auf lange nahezu völlig versunken gewesen und erst durch Renaissance, Humanismus und die neue historische Wissenschaft in ihrer europäischen Bedeutung wieder gewonnen worden. Europa hat seine Kulturgrundlagen mehrfach erneuert und umgestaltet. Für sein staatliches Leben sind die Jahre, in denen die Republik Rom zusammenbrach und sich aus ungeheuren Erschütterungen die Monarchie erhob, die Geburtszeit der neuen Staaten- und Völkerwelt Europas. Unter dem Einfluß dieser Zeit stehen wir noch heute, weil eine Persönlichkeit von universal-historischer Bedeutung die neue Zeit durch ihre geistige Kraft bestimmt hat: C. Julius Cäsar, dessen Name noch heute im Kaisertum Europas fortlebt. Hier ist die Monarchie erwachsen als die Schöpfung des Einen, der über allen Parteien und Kräften der Zeit stand, sie alle übersah, beherrschte und nach seinen großen Zielen lenkte. Cäsar, der Patrizier, war der Erbe der Demokratie; aber er schuf nicht ein Volkskönigtum, sondern die Monarchie des Genies. Er bestimmt die Idee der Monarchie in Europa. Sie konnte sich hier festigen, weil Cäsar zwar keinen Erben seiner allseitigen Genialität fand, aber Nachfolger, die ihm an Herrschergröße nahestehen.

Ganz anders erscheinen die Dinge in China. In der langen Reihe seiner Herrscher hat es viele tüchtige Regenten gehabt, aber nur einmal hat sich hier ein wirklicher Monarch cäsarischen Stils erhoben in Schihuangti (221 bis 210 v. Chr.), dem gewaltigen Begründer des chinesischen Einheitsreiches. Seine Wirkung aber erlosch mit seinem Leben; er hat China keine innerlich neue Gestalt des politischen Seins gegeben. Dem widerstrebte der Grund-

Digitized by Google

gedanke des chinesischen Staatslebens, daß sich im Staate der Volkswille darstellt, daß er für das Wohl des Volkes verantwortlich ist. So hoch der Kaiser besonders durch religiöse Anschauungen erhoben war, im Wesen ist das chinesische Kaisertum doch eine Zusammenfassung von Pflichten gegen das Volk. Chinas Kaisertum, völlig anders als die europäische Monarchie, darf als die zentrale Darstellung des demokratischen Willens erfaßt werden. Freilich, die „Demokratie" hat hier auch eine eigene Färbung. In Europa bedeutet Demokratie die verschiedensten Formen, in denen das Volk sich an Regierung und Verwaltung des Staates beteiligt. Das liegt der chinesischen Demokratie fern, weil die chinesische Ethik eine eigentümliche Umgrenzung der Pflichtenkreise kennt, die jedem nach seinen Lebensbeziehungen seine Pflichten zuerteilt. Den Zusammenhang der Monarchie Chinas mit dem Volke versteht man freilich erst ganz, wenn man die Verankerung der Monarchie im Boden und in seiner Geschichte erkennt. China ist ein uraltes Bauernland. Aus der sich ausbreitenden Kultur des Pfluges und aus der Entwicklung der Besitzverhältnisse an Grund und Boden ist die Monarchie erwachsen. Darauf beruht die Festigkeit ihres Bestandes in allem Wechsel der Dynastien und die Wiederherstellung der Monarchie aus mehrfachem, oft völligem Verfall. Nicht an die Person des Monarchen, nicht an die Dynastie ist das monarchische Gefühl Chinas geknüpft, sondern lediglich an das Amt als die Macht, die staatliche Notwendigkeiten und Pflichten zu erfüllen hat. Versagt eine Dynastie im Dienst an Volk und Staat — äußert sich das Mißfallen des „Himmels" in Unglück, das das Volk trifft —, so hat das Volk das Recht, die Dynastie abzusetzen. Eine neue Dynastie erhält dann vom „Himmel" das „ming", d. h. den Auftrag der Regierung. Das ist die alte, im demokratischen Wesen ruhende Begründung des Rechtes zur Revolution. Merkwürdig aber ist, daß hier die Revolution nicht das Neue fordert und gestaltet, sondern daß sie die alten Gesetze des chinesischen Lebens erhalten will.

In Europa ist die Demokratie mit dem städtischen Bürgertum erwachsen, in China wurzelt sie im Bauerntum. Eine Demokratie der Bodenständigkeit und der beharrenden Massen, gegenüber dem durch individuelle Kräfte bewegten, vorwärtsdrängenden Leben bei uns. „Demokratie" besagt hier wie dort eine Beziehung des Volkes zur Regierung, aber sie bezeichnet ein verschiedenes Verhalten. Die europäische Demokratie erstrebt aktive, mitwirkende und treibende Teilnahme des Volksganzen am Staate, die chinesische bedeutet den Anspruch, daß die erste Aufgabe des Staates Sorge für das Volk sei.

In der gereiften europäischen Demokratie liegt die staatliche Souveränität im Volke, die chinesische stellt sich zusammen mit dem Herrscher unter ein

Digitized by Google

höheres Prinzip, unter die weltregierende göttliche Weisheit, die der Herrscher dem Volke zu vermitteln hat.

Solcher Vergleich ist nur Versuch; begriffliche Umschreibung ist noch nicht Wirklichkeit. Tieferes Verstehen bedarf der geschichtlichen Erfassung. Die ältesten Urkunden wie Sagen Chinas beweisen, daß die Chinesen ein Bauernvolk mit Viehzucht waren. Seine Sitze sind zu suchen, wo die ältesten Städte und Tempel nachweisbar sind, wo stets die dichteste Bevölkerung saß, in der Provinz Honan nebst dem südlichen Schantung. In den Bildern der Schrift erkennen wir die ältesten sozialen und politischen Zustände. In Lößhöhlen oder auch in einem Lehmziegelhause mit Fenstern wohnte der Bauer, der schon in der Urzeit den Pflug, Chinas wichtigstes Kulturgerät, kennt. In der Tat ist der chinesische Staat ein Ergebnis der Pflugkultur. Das Ackerland der bäuerlichen Gemeinde war ein von Wall und Graben umschlossenes Quadrat, das gewöhnlich aus 900 Morgen bestand. Es war durch Raine so in Quadrate geteilt, daß acht Bauernstellen am Rande lagen und das neunte, in der Mitte gelegene Stück umschlossen. Dieses Mittelstück war die Domäne des Grundherrn, während die acht äußeren Stücke an Bauern gegen Frondienste als Lehen gegeben waren. Wie das ganze Areal durch die Umwallung befestigt war, so war die Domäne besonders gesichert, sie bildete die „Burg". Dieses neunteilige Ackergut ist nun die Keimzelle des chinesischen Staates. In ihm ist der ganze äußere Aufbau und die innere Organisation des chinesisches Staats vorgebildet. Der Staat ist die erweiterte Bauerngemeinde; ihre patriarchalische Ordnung wird auf den Staat übertragen in den ethischen Prinzipien der Regierung. Das Feudalsystem bildet den Ausgangspunkt für die Organisation des Staates. Aus den Grundherren entwickelt sich das alte Königtum. Bis zur Gegenwart gilt der Kaiser China als oberster Herr einer Bauerngemeinde. Das Symbol dafür ist bekannt: am Neujahrstage legt der Kaiser Hand an den Pflug und zieht eine Furche. Hier lebt das primitive Wesen Chinas deutlich fort: der Kaiser selbst ist ursprünglich Bauer und Grundherr. Zu ihm standen einst die Bauern im Lehensverhältnis; aus diesen Lehensträgern sind die Vasallenfürsten in den Provinzen geworden. Aber auch die Anlage der alten Grundherrschaft wurde auf das Reich übertragen und ist — wenigstens in der Theorie — stets festgehalten worden. Das neunteilige Schema ist auf die Stadt übertragen worden, wie noch heute die Anlage von Peking beweist. Die befestigte Kaiserstadt in der Mitte ist die alte Burg. Die Stadt selbst aber bildet den Mittelpunkt der quadratisch gedachten Provinzen. Die mittlere Provinz ist die königliche Domäne, um die sich die großen Provinzen des Reiches lagern. Nach diesem Mittellande hat dann das ganze Reich seinen Namen erhalten: Tschung-Kuok bedeutet nicht,

Digitized by Google

wie es meist falsch übersetzt und verstanden wird, „Reich der Mitte", sondern „mittelstes Land". Damit ist nur die tatsächlich in der Mitte gelegene grundherrliche Domäne, später die Provinz, in der der Kaiser residierte, bezeichnet.

Chinas Geschichte aber weist einen Wechsel der „mittleren" Provinzen auf, mit dem oft ein Wechsel der regierenden Dynastie verbunden ist. Die Herren der äußeren Provinzen waren zunächst Lehensträger des Kaisers, den sie mit ihrer Macht stützend umschlossen. Aber gerade darin lag die Ursache zu Umwälzungen. Nicht die Zentralprovinz, sondern die Grenzländer bestimmen die chinesische Machtentwicklung. Weil jene Vasallen als „Markgrafen" die Grenzlande zu verwalten und gegen oft vordringende Barbarenvölker zu sichern hatten, gewannen sie eine militärische Macht. Während dem in der Mitte gelegenen Königslande jede Möglichkeit genommen war, seine Macht auszudehnen, eben weil es von den Vasallenstaaten umschlossen war, hatten diese eine nahezu unbegrenzte Möglichkeit der Machterweiterung durch Vordringen in die Barbarenländer, die sie gleichzeitig der chinesischen Pflugkultur unterwarfen. So erwuchsen die Marken des Reiches immer mehr zu selbständigen Mächten, die weit über die Grenzen des Reiches hinaus wirkten. In sie strömten volksfremde Massen ein, nicht selten als Eroberer, die aber stets von der chinesischen Kultur dem chinesischen Volkstum einverleibt wurden. So entstanden an der Reichsgrenze weite halbbarbarische Staaten, die immer mehr eine Gefahr für das Mutterland wurden. Sobald einer der großen Vasallen einen Staat geschaffen hatte, der dem königlichen Mittelland an Größe und Macht weit überlegen war, erhob er ihn zu einem neuen „Mittelreiche", d. h. er stürzte die alte Dynastie und suchte die anderen Lehensfürsten zur Anerkennung seiner Herrschaft zu zwingen. Diese Hergänge kehrten in China mit einer gewissen Regelmäßigkeit wieder, sie geben der Geschichte Chinas den Rhythmus einer auf- und absteigenden Flut. Der Boden ist hier die zwingende Macht und mit ihm die Volksmasse. Die Fürsten sind wohl die Führer, sofern dynastische Selbstsucht und persönlicher Ehrgeiz sie trieben. Aber sie werden doch weit mehr von der Gewalt der Tatsachen und Verhältnisse vorwärts gedrängt. Die chinesische Monarchie ist nicht nur aus der uralten Bauernsiedelung, aus ihren grundherrlichen Familien, hervorgewachsen, sie ist stets mit dem Lande verwachsen gewesen, ist mit seiner Kulturentwicklung zu immer höheren Formen ihres Daseins emporgestiegen und hat im Zusammenhang mit der Entwicklung der Territorien ihre eigene Macht begründet. Diese Bodenständigkeit ist für die Monarchie Chinas bestimmend. Aus ihr ergibt sich auch das Verhältnis zum Volke. Der Herrscher hat für das Gedeihen des Landes als dessen Grundherr zu sorgen.

Digitized by Google

Er ist für das Wohl des Volkes verantwortlich. Aus diesen uralten Besitzverhältnissen und der ihnen entsprechenden Moral ist mutmaßlich der Grundgedanke des chinesischen Staates hervorgewachsen: die im Staat dargestellte menschliche Gemeinschaft, die an die Scholle gebunden ist, bedarf der Leitung durch einen Herrscher, in dem sich die göttliche Weisheit als weltregierende Macht darstellt. Der Herrscher erhält seine Vollmacht vom Himmel, der sie ihm auch wieder entziehen kann. Das Wohl der Gemeinschaft zu sichern, ihr wirtschaftliches Gedeihen wie ihre sittliche Förderung, ist die Aufgabe der Staatsleitung. Es gibt zwischen Volksinteresse und den Interessen der Monarchie in China keinen Gegensatz und kann prinzipiell solchen nicht geben. Die Monarchie ist hier von vornherein „demokratisch" bestimmt. Das Glück der Gesamtheit ist der höchste Zweck des Staates, ihm dient seine festgefügte Ordnung. In diese soll sich der Einzelne um des Gesamtwohles willen einordnen, während die Aufgabe der Regierung ist, mit aller Sorgfalt das Volkswohl zu fördern durch Belehrung, Unterstützung aller kulturfördernden Arbeit und durch den Schutz des Rechtes. Der Staat ist die Darstellung eines Weltgesetzes, dem Volk und Herrscher gemeinsam dienen sollen. So gewinnt der chinesische Staat den Charakter eines theokratischen Universalreiches, an dessen Spitze der mit dem Mandat des Himmels ausgestattete Universalherrscher steht. Dieser Herrscher aber stellt wohl die Zentralgewalt dar, er hat die Vollmacht, die Vasallen der Reichsteile und alle Beamten zu ernennen, denen für ihren festumgrenzten Wirkungsbereich gewissermaßen ein entsprechender Anteil von der universalen Vollmacht überwiesen wird. Aber diese Monarchie ist kein „Absolutismus" im Sinne der europäischen Geschichte. Sie steht in einer einzigartigen Verbundenheit mit dem Volke, die auf das uralte Verhältnis von Grundherrn und lehenspflichtigen Bauern zurückgeht. Die hier waltende Beziehung ist durch die chinesische Entwicklung zu der Idee eines ethisch bestimmten universalen Kulturreiches und seines Universalherrschers ausgebildet worden. So sind die Anschauungen von der Monarchie in China, wenn wir ihre geschichtlichen Wurzeln und ihre theoretische, prinzipielle Gestaltung ansehen. Diese Theorie ist niemals volle Wirklichkeit geworden; aber sie ist tatsächlich zu starker Wirkung auch im politisch-geschichtlichen Leben Chinas gelangt, sie hat seine innere Organisation wie seine Weltbeziehungen vielfach bestimmt.

Digitized by Google

# Galizischer Türkenkrieg

## Feldzugsnotizen

Von Reinhard Weer

### X.

### Im Stabsquartier

Auch meine Wohnung zu Kurzang teilte ich anfangs wieder mit dem österreichischen Artillerieoberleutnant. Das Zimmer war eng, niedrig, rauchgeschwärzt zwischen krummen und schiefen, Einsturz drohenden Wänden, aber es entbehrte doch nicht einer gewissen höhlenhaften Gemütlichkeit für den, der sich bescheiden gelernt hatte. Die aus dem Westen mitgebrachten Ansprüche an Bequemlichkeit hatte man ja doch Stück für Stück abbauen müssen, als es galt, sich in galizische Wohnverhältnisse hineinzufinden, und als man sich entschlossen hatte, den Abbau recht schnell und gründlich vorzunehmen und einfach nichts, gar nichts mehr zu erwarten, siehe, da fand es sich, daß Galizien gar nicht so schlimm war wie sein Ruf, sondern daß sich auch hier für einen, der sich in die Lage zu schicken wußte, ganz gut leben ließ. So gab es denn Tage und Wochen, wo man in der Stimmung war, Galizien ganz erträglich und wohnlich zu finden, und sich ehrlich bemühte, seine Anforderungen nicht zu steigern, um nicht neuen Enttäuschungen und Bitternissen zu begegnen. Bald freilich kamen kleine und große Intrigen aller Art, die einem das Leben gründlich schwer machten und auch das bißchen mühsam ertrotzte häusliche Gemütlichkeit vereitelten ...

Über meinem Bett, das zwar nur ein aus alten Kisten gezimmertes Holzgestell mit Strohsack und Decken war, aber doch nach Aussehen und Verwendungsweise unbedingt die Merkmale eines richtigen Betts an sich trug, hing die schwarze Muttergottes von Czenstochau, mit den Narben im Gesicht, die ihr die Lanzenstiche der Kosaken in die braune Haut geschnitten haben. Früher war ein ganzer Areopag, ein wahrer Jünglings- und Jungfrauenverein von Heiligen zu unseren Häupten, ein Bild unmittelbar neben dem anderen, alle dicht unter die Decke gehängt. Ein wenig habe ich dem Überfluß an bunter Heiligkeit steuern müssen und dafür ein paar Schwarzweißzeichnungen mit Ansichten aus Lübeck an die weißgestrichene schiefe Wand genagelt, die nun recht fremd und nordisch kühl in die ruthenische Bauernstube schauen. Dann hängen noch Uniformen da, deutsche und österreichische, denn Schränke gibt's natürlich nicht (und als ich mir schließlich von deutschen Pionieren einen bauen ließ, fiel er so aus, daß böse Zungen

Digitized by Google

fragten, ob ich ihn selbst gemacht habe). Zwei Tische, von denen einer als Waschtisch dient, und ein paar Feldstühle stehen auf dem unebenen Lehmboden, und eine Ofenbank, mit Koffern und Kisten besetzt, vervollständigt die Inneneinrichtung. In der anderen Hälfte des Hauses wohnt der Panje mit fünfköpfiger Familie, Hunden, Katzen, Hühnern und unzähligem Kleinvieh. Dem Burschen obliegt es, zwischen Ober- und Unterhaus zu vermitteln, unter möglichster Vermeidung des Imports unerwünschter Zoologie.

* * *

Ich hatte abends lange gearbeitet und mich müde auf die Pritsche gelegt. Der österreichische Stubenkamerad war nach Wien beurlaubt. Gegen Mitternacht wache ich durch ein Lärmen auf und merke, daß mein Zimmer voller Menschen ist. Ich fahre in die Höhe, greife nach der elektrischen Taschenlampe, die mit der Pistole auf dem Stuhl neben dem Bett bereit liegt: voller Russen ist die Stube!

Eine Stimme kommt aus dem Dunkel, korrekt und bescheiden: „Das sind die Gefangenen von heute morgen, was soll mit ihnen geschehen, Efendi?" Der türkische Feldwebel fragt es und hält mir einen schriftlichen Befehl hin. Während ich ihm, aufatmend nach dem Schrecken, Anweisungen gebe, stehen die Gefangenen dumm in der Stube herum, glotzen mich an und riechen unbeschreiblich. Riesige Kerle sind's, sieben an Zahl, die mit ihren Pelzmützen nicht aufrecht stehen können unter der niedrigen Decke; einer ist barfuß und zerlumpt. Ich beeilte mich, die nächtlichen Gäste loszuwerden, aber noch zwei Tage lang roch es in dem Zimmer nach diesem Besuch.

Am Morgen kam der Generalstabsoffizier und breitete eine Karte auf dem Tisch aus. „Bitte zeigen, wo ist Kriegs?" Ich hatte keine Ahnung, wo „Kriegs" war, aber als deutscher Offizier bei einer türkischen Division muß man alles wissen. Richtig, als ich gut aufmerkte, hörte man fernen Kanonendonner; die Richtung ließ sich nach dem Schall ungefähr vermuten: es mußte bei der übernächsten deutschen Division eine Aktion im Gange sein. Eine telephonische Anfrage dorthin ergab die Richtigkeit dieser Annahme, und der Generalstabsoffizier packte seine Karte zusammen, nachdem ich ihm Näheres über den artilleristischen „Krawall" mitgeteilt, und trollte sich zufrieden davon.

* * *

Die Division hatte sich zu längerem Bleiben in Kurzang wohnlich eingerichtet. Der große Ort im Narajowkatal bot ausreichende Unterkunft für den Stab. Die Kanzleien lagen in dem zweistöckigen Schulgebäude, das bei Nacht hellerleuchtet wie ein festliches Schloß aus dem Dunkel sprang (und dennoch wunderbarerweise keine russischen Fliegergrüße zu

Digitized by Google

schmecken bekam; Warnungen vor solcher Illumination fruchteten nichts und wären bei dringlicher Wiederholung wohl gar als Ängstlichkeit ausgelegt worden). Der Höhepunkt des Wohllebens wurde erreicht, als die längst geplante gemeinsame „Messe" ins Leben trat. Das daraus sich ergebende ungezwungene Zusammensein mit den türkischen Herren, mit denen man vorher nur im Dienst zu tun gehabt hatte, trug gute Früchte. Als Kasinolokal diente ein ehemaliges jüdisches Kaufhaus an der großen Straße. Als die Front noch weiter östlich verlief und Brzezany Sitz des Armeeoberkommandos war, hatten Teile eines deutschen Lehrbataillons darin gelegen, die ihm den etwas übertrieben stolzen Namen „Hohenzollernkaserne" gegeben hatten, den es noch heute trägt. Unser fröhliches Weihnachtsfest und das noch großartigere Kaisersgeburtstagsfest in dieser Hohenzollernkaserne mit ruthenischem Festgottesdienst und deutsch-türkisch-österreichisch-ungarischer Parade werden die Teilnehmer nicht so bald vergessen.

Meine Tage verbrachte ich meist auf Pferdes Rücken. Diese Hälfte des höchsten Erdenglücks — nach dem bekannten orientalischen Spruch — lernte ich in Galizien gründlich kennen. Dafür fiel die andere Hälfte leider gänzlich aus; man konnte höchstens, um das arme Herz nicht immer darben zu lassen, zuweilen auf ein Viertelstündchen zu einer Tasse Tee ins Pfarrhaus schlüpfen, wo Steffie und Sophie im stillen Hinterstübchen saßen. Draußen kam, spät erst, aber dafür um so härter, der Winter über die galizische Landschaft. In den Tälern blieb's erträglich, aber auf den Bergen starrte alles in eisernstem Frost. In Infanterielinie und Batteriestellungen gab's mancherlei Arbeit, die nicht unbefriedigend war. Blieb bloß immer das eine Bedauern, daß man keine deutsche Mannschaft da hatte, für die man als Vorgesetzter hätte sorgen können, und keine Leute, denen man hätte befehlen dürfen. Man war immer auf ein Bitten und Vorschlagen, Hinweisen und Anregen angewiesen. Das war kein Soldatendienst mehr, man war ein kleiner Diplomat in Offiziersuniform, und es blieb dem persönlichen Ermessen überlassen, dies als ein Mehr oder als ein Weniger dem Offiziersdienst gegenüber zu empfinden. Die Verantwortung war größer, die Leistung geringer. Und wenig Befriedigung dabei zu holen ...

Der Frühling kam und brachte Wandlung.

## XI.

### Staccato

Ein Maschinengewehr zerhämmerte den warmen Maiennachmittag. Tak tak tak tak tak tak — sagte es in atemlosem Eifer, dann ruhiger, gefaßter: tak tak — tak tak — tak tak. Das unerwartete Klopfen nach der lastenden

Digitized by Google

Stille schlug uns Aufruhr ins Blut. Es war so, als braue sich ein Gefecht zusammen, als müsse gleich das deutsche Angriffssignal sein wildes Gebot hinausschmettern. Lieber Gott — man war drei Jahre fast draußen und eigentlich an alles gewöhnt — und doch konnten die Nerven hin und wieder aus unbedeutendstem Anlaß das Tanzen und Springen nicht lassen, bei aller Gleichgültigkeit, die einen gegen Schweres und Schwerstes gepanzert hielt. Wir gingen gebückt durch den flachen Graben, immer ein paar Schritte geradeaus, dann um die Schulterwehr herum und wieder ein Stück geradeaus, und dies war die Zusammensetzung unseres Häufleins: der türkische Divisionskommandeur voran, dann ein Regimentsführer, hinter dem ich folgte, schließlich ein türkischer Pionieroberleutnant und zwei anatolische Soldaten. Vor uns sahen wir die offene Wiese, die im Laufschritt zu überqueren war. Denn hier fehlte noch der Graben, der sich drüben im niederen Gehölz des ansteigenden Hangs fortsetzte. Ganz links sah man die russische Stellung weiß in der Sonne liegen. Tak tak tak tak, klang es wieder von dort, wie lautes Hacken eines Spechtes. Diesmal konnte kein Zweifel mehr sein, wem es galt. Dann meldeten sich einige Scharfschützen, die aufgepaßt hatten. Klapp, machte es drüben, klapp klapp klapp, als schlüge der Wind Türen zu. Genau so klang es. „Guter Schuß, guter Schuß!" sagte einer sachlich und anerkennend, als es zwischen uns in den Graben spritzte. „Sie haben Zielfernrohre," meinte der Divisionär. Wir hielten einen Augenblick Ausschau nach den russischen Gräben, deren weißes Netz, unserer Stellung genau parallel, drüben am steiler werdenden Hang hinaufzog. „Sie haben guten Einblick in meine ganze Stellung," sagte der Regimentsführer auf türkisch und hatte recht damit: wir saßen wie in einem Teller, und der Feind hielt den Rand. Wieder schlugen Türen zu, hastig und übelgelaunt; es pfiff und surrte über unsere Köpfe. Dann schlug mir eine der Türen mit Macht gegen das Bein. „Au, verfluchte Unsitte das!" Oder hatte mich einer mit einem Knüppel gegen den linken Oberschenkel geschlagen? — „Ich bin getroffen, Herr Oberstleutnant." Sonderbar, nichts zu sehen, kein Loch im Beinkleid, kein Blut — aber beim Versuch, weiterzugehen — kein Schmerz, nein, nur das Gefühl einer Lähmung, als hingen Bleigewichte im Knie. In den Gelenken schien irgend etwas verriegelt. „Seltsam, ich hätte geschworen, getroffen zu sein. Aber es war vielleicht bloß ein Stein, der vom Grabenrand herunterprallte." Der Oberstleutnant lachte gutmütig, sein spitzes, meckerndes Lachen und ging weiter. Ich wollte nachhumpeln. Da wurde es im Kniesack der Reithose warm und feucht, das graue Tuch färbte sich dunkel, fast schwarz, und aus einem winzigen Loch des Lederbesatzes heraus sickerten rote Tropfen. „Es ist schon so, Herr Oberstleutnant, Oberschenkelschuß links." Der Divisionskommandeur machte

Digitized by Google

ein entsetztes Gesicht. Ich kauerte mich in den Graben und empfahl ihm weiterzugehen, denn an dieser Stelle war nicht gut sein: das Maschinengewehr klapperte wieder, und das Türzuschlagen der Gewehrschützen ging weiter. „Die Hunde!" sagte er und schien nicht recht zu wissen, ob er lachen oder betrübt sein sollte; dann setzte er sich in Trab, sehr leichtfüßig mit seinen 35 Jahren, zumal er heute Wickelgamaschen trug; der Regimentsführer, viel älter als er, tappte in seinen hohen Stiefeln schwerfällig hinterdrein. An der nächsten Schulterwehr wandte er sich noch einmal um, weil ihm eingefallen war, daß er sich um mein Wohl bekümmern müsse. Griff nach dem Gewehr eines der Begleitsoldaten und gab ein paar Schüsse ab, um mich zu rächen. Ich dankte ihm und war blöde und dienstlich genug, mich noch wegen meines Mißgeschicks zu entschuldigen, wozu wirklich kein Anlaß vorlag ...

Ihre Schritte verklangen, trapp trapp trapp, diminuendo. Alles ging heute im Maschinengewehrtakt — oder hämmerte das Blut in der Wunde so? — Der Pionieroberleutnant war auf Geheiß des Divisionärs bei mir zurückgeblieben. Wir suchten uns eine tiefere Stelle des flachen Grabens, halb im Gehen, halb im Kriechen. Tak tak tak, sagt das Maschinengewehr; klapp klapp klapp, kommen Gewehrschüsse der Scharfschützen. Das Bein wird wie ein schwerer Klumpen nachgeschleift. Liegenbleiben an einer Grabenecke, den Kopf gegen die Schulterwehr gelehnt. Der Pionieroffizier — einer der besten von den türkischen Kameraden, praktisch und schnell von Entschluß — reißt lange Streifen aus seinem Rockfutter, sucht die Blutung zu stauen. Läuft dann, um Hilfe zu holen. Wieder das Maschinengewehr und Einzelschüsse — die gelten dem Oberstleutnant und seinen Begleitern, die jetzt auf der offenen Wiese sein müssen. Die Maisonne wärmt. Tak tak — — tak — — — — tak. Das Maschinengewehr wird müde; jede Pause in seinem Gehämmer ist jetzt wie ein Gähnen. Auf der Grabensohle bildet sich eine kleine dunkle Lache, die der trockene Boden durstig trinkt. Für einen Augenblick — oder ist es eine lange Zeit, ein Tag, ein Jahr? — vollzieht sich in dir eine seltsame Spaltung des Bewußtseins. Da liegt dein eines Ich im Graben, schwach und müde, aber ein anderes Ich, das ebenfalls dir gehört, schwebt geisterhaft über der Szene, sieht dich an der Schulterwehr liegen, schaut nach der russischen Stellung aus, verfolgt den Weg der Helfer und überdenkt sachlich und ungerührt die Lage. „Ich werde mit dem im Graben sprechen," sagt es, „er soll sich zusammennehmen, damit er bei Besinnung bleibt." Aber der im Graben ist selbstgefällig in seiner Schwäche, läßt sich gehen und sackt zusammen. „Ha, wie gut, Menschenblut!" sagt der trockene Boden, und die Pulse skandieren den Verstakt. Staccato. Diminuendo. Moriendo ...

Digitized by Google

Beim Erwachen aus der leisen Ohnmacht sind türkische Sanitätssoldaten da mit Wasser und Verbandzeug. Versuch, zu gehen, auf einen Mann gestützt, gelingt. Wie er fühlt, daß es dir hart wird, nimmt dich der Gute kurzerhand huckepack. Trapp trapp trapp — geht's schwer und langsam durch den Graben. Irgendwo im breiten Verbindungsgang wartet eine Tragbahre. Die Schritte der Träger klingen auf dem festgestampften Boden. In einem Bacheinschnitt, bergbeschützt, prüfen türkische Ärzte den Verband. „Alles gut, seien Sie zufrieden," sagt einer auf englisch. „Inschallah!" Neue Träger. Die braunen Anatolier wiegen sich federnd in Hüften und Schultern. Trapp trapp trapp — ist's nun diesmal das Maschinengewehr oder sind's die Schritte der Leute? Das Maschinengewehr hat doch gesagt, es sei müde! Durch eine Talmulde voll Maienblühen geht der Weg, dann grünt durchsonntes Buchenlaub gelbgeflammt über dir. Wie ein sanftes Schaukeln ist dieses unhörbare Getragenwerden durch den Wald. Die Träger wechseln wiederum. Die Abgelösten reichen dir jedesmal die Hand, aus freien Stücken, als ob sie so instruiert seien. Einer der Neuen erkundigt sich, ob du ein russischer Offizier seist, und wird von den andern in erzürntem Ton eines Besseren belehrt. Unter den Leuten ist ein Neger, der bei den übrigen in besonderem Ansehen zu stehen scheint. Er geht nebenher und spricht. Ein schöner, großgewachsener Mann mit durchaus nicht negerhaftem Gesichtsschnitt, feinen schmalen Lippen. Er spricht Deutsch, Französisch, Italienisch, schnarrt prahlerisch allerlei Redensarten in diesen drei Sprachen sinnlos durcheinander. „Bange machen gilt nich, Herr! — Qui vivra, verra." Dann irgendein italienisches Versprichwort mit „maledetta" und „vendetta" und furchtbar rollenden r-Lauten. Er sei nie aus Smyrna herausgekommen, sagt er auf deine erstaunte Frage ... Auf einmal ist statt des Buchenlaubs das dunkle Dach eines Verwundetenwagens über dir. Später kurzer Aufenthalt in einem türkischen Lazarett. Du kennst es gut, hier hast du oft nach den türkischen Verwundeten gesehen, in den Winterkämpfen. Als Abendessen Tee mit steinhartem Zwieback und Schokolade. Kranke türkische Offiziere, junge Infanteristen, sind da, die beim Nachsehen der Wunde zwischen den Ärzten am Operationstisch stehen und sich für alles interessieren. Mit ihnen unterhältst du dich eine halbe Stunde lang ganz vergnügt, in der Verbandbaracke sitzend; beim Wegfahren bringen sie dir noch, ganz begeistert von dem kurzen Bekanntsein, Schokolade und Blumen an den Wagen, rufen dir hundert Abschiedsgrüße und Segenswünsche nach. Mit einbrechender Dunkelheit ein Leidensweg über den Bergrücken, dann den holprigen Knüppelfahrweg ins Narajowkatal hinunter; der Schmerz stößt und sticht wie mit Speeren. Jetzt sind nur noch zwei Begleiter da: der eine führt das Pferd, der andere geht neben dem Karren, in dem deine

Digitized by Google

Tragbahre hängend angebracht ist. Der Mann hat das Bedürfnis zu sprechen; er schlägt ein Kreuz vor der Brust und sagt, er sei katholischer Christ, wie um dich zu beruhigen und zu überzeugen, daß du guten Händen anvertraut seist. Weist dann stolz seine englische Uhr vor, ein Beutestück von Gallipoli. Endlich öffnet sich breit das Tal, lichter als die Bergschlucht, durch die ihr heruntergekommen. Ein Sanitätsauto steht helläugig, schnaubend auf der Straße. Du wirst verladen, schaust hinaus, siehst die Strahlenkegel geschwisterlich durch die Nacht stoßen. Sieben Stunden nach der Verwundung Eintreffen in einem deutschen Feldlazarett.

Sternenklare Maiennacht sieht durchs Fenster herein. Schritte draußen auf dem Gang, wie vorhin beim Transport durch den Graben. Türen schlagen zu, das Maschinengewehr arbeitet. Türkische Offiziere scherzen, der Neger aus Smyrna beugt sich riesenhaft über dich ... „maledetta ... vendetta ...", der katholische Soldat hält dir seine wie wahnsinnig klopfende Uhr ans Ohr. Das Staccato der Tagesgeräusche geht in dich über, alle Pulse hämmern, das Blut klopft in der Wunde. Bis dich eine Dosis Morphium für einige Stunden erlöst ... Irgendwo hämmert ein Maschinengewehr, ganz fern und leise.

## XII.

### Rückblick und Ausklang

Durch die Verwundung nahm für mich die türkische Feldzugsepisode in Galizien ein schnelles, unerwartetes Ende. Man lag drei Wochen, dicht beim Standort der Division, in der Dürftigkeit eines deutschen Feldlazaretts, ärmlich untergebracht, aber von sicherer Arzteshand betreut. Am ersten Vormittag formten sich dem zwischen Bitternis und Gefaßtheit pendelnden Bewußtsein diese Verse:

Eine Kugel sprang mich singend an,
kleine, spitze, glatte Russenkugel —

Viele stießen pfeifend ihren Luftweg,
endeten auf grüner Maienwiese,
doch die eine hackte zu und packte,
schlug durch Leder, Tuch und warmes Leben,
und durch Hosentuch und Leder wieder
und verebbte platschend im Gestein ...

Du warst gnädig, kleine Russenkugel.

Trankst ein wenig Blut nur rasch im Fluge,
heißer kleiner Sing- und Sausevogel,
und entschlüpftest pfeifend ins Gestein. —

Digitized by Google

Lazarettzeit. Stille, faule Tage,
dumpfe Stube und zerquälte Decken.
Doch man sagt dir, daß du glücklich warst,
und man meint, du seiest sehr zufrieden.

Du bist still, ja, und du scheinst zufrieden.
Aber daß du jetzt drei Jahre draußen
und zum dritten Male Blut verspritztest
durch Franzosen- oder Russenkugel —
weiß der Teufel — das ist —

Ruhig, Freund! Es ist nur Landsknechtslos.
Landsknecht sein heißt sich bescheiden lernen,
Landsknecht sein, mein Freund, ist Ehre groß.

Und das heiße, schöne Kriegesrauschen
der drei Jahre, möchtest du es tauschen
für ein heiles Ruhn in Friedens Schoß?

Eine Kugel sprang mich singend an,
heiß und lachend zog sie ihre Bahn —
kleine, spitze, glatte Russenkugel.

Vergangenes und Künftiges gab's reichlich zu überdenken. Schweres, Quälendes hatte die letzte Zeit gebracht, Konflikte aller Art zuerst, die dem Einsamen, Freundlosen hart zusetzten, dann der Tod des nächsten Verwandten, des tapferen Vaters, der, rüstig und tatenfroh wie ein Jüngling, einer schweren Verwundung im Westen erliegen mußte, vier Wochen vor dem Attentat der kleinen Russenkugel. Zweimal telegraphisch nach Deutschland gerufen, einmal ans Lager des Sterbenden, den die Ärzte schwerster Gefahr, aber nicht einer unmittelbar bevorstehenden, ausgesetzt erklärten; zurück nach Galizien; vierundzwanzig Stunden nach der Ankunft der Ruf ans Totenbett; Eintreffen um zwei Tage zu spät. Reisen, die man nicht vergißt.

Die Verwundung nach solchem Erleben erwies sich als ein Glück. Ein heilsames Herausgerissenwerden aus Schmerz und Sorge. Nahes, Nächstliegendes drängte sich wieder in den Vordergrund. Und die Abgeschiedenheit des Feldlazaretts, des alten Herrenhofs unter dem Bäumeschatten des kleinen Hügels im Narajowkatal, war dem seelisch und körperlich langsam Genesenden eine Wohltat.

Man ließ die Gedanken wandern. Nach dem Westen ging ihr sehnsüchtiges Flattern, dem harten, eisenklirrenden, neben dessen Schlachtgedröhn dem sachlich Wägenden aller Kampf im Osten und Süden nur wie eine Neben-

Digitized by Google

stimme im Orchester, wie episodisches Beiwerk und nebensächliches Gerank erscheinen muß. Nach dem schönen Westen, der uns im langen Stellungskrieg ans Herz gewachsen war, von dem wir in der ersten dieser kleinen Feldzugskizzen Abschied genommen haben. Nach dem Westen, der im Frühjahr die große Rückzugsbewegung gesehen hatte.

Brüder im Westen so fern, euch wurde ein hartes Wandern
fort aus dem schönen Land, wo wir einst so fröhlich vereint —
Wißt ihr die Kirche noch, über Wälder und Wiesen erhöht?
Rauscht euch der Bach noch im Ohr, blüht euch der Hag noch im Traum?
Was uns an Kriegsleid dort schlug, ach, wir vergaßen es ganz —
Leuchtend liegst du, o Tal, so getaucht in Frühling und Glanz,
daß nur ein Gefühl nachzitternd uns übrig blieb:
Schönes Land im Westen — du warst — uns so lieb!

Ging einer durch die Nacht, mondhell, unter östlichen Sternen,
still war und einsam sein Weg, doch sein Herz bei Bruder und Freund:
Kampfgenossen von einst, o laßt am Erinnern uns halten
jener glücklichen Zeit, die uns westliche Sonne geschenkt!
Langsamer wurde sein Schritt, bis plötzlich ergriffen er stand,
seiner Tasche tastend Blatt und Schreibstift entwand
und beim rötlichen Mond die Worte sich niederschrieb:
Schönes Land im Westen — du warst — uns so lieb!

Im Westen strategischer Rückzug und Riesenschlachten, im Osten das erste Aufflackern neuer Kampfhandlungen. Ich aber ließ Galizien und die türkischen Freunde hinter mir, um in Deutschland Heilung zu suchen.

# Die vier Wände

Von Alfons Petzold

Vier Wände bauen mir
das Leben ein,
das ist ein Stauen hier
von Stein auf Stein.

Erde an Tag sich schließt,
Himmel an Nacht.
Dichtestes Dunkel fließt
durch diesen Schacht.

Quader in Quader greift,
Rand sinkt in Rand;
wohin mein Geist auch schweift,
Wand nur und Wand!

Schauernden Leibes voll
sitze ich hier.
Sag, Herr, was will dein Groll
formen aus mir?

Digitized by Google

## Ein Lebensroman

Oskar A. H. Schmitz, als Plauderer von vielerlei Prätensionen in alle Sättel gerecht, fühlt, durch Kriegserkenntnisse, sich an eine Daseinswende geführt, und ihr Sinn wird als die Mahnung an den geistigen Menschen ausgelegt, sich vom politischen Getriebe zurückzuziehen und den Frieden heimischer Wälder (die, zum Schaden des gewandten Feuilletonisten, nicht die böhmischen sind) zu suchen. Die Folgerung einer Vorrede, in der ein politischer Journalist zur reinen, gestaltenden Kunst sich beruft, soll eine — sehr breite — Erzählung rechtfertigen, die „Der Vertriebene" heißt und bei Georg Müller in München erschienen ist.

Vertrieben ist ihr Held, Lothar Danneck, im gleichen Sinn wie — weiland — Zarathustra, der seine Segel nach der Kinder Land suchen läßt, aus Vater- und Mutterländern, und als er, am Schluß, heimgekehrt, zu seinem besten Selbst zurückgeführt, scheinen soll, da ist er als Kind unter Kindern, deren das Himmelreich ist, dargestellt. Schmitz, der Antiintellektualist, war, als Erzähler, niemals ähnlich bewußt, ähnlich unnaiv, ja: ähnlich intellektualistisch wie in diesem Buch, das tiefstes Herzenserleben bezeugen soll und einen Klugen am Werk zeigt, der — leider! — niemals klug genug ist, nicht klug zu sein, oder doch niemals geschickt genug, die Bemühung seines bohrenden kritischen Verstandes undurchdringlich zu verschalen. Ein Roman voller Zerfaserungen und hartnäckiger Grübeleien liegt vor; einer, der, bei und trotz manchem dichterischen Zug, viel weniger für den Tiefgang dichterischen Schaffens von naturwüchsiger Eigenart, als für einen (gezüchteten) Hochstand feuilletonistischer Kultur spricht: das erarbeitete, wie um des literarischen Ergebnisses willen zu erleben gesuchte Epos eines Weltmannes, der das Brevier des Schriftstellers Schmitz mit heißem Bemühen durchaus studiert zu haben scheint.

Lothar ist mit einem überaus reichen Aufwand psychologischen Spürsinns gezeichnet; vielleicht — von einem Epigonen Hermann Bahrs, der doch mit Hutten, Günther, Goethe, Keller, Heinrich und Thomas Mann, Wassermann, Rilke und Brod, den Bekennern, in Wettbewerb tritt — so sehr bevorzugt, daß, außer dem Vater, dem sehr reizvoll abenteuerlichen Großvater jüdischen Geblüts und einer jungen Geliebten, die anderen Gestalten unverdient unplastisch bleiben mußten. Von seiner frühesten Kindheit und von seiner Pubertät wird, in nicht stets sehr appetitlicher Gründlichkeit, gehandelt, und die Jahre seines Kampfes um gefestigte, zielstrebige Mannheit erheischen, in des Erzählers retrospektiver, oft etwas erkünstelter, Vision, vielleicht — stellenweise — mehr Anteilnahme, als in ihrer absoluten Einmaligkeit, für den Blick des Fremden, begründet liegen kann. Immerhin mutet ein — an Schaukals jüngste Werke gemahnender — guter Konservatismus der Weltauffassung, mutet ernste Zucht der künstlerischen Sprache so stark an, daß nicht unbedingt vorauszusagbar ist, ob Oskar A. H. Schmitz, als nächstes Buch, eine Feuilletonsammlung über die Wandlungen eines einsamen Dichters herausstellen werde. Ein halber Weltmann könnte, auf den Thron abseitigen Selbstherrschertums gelangt, als ganzen Mann sich — höchst königlich — bewähren (wenn der Feuilletonist in ihm dem Reiz, diese letzte Metamorphose zu „behandeln", zu widerstehen vermöchte). Franz Graetzer (Berlin)

Digitized by Google

## Kriegsbücher

### IV.

Noch fehlte allerdings das Kriegsbekenntnis des Philosophen Georg Simmel, das man mit Ungeduld erwarten mußte. Denn es ist das Wesen dieses Geistes, daß diejenigen Dinge von ihm die tiefste Ausdehnung erfahren, die am weitesten sich von dem eigentlichen Gebiet der philosophischen Betrachtung entfernen. Aber auch Georg Simmels Büchlein „Der Krieg und die geistigen Entscheidungen“ *) habe ich enttäuscht aus der Hand gelegt. Seine letzten Arbeiten („Rembrandt“, „Kant und Goethe“) hatten eine besondere Höhe erreicht; dann besonders leuchtend, wenn sich seine Begriffe an ganz fernen und einer philosophischen Betrachtungsweise bisher geradezu unzugänglichen Gegenständen ausleben konnten. Aber schon damals wurde uns das Bedenken gegen Simmel sichtbar, daß die wundervoll plastischen und bedeutungsvollen Begriffe dieses Philosophen durch sich selber enttäuscht wurden, daß die Begriffe in ihrer eigenen Glut schmolzen. In seinem neuen Büchlein ist zwar ganz selbstverständlich, daß er den Krieg in viel bedeutungsvolleren und feineren Kurven und Linien faßt wie beinahe alle seine Fachkollegen. Auch hier erleben wir wieder stark, wie er sich weit vom engen Dogmatismus entfernt mit seiner wundervollen Begabung, alle Dinge geradezu zum erstenmal zu sagen. Aber auch hier ersteht wieder für ihn die Gefahr, trotz all seiner feinen Organe keinen Maßstab zu haben, von dem aus ihm die Bedeutsamkeit des Krieges erscheint. Das, was er als das „Wundervolle“ der Kriegszeit bezeichnet, „daß der Tag über den Tag hinausreicht, daß alles Praktische, alles Augenblickliche für die Gestaltung Deutschlands in unabsehbare Zukunft hinein wichtig ist“, ist nur ein Anzeichen dafür, wie selbst der reinste Werter und Deuter des Lebens hier Verwechslungen primitivster Art zwischen Zins und Kapital, Ursache und Folge begeht. Aus solchen Verwechslungen heraus begibt sich der klügste und zweifelsüchtigste deutsche Kopf auf die schiefe Bahn des Optimismus, von der aus er in relativ bedeutungsvoller Höhe und in ganz neuen Formulierungen platte kulturliche Sendungswerte des Krieges vorträgt. Simmels vornehmste Ambition war immer, das Leben hineinzubeziehen in den Kreis seiner Betrachtungen. Dies konnte er wunderbar, wenn er über den Henkel sprach und die Ruine, über die Überstimmung und die Koketterie — hier mußte er aber versagen, weil sein genußsüchtiges Philosophieren nicht mehr in das Gefäß des Krieges gefüllt werden kann. In der Betrachtung des deutschen Krieges (und letzten Endes handelt es sich bei ihm um diesen) handelt es sich nicht mehr um so ungebundene Phänomene. Der Gefahr des Lebensbegriffes ist ihr bisher vielleicht größter Meister nicht entgangen: denn dieses Leben hat Inhalte, an denen man scheitern muß, wenn man sie nicht in ihrer spezifischen Bedeutsamkeit zu erschauen vermag. So konnte auch Simmel am Kriege scheitern, weil er ihn von der Perspektive seines inneren Wertes sehen wollte, und doch ihn nicht ganz umkreisen konnte. Er sah ihn von der Seite der „inneren Wandlung“, der „Krisis der Kultur“ und der gefährdeten „Idee Europa“ (wie die Kapitel des Buches heißen), aber er

*) Georg Simmel, „Der Krieg und die geistigen Entscheidungen“. Duncker & Humblot.

Digitized by Google

erblickte nie seine ganze Totalität, sondern immer nur das Gewoge seiner umwertenden und umbildenden Kraft. Er gelangt nie an die Wurzeln, von denen aus plötzlich dieser Krieg in viel tieferen Zusammenhängen begreiflich ist. An einer Stelle seiner Betrachtungen fühlt das Simmel wohl selbst, wenn der Fluß prinzipieller Betrachtungen plötzlich durch die Behauptung unterbrochen wird, an diesem Kriege seien ein paar Menschen schuld. Hier grenzt plötzlich die organische und anorganische Betrachtung des Krieges aneinander: das ist der Riß, der durch das Simmelsche Kriegsbuch geht, daß er nach dem Sinn des Phänomens fragt, aber nie sich von falschen Voraussetzungen befreit. Der feinste Versteher der Wirklichkeit konnte sie in diesem Falle nicht mit der reinen Hand seiner Begrifflichkeit überwinden. Nicht mehr wie bei Meinecke hat die Wirklichkeit die Idee gefressen, hier fraß die Idee an der Wirklichkeit, so daß beide Schaden nahmen.

Norbert Einstein

# Die innere Gefahr für die deutsche Industrie

In aller Stille — in einer unheimlichen Stille — vollzieht sich gegenwärtig in der deutschen Industrie eine Revolution größten Umfanges. Es ist eine Revolution von oben. Sie droht auf nichts anderes hinauszulaufen als auf eine Vertrustung, die sich vor kurzem weder die energischsten Anhänger einer sozialistischen Wirtschaftsordnung noch aber die einer Vertrustung bis in die letzten Konsequenzen kapitalistischer Vorherrschaft haben träumen lassen. Den Anstoß hierzu gibt natürlich der uns aufgezwungene Wirtschaftskrieg. Die Aushungerung von Rohmaterialien zusammen mit dem Mangel an Arbeitskräften, die Kohlenknappheit und die Notwendigkeit, mit den Verkehrsmitteln möglichst pfleglich umzugehen, zwingt zur Zusammenlegung von Betrieben. Das war ja einer der Beweggründe zur Schaffung des Hilfsdienstgesetzes.

Es wäre nun töricht und einseitig, diese Zusammenlegungsmaßnahmen an und für sich zu verurteilen; denn wohin kämen wir, wenn, um ein Beispiel zu nennen, die Baumwollindustrie mit ihrer außerordentlichen Knappheit an Rohmaterialien überall nur mit 10% ihrer Leistungsfähigkeit arbeiten würde, wenn sie unnötigerweise Tausende von Arbeitern festhielte, die sie nur ungenügend bezahlen könnte, während andere wichtige Betriebe direkt nach Arbeitskräften jammern? An und für sich also sind Maßnahmen in dieser Richtung notwendig, so unbarmherzig sie auch den Beteiligten anmuten mögen, und so bedenklich sie für die weitere Entwicklung sind. Denn darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben, die Stillegung bisher blühender wichtiger Unternehmungen bedeutet nicht nur für die Kriegszeit eine schwere materielle Schädigung, sondern sie bringt weit darüber hinaus noch Verluste, die nicht wieder gutzumachen sind. Wenn nämlich gesagt wird, die arbeitenden Betriebe seien gehalten, die stillgelegten in gewissem Umfange zu entschädigen, so trifft dieser Einwand den Kern der Sache nicht, denn es gibt zahllose Verluste, die gar nicht mit Geld gutzu-

Digitized by Google

machen sind. Es sei hier nur darauf verwiesen, daß die bevorzugten Unternehmungen, eben also die, die weiterarbeiten dürfen, in ständiger Fühlung mit ihrer Kundschaft bleiben, ja noch mehr, zu Konsumenten, die bisher nicht zu ihrem Kundenkreis gehörten, Beziehungen anknüpfen können, während sich bei den stillgelegten diese Beziehungen vollständig lockern. Es lockern sich aber auch die alten Bande mit einem Arbeiterstand, den man in jahrzehntelanger Arbeit sich herangezogen hat, ganz zu schweigen von der Tatsache, daß stilliegende Betriebe naturgemäß in technischer Beziehung ernstlich Abbruch leiden.

Alle diese Umstände hätten uns zur unbedingten Pflicht machen müssen, bei der Auswahl so gerecht wie nur möglich vorzugehen. Wer heute mit Industriellen aus den betreffenden Gewerbezweigen spricht, wird an dieser Gerechtigkeit entschieden zweifeln. Er wird auch selbst dann noch daran zweifeln, wenn er bei dem Anhören dieser Klagen berücksichtigt, daß der Anklagende Partei ist und häufig ein bewußtes Unrecht wittert, wo schlimmstenfalls nur ein unbewußtes vorliegt.

Wenn man aber hört, wie die ausschlaggebende Instanz, das Reichsamt des Innern, die rationelle Bewirtschaftung dieser Industrien vornimmt, so steigen einem doch sehr erhebliche Bedenken auf. Der beste Fall ist noch der, indem man mit etwa vorhandenen Interessenvertretungen Fühlung nimmt. Aber selbst in diesen Fällen werden bei der Zusammenlegung häufig einige wenige bevorzugt, dann nämlich, wenn die in der Interessenvertretung sitzenden Firmen nur an sich selbst denken, wie es da und dort notorisch vorgekommen ist, oder wenn die zu immer größerer Macht gelangenden Syndici eine besondere Vorliebe für gewisse große Gesellschaften an den Tag legen. Noch viel schlimmer aber ist der Vorgang dort, wo man nicht etwa mit den gewählten Vertretern in der Industrie verhandelt, sondern sich einige Firmen herauswählt, bei denen man eine besondere Willfährigkeit voraussetzt. Mit diesen macht man einen Plan zurecht und tritt dann vor die Gesamtheit der Nichteingeweihten mit einer Alternative: Schließet euch an oder aber wir schließen euch aus! Aber damit begnügen sich unsere Behörden noch nicht. Sie haben eine von ihrem Standpunkt leicht begreifliche, aber vom Standpunkt der Gesamtwirtschaft höchst gefährliche Vorliebe für Syndikate. Mit einem Syndikat läßt sich ausgezeichnet arbeiten. Es hat einen Vorstand, während eine freie Industrie naturgemäß die allerverschiedensten Ansichten und Interessen in sich faßt und da ein Verhandeln leicht zeitraubend und überhaupt unmöglich ist, und darum beobachten wir überall den Wunsch, solche Zwangssyndikate zu bilden, und zwar — und hierauf kommt es an — nicht etwa nur für die Kriegsdauer, sondern weit darüber hinaus.

Handhabe für das ganze Vorgehen in diesen Dingen bietet ein am 4. August 1914 erlassenes ganz kleines Gesetz, das nur aus drei Paragraphen besteht. Der dritte Paragraph dieses, man muß wohl sagen, verhängnisvollen Gesetzes bestimmt, daß während des Krieges der Bundesrat jede gesetzliche Maßnahme anwenden darf, welche sich zur Abhilfe wirtschaftlicher Schädigungen als notwendig erweist. Als der Reichstag diesem Gesetz seine Zustimmung erteilte, hatte er keine Ahnung, daß er damit ungefähr alles dem Bundesrat — wäre es wenigstens der Reichskanzler

Digitized by Google

gewesen — in die Hand gibt. Auf Grund dieses Gesetzes wird heute das gesamte Wirtschaftsleben regiert. Es wurde beispielsweise im Juli 1915 auf dem Verordnungswege die Zwangssyndizierung der Kohlen beschlossen, und es wurde ein Jahr später die Zementindustrie auf demselben Wege geordnet, und es wird fortwährend in allen möglichen Industrien ähnlich verfahren. So sind, um nur einige Beispiele anzuführen, heute die Schuhindustrie und die Baumwollindustrie auf diese Art gebunden, und ähnliche Bestrebungen sind in der Lederindustrie und der Seifenindustrie im Gange. Dabei wird so geheimnisvoll vorgegangen, daß niemand recht weiß, was eigentlich die Absicht der Regierung ist. Man argwöhnt in manchen Kreisen eine Handhabe für spätere Steuerpläne. Aber, wie gesagt, es sind nur Vermutungen und Argwöhnungen. Niemand hat eine Ahnung, was das eigentliche Endziel ist, und es wäre sehr wohl denkbar, daß mit einem Wechsel in den Reichsämtern, wie er beispielsweise jetzt vor sich geht, die ganzen Voraussetzungen in Wegfall kommen. Dann wird es vielleicht zu spät sein, das Rührei wieder in seine alte Form zu bringen, und die ganze, außerordentliche Werte zerstörende Revolutionierung wäre geschehen.

Bei dem Bestreben, weit über den Krieg hinaus diese Syndizierung aufrecht zu erhalten, wird eines völlig außer acht gelassen, die Tatsache nämlich, daß mit einer Schematisierung, wie man sie jetzt plant und wie sie am krassesten bei Verhandlungen über die Seifenindustrie zutage treten, das Hauptaktivum der deutschen Industrie, das ständige Bestreben, zu verbessern, besondere Qualitäten zu liefern usw., schlechthin unmöglich gemacht wird. Es wäre hohe Zeit, daß der Reichstag, der sich hier durch eigene Schuld eines äußerst wertvollen Rechtes begeben hat, Mittel und Wege fände, jenes gefährliche Gesetz wieder aufzuheben und sich selbst eine Mitarbeit zu sichern. Denn sonst sind wir in der Gefahr, durch eigene Fehler die von außen her schon so stark bedrohte deutsche Industrie noch von innen heraus in einer geradezu frivolen Weise zu schädigen.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

# Die Bodenenteignung in Rußland

Von Dr. Karl Leuthner (Wien), Mitglied des österreichischen Reichsrats

## I.

Die russische Agrarfrage ist ein Ding durchaus eigener Art und mit allem, was in Europa den gleichen Namen trägt, schlechthin unvergleichbar. Sie hat in der Sache zum Ausgangspunkt, daß die ungeheure Mehrzahl der großrussischen Bauern in der Feldgemeinschaft, im Mir, lebt, zur psychologischen Voraussetzung, daß ihnen deshalb das fehlt, was in unserem Landwirt am tiefsten wurzelt, der Eigentumsbegriff. Die russische Feldgemeinschaft*) ist nach der heute herrschenden, wenn auch nicht unbestrittenen Gelehrtenmeinung nicht mehr wie für Haxthausen, ihren ersten Entdecker, die aus der Urvergangenheit stammende patriarchalische Gemeinschaft, die Kronzeugin des Urkommunismus. Sie ist keineswegs aus ursprünglichen gesellschaftlichen Formen herzuleiten, sondern als Zwangsorganisation zuerst auf dem privaten Grundbesitz entstanden, um die gutsherrlichen Bauern, die als Leibeigene Frondienste oder Abgaben zu leisten und überdies die Kopfsteuer aufzubringen hatten, durch gemeinsame Haftpflicht zu binden. Sie bildete also das Mittel, den Gutsbesitzer, der für das Steueraufkommen seiner Leibeigenen dem Staate verantwortlich war, dadurch zu sichern, daß jedem Leibeigenen ein gleicher Anteil am Boden zugeteilt wurde, und die Bauern für einander aufzukommen hatten. Daraus ergab sich die Notwendigkeit neuer Umteilungen, sobald sich die Zahl der Leibeigenen änderte. Diese

*) Vergleiche für die Entwicklung der Agrarfrage bis zur zweiten russischen Revolution: Vladimir G. Simkowitsch, Die Feldgemeinschaft in Rußland, Jena, Verlag von Gustav Fischer, 1898; Peter Maßlow, Die Agrarfrage in Rußland, Stuttgart, Verlag von J. H. W. Dietz Nachfolger, 1907; Katzorowski, Ruskaja obschtschina, Petersburg 1906; Wieth-Knudsen, Bauernfrage und Agrarreform in Rußland, München und Leipzig, Duncker & Humblot, 1913, und besonders W. D. Preyer, Die russische Agrarreform, Jena, Verlag von Gustav Fischer, 1914, der ich mich am engsten angeschlossen habe, die wohl das gründlichste und umfassendste Werk über die vorrevolutionäre Entwicklung der Agrarfrage ist, aber in den Fehler verfällt, den Wert der Stolypinschen Reform ebenso übermäßig zu überschätzen wie Rohrbach und dessen Anhänger in ihren Kriegsschriften über Rußland.



Digitized by Google

Feldgemeinschaft mit ihren beiden Wesenseigentümlichkeiten der Gesamthaft und der zeitweisen Umteilung führte dann auch die Regierung bei den auf ihren Gütern angesiedelten Bauern ein. Das geschah selbst dann noch, als man die wirtschaftsschädliche Wirkung der Feldgemeinschaft durchschaut hatte. Man tröstete sich mit dem „moralischen" Vorteil, sie verhindere das Entstehen eines landlosen Proletariats. Einmal ins allgemeine Bewußtsein eingedrungen, wurde die Feldgemeinschaft in zweifachem Sinne zur vorwaltenden Überlieferung: im Glaubensbekenntnis der Slawophilen erschien sie neben der Selbstherrschaft und der „Rechtgläubigkeit" als das dritte Merkmal des russischen Anders- und Überlegenseins. In der Bauernschaft aber verdrängte sie den Eigentumsbegriff, so daß sie sich auch nach der Aufhebung der Leibeigenschaft bei der Besiedelung Sibiriens, sowie irgendwo die Siedlung größer wurde, regelmäßig durchsetzte.

Das Wesen der Feldgemeinschaft besteht darin, daß die Gesamtheit aller Familienhäupter eines Dorfes (oder mehrerer Dörfer mit gemeinsamer Dorfflur) Eigentümerin des gesamten Bodens ist, über ihn mit Zweidrittelmehrheit verfügt. Jedes Familienoberhaupt hat das gleiche Anrecht auf Nutznießung, die Gemeinde aber bestimmt die Verteilung und die Form der Nutzung. Die Teilung wird gleichmäßig vorgenommen, die getrennten Teile werden nach den Bestimmungen der Gemeinde gebraucht. Alle Gemeindemitglieder sind verpflichtet, ihre Anteile zu übernehmen, und haften für die obliegenden Zahlungen. In dieser Hinsicht hatte die Bauernbefreiung eine neue Bindung geschaffen durch die Ablösungszahlungen, die dem Staate zu entrichten waren, weil er seinerseits die Grundbesitzer entschädigt hatte. Bis zur Tilgung der Ablösungsschuld war ein Ausscheiden der Anteile aus dem Gemeindeeigentum nur mit Zustimmung der Gemeinde möglich. Hatte also die Befreiungsgesetzgebung die theoretische Absicht ausgesprochen, das Einzeleigentum wohlabgerundeter Höfe zu schaffen, so erreichte sie das Gegenteil. Denn nur wohlhabende Bauern waren imstande, durch Erlegen der Ablösungssumme sich frei zu machen, und gerade diese aus der Haftung zu entlassen, waren die Gemeinden am wenigsten gewillt. Es vermochten sich denn auch in den fünf Jahrzehnten bis zur Stolypinschen Reform bloß etwa 600000 Bauern, noch nicht 0,6%, zu befreien.

Da die Gemeinde das Recht hatte, neue Umteilungen vorzunehmen, wenn die Anteile ungleich geworden waren, oder die Umteilung zu unterlassen oder abzuschaffen, so gab und gibt es neben den Feldgemeinschaften mit Umteilung solche mit erblichem Einzelbesitz, der aber nicht Eigentum ist, sondern zum Zweck der Ausgleichung der Bodengüter Neuverlosungen unterliegt. Die Umteilungen wurden in der verschiedensten Art vorgenommen:

Digitized by Google

zum Zweck der Ausgleichung der Anteilgröße oder der Bodengüter, allgemein oder für einzelne, alljährlich oder erst nach je 30 Jahren, aber meistens alle 12 bis 18 Jahre. Und zwar sind es gerade die ehemaligen Staatsbauern, bei denen die Umteilungsformen die größte Mannigfaltigkeit aufweisen. Im Anfang der sechziger Jahre herrschte zwar die Umteilung nach „Revisionsseelen" vor, man folgte dem Brauche aus der Zeit der Leibeigenschaft, wo nach jeder Zählung „Revision", das Land zur Aufbringung der Steuer nach gleichem Maßstabe verteilt wurde. Dieser Brauch haftete so fest, daß eine Zeitlang vielfach die Umteilung auf die noch vorhandenen Revisionsseelen sich beschränkte; aber das Ausbleiben weiterer Revisionen zwang zu neuen Formen, die sich nun frei aus den Bedürfnissen der Bauern selbst entwickelten, und zwar hauptsächlich nach zwei Richtungen: nach dem Arbeitsmaß und nach dem Bedarfsmaß, entweder entsprechend den in einer Familie vorhandenen Arbeitskräften oder entsprechend dem Nahrungsbedarf der Familie. Die erste Form wurde in landreichen Gemeinden angewandt, die jeder Arbeitskraft volle Beschäftigung gewährleisten konnten, oder dort, wo bei geringer Fruchtbarkeit die Anwendung vieler Arbeit notwendig wurde. Daneben kommt als Abart die Umteilung nach Arbeitsmitteln, nach dem vorhandenen Vieh, nach den Pflügen u. dgl. vor. Bei der Umteilung nach dem Bedarfsmaß wird die Gefahr einer Scheidung in größere und kleinere Wirtschaften besser vermieden. Zuerst wurden bei den Teilungen nur die männlichen Seelen, als Träger der Kopfsteuer, berücksichtigt. Weil indes „auch die Mädchen essen wollen", bürgerte sich schnell auch die Zuweisung von Land an Frauen ein. Man gelangt dann zu der völlig gleichmäßigen Umteilung nach „Essern" oder auch — mit Berücksichtigung des Alters — zur Umteilung nach dem Familienbedarf.

Ein anderes Bild gewährt die Umteilung bei den ehemaligen Gutsbauern. Sie waren auf 49 Jahre mit der Zahlung von Zinsen und Kapitalraten belastet; die Belastung ruhte sonach wesentlich auf einem oder auf zwei Geschlechtern, die ihr Land sogut wie kaufen mußten. Die Umteilung bedeutete hier, daß die Opfer vielfach für fremde Personen hätten getragen werden sollen; daher das Streben nach Privateigentum, das jedoch teils an dem Geldmangel, teils an dem Widerstand der Gemeinden meist scheiterte. Deshalb waltete hier, wenn die Lasten besonders hoch waren, das Streben vor, möglichst wenig Anteilland zu übernehmen und lieber fremdes Land zu pachten. Und es wurde um so häufiger umgeteilt, nicht um das Besitzrecht, sondern um die Zahlungsverpflichtungen auszugleichen. Aber die Nötigung, gemäß der Gesamthaft die Zahlungen aufzubringen, machte gerade hier eine Teilungsform vorherrschend: die nach dem Arbeits-

Digitized by Google

maß. Als sich später die Lasten verringerten und die Getreidepreise erhöhten, die Volksvermehrung den Wert des Bodens steigerte, die Heimarbeit wegen des Wettbewerbs der Industrie wenig abwarf, begann auch unter den Gutsbauern der Kampf um das Land. In vielen Fällen siegte der Grundsatz des Einzelbesitzes oder es setzte sich von neuem die Umteilung durch, die seit Jahrzehnten geruht hatte, da für diese alle landarmen und alle an Arbeitskräften reichen Familien eintraten. Nur in ganz armen Gemeinden, in Gemeinden von wenigen Seelen, endlich dort, wo besonders in dicht bevölkerten Gebieten sehr viel Arbeit auf den Boden aufgewendet wird, kommen die Umteilungen außer Übung.

Fragen wir nun, wie hat sich unter der Herrschaft des feldgemeinschaftlichen Betriebes die Lage des russischen Bauern gestaltet? Im Augenblick der Befreiung, die namentlich die Gutsbauern nicht nur durch die Ablösungszahlungen, sondern auch durch den Verlust von 10 bis 40% des bisherigen Nutzlandes teuer erkaufen mußten, fielen im Durchschnitt auf jeden Gutsbauer 3,2 Deßjatinen, auf jeden Staatsbauer 6,7 Deßjatinen, auf jeden Apanagenbauer 4,9 Deßjatinen (1 Deßjatine macht 1,09 Hektar aus). Schon damals sprach man von Landmangel namentlich in dem Schwarzerdgebiete, wo der Seelenanteil auf 2,2 Deßjatinen und noch tiefer herabsank. Aber indessen hat sich die Bauernbevölkerung gewaltig vermehrt. Sie stieg in 40 Jahren von 40 auf 85 Millionen Seelen, und die Anteile sind heute nur noch halb so groß wie nach der Befreiung. Wohl haben die Bauern und die Feldgemeinschaften viel Boden zugekauft, zu den 116 Millionen ihres ursprünglichen Gesamtbesitzes etwa 24 Millionen Deßjatinen. Das ist jedoch immerhin bloß eine Vermehrung um ein Fünftel bei Verdoppelung der Kopfzahl. Ebensowenig können die Pachtungen, etwa 10 Millionen Deßjatinen für die Hälfte des ganzen Reichs, einen Ausgleich schaffen. Hilfe hätte der Bauer nur finden können durch die Verbesserung der Betriebsart. Erreicht doch der Ertrag der russischen Äcker nicht einmal die Hälfte des deutschen Durchschnitts. Dem stand indes gerade die Feldgemeinschaft entgegen. Es fehlte eben jeder Anreiz zu sorgfältigerem Anbau, besserer Düngung, wenn die nächste Umteilung all den Preis der Mühe anderen ausliefern kann; auch bewirkt die Aufteilung mit ihren genauen Ausgleichungen nach Größe und Bodengüte eine ungemein zersplitterte Gemengelage, das Zerfallen des Besitzes in schmale, oft noch nicht meterbreite Landstreifen. Diese sind mit Servituten aller Art bebürdet. Schon die Brachweide schließt den Übergang von der Dreifelderwirtschaft zur Fruchtwechselwirtschaft aus, und macht im Bunde mit dem unbedingten Flurzwang den Anbau von Futterkräutern und Handelsgewächsen zur großen Seltenheit. Der Flurzwang gilt indes auch bei

Digitized by Google

Einzelbesitz. Dazu gesellt sich infolge der Größe der Ansiedlungen die übermäßige Ausdehnung der Dorfflur, die zum Raubbau auf den entfernten Äckern nötigt, und mit gleicher Wirkung bei den Pachtungen die Kurzfristigkeit und Rückberufbarkeit der Pachtverträge. Kann es da Wunder nehmen, daß die Technik des bäuerlichen Betriebs keine Fortschritte gemacht hat, daß im Gegenteil die Erträge vielfach zurückgehen, schon weil die Viehhaltung und mit ihr die Düngung überall abgenommen hat? Auch die Auswanderung nach Sibirien, obwohl sie in einzelnen Jahren außerordentlich anschwoll (1907 427000, 1908 664800, 1909 619300 Köpfe), brachte keine Abhilfe. Schwankt doch die jährliche Volksvermehrung in Rußland zwischen $1^1/_2$ bis 2 Millionen Seelen.

Mit dem Anbruch des neuen Jahrhunderts wurde die Lage der Bauern immer schlechter. Mißerntejahre zeitigten vielfach die äußerste Not. Mit dem Elend wuchs das Verlangen nach Besserung der Lage. Und diese konnten die Bauern bei der Sinnesart, die ihnen die Feldgemeinschaft überliefert hatte, nur von neuen Landzuteilungen erhoffen. „Der Ruf nach mehr Land wurde immer allgemeiner und umfaßte schließlich das ganze Reich." Auch die psychologische Seite darf hier nicht übersehen werden: „Die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Bauern, die nur zeitweilige Nutznießer eines vom Mir überwiesenen Landanteils war, der niemand gehörte und seinen Besitzer stets wechselte, hatte allmählich die Überzeugung gewonnen, daß die Erde eine „freie Gabe Gottes" sei, allen Arbeitenden ebenso zugänglich wie Luft und Wasser . . . Von der Überzeugung, daß alles Land eine freie Gabe Gottes sei, bis zur völligen Leugnung des privaten Eigentums von Grund und Boden ist aber nur ein Schritt, und infolge der sozialistischen Agitation war er schnell getan. Deshalb setzte sich unter den Bauern die Ansicht immer fester, daß eine allgemeine Umteilung des gesamten Landes unter sie unmittelbar bevorstehe, und da eine solche nicht eintrat, brachen in verschiedenen Gegenden, besonders im Schwarzerdegebiet, in den Jahren 1901 und 1902 Unruhen aus, die in den Jahren 1905 und 1906 sich wiederholten und in ihrem Verlaufe den letzten Anstoß zur großen Agrarreform gaben."

So schreibt W. D. Preyer in seinem trefflichen Buche „Die russische Agrarreform". Wir wissen allerdings jetzt, daß auch die Stolypinsche Reform den Landhunger der Bauern nicht zu stillen vermochte. Der Drang der Bauern nach mehr Land wurde zur größten bewegenden Kraft im politischen Leben Rußlands. Er hat der ersten, der zweiten Duma, trotz oder vielmehr eben wegen des auf den angeblich zarentreuen Bauern zugeschnittenen Wahlrechts radikale und revolutionäre Mehrheiten gegeben, er hat die Agrarreform im Sinne der Aufteilung des gesamten öffent-



Digitized by Google

lichen und privaten Grundbesitzes zum Programm aller Parteien der Linken gemacht. Nichts kennzeichnet die Allgewalt der aus der Bauernbewegung entspringenden Gedanken besser als die Tatsache, daß auch eine bürgerliche Partei, die liberalen Kadetten, die zum Teil unter den Gutsbesitzern freiheitlicher Richtung Anhang hatten, die zwangsweise Enteignung des Grundbesitzes, und zwar nicht nur des staatlichen, kirchlichen und dem Hof gehörigen, sondern auch des privaten, auf ihre Fahne schrieben, wenn sie schon eine angemessene Entschädigung für die bisherigen Besitzer forderten und intensiv bewirtschaftete Güter mit hohem Ertrag als „Führer im landwirtschaftlichen Fortschritt" ausnehmen wollten. Als Grundlage der Verteilung stellt das liberale Programm die Bedarfsnorm auf. Einen völligen Wandel der Anschauungen bewirkte die Bauernbewegung bei den russischen Sozialdemokraten. Diese traten in die russische Revolution ein mit den Anschauungen, wie sie Maßlow in seinen Schriften verkündet. Danach ist der russische Landmangel von ganz besonderer Art; er ist die Folge der zu geringen Industrialisierung Rußlands. Daher muß eine angemessene Umschichtung der Bevölkerung befördert werden, die geeignet wäre, die überzählige Landbevölkerung zu verringern. Als dann jedoch die Unruhen auf dem Lande und der Ausfall der Wahlen für die erste Duma den Beweis lieferten, welche gewaltigen revolutionären Kräfte auf dem Lande die sozialrevolutionäre Propaganda der Bodenverteilung geweckt hatte, fand es wenigstens der eine Teil der Sozialdemokraten, der unter dem Namen „Bolschewiki" um Lenin geschart ist, der politischen Lage angemessener, um die Bauern als Bundesgenossen der Arbeiter zu werben, ihren Forderungen sich anzuschließen.

Siegreich erwiesen sich demnach schon während der ersten Revolution die Ideen der Narodniki, der Volkstümler. Diese sind gedanklich die Erben der Slawophilen, von denen sie die Vorstellung der „Einzigartigkeit der russischen Entwicklung" entnommen haben. Sie wollen den Weg zu idealen, sozialistischen Zuständen finden, indem sie die Entstehung des Kapitalismus verhindern. Daher ist ein Zustand zu erstreben, wo jeder das für seine Erhaltung nötige Land besitzt und bebaut. Die Lösung der Agrarfrage liegt im Übergang alles privaten Gutslandes in Volkseigentum. Demokratisch organisierte Feldgemeinschaften teilen den Boden an die selbstarbeitenden Bauern um. Es darf keine gemieteten Arbeiter, keine Pächter geben. Der private Großbesitz muß verschwinden und kann es ohne jede Erschütterung der Landwirtschaft, denn deren Entwicklungsgesetz ist ein durchaus anderes wie das der Industrie und zielt auf den Kleinbetrieb als die günstigste Betriebsform. Aus diesen Vordersätzen ergab sich schon während der ersten Revolution für die radikaleren Anhänger der Ideen der

Digitized by Google

Volkstümler die Schlußfolgerung der entschädigungslosen Enteignung alles Großbesitzes. Die minder entschiedenen Vertreter derselben Richtung wollten erstens den kleinen Grundbesitz von der Sozialisierung ausschließen, dann aber auch den Großbesitzern Entgelt gewähren. Es würde ja sonst auch das bewegliche Kapital in Gestalt der Hypotheken tödlich getroffen werden, und eine Flucht des fremden und heimischen Kapitals aus Rußland die unausbleibliche Folge sein.

Die Bauernunruhen, der Wahlsieg der Revolutionäre auf dem Lande und die Folge hiervon, die Aufstellung von Programmen der Bodenverteilung, drängten die Grundbesitzer nach rechts und gaben Stolypin die Handhabe, durch ein auf den Adel zugeschnittenes Wahlrecht eine nationalistische Mehrheit in der Duma zu gründen. Die gleiche Absicht, die konservativen Kräfte im Lande zu stärken, verfolgt seine Agrarreform, die er nach Auflösung der ersten Duma (1906) in der Form einer Notverordnung herausgab. Seine Dekrete wurden dann — allerdings mit wesentlichen Veränderungen — 1910 von der dritten Duma zum Gesetz erhoben. (Die zweite Duma, die ebenso wie die erste in der Mehrheit auf dem grundsätzlichen Standpunkt des Gemeindebesitzes und der zwangsweisen Enteignung des Großgrundbesitzes stand, hatte Stolypins Reform schon aus formalen Gründen als Verfassungsbruch nicht anerkannt.)

Die Reform Stolypins und Kriwoscheins will das Privateigentum auf dem Lande fördern, die Auflösung des Gemeindebesitzes herbeiführen, die Betriebsweise durch Verkoppelung der Güter und Schaffung von Einzelhöfen erhöhen und endlich durch innere Kolonisation im deutschen Sinne, durch Aufkauf, Parzellierung von Gütern und deren Besiedelung mit Bauern das Bauernland vermehren. Im Sinne ihres Hauptziels bestimmte die Reform, daß jeder Anteilbesitzer, gleichgültig, ob er einen eigenen Hof hat oder nicht, jederzeit aus der Gemeinschaft austreten und die Umwandlung seines Landanteils in Privateigentum fordern kann. Ganze Dörfer können durch bloßen Mehrheitsbeschluß zum Privateigentum übergehen. Dörfer, in denen seit dreißig Jahren oder überhaupt seit der Abschaffung der Leibeigenschaft keine Umteilungen vorgenommen wurden, werden als Gemeinden mit Einzelbesitz erklärt; der einzelne Bauer behält seinen Anteil als Privateigentum. Zugleich werden alle Bauern den übrigen Staatsbürgern rechtlich gleichgestellt; die Gewalt der Gemeinde, die sich früher auf die Wahl des Wohnsitzes und des Berufes der Bauern erstreckte und ein weitgehendes Strafrecht in sich schloß, wird beseitigt. Nach der Leibeigenschaft des Gutsbesitzers ist nun auch die des Mir abgeschafft.

Und der Erfolg der Reform, der doch in seiner wichtigsten Bestimmung von dem freien Willen der Bauern selbst abhängig war? Wir wollen dazu

Digitized by Google

Kriwoschein,*) dem Mitschöpfer des Gesetzes, selbst das Wort geben. Er schreibt: „In einigen Jahren gingen trotz der Neuheit der Sache und der jahrhundertealten Gewöhnung an den Gemeindebesitz von mehr als vier Millionen Bauernhöfen, das heißt von einem Drittel des ganzen bäuerlichen Rußlands, Gesuche nach Vermessung des Landes in Einzelbesitzungen ein. Da es an Vermessungskräften fehlte, konnte nur ein Teil der Arbeiten ausgeführt werden. Die Pläne der Landeinrichtung sind für $2^1/_2$ Millionen Höfe mit einer Fläche von 23 Millionen Deßjatinen aufgestellt. Endgültig ausgeführt von den Landmessern und von der Bevölkerung angenommen sind die Arbeiten für 2 Millionen Höfe mit einer Fläche von 17,1 Millionen Deßjatinen. Die Anzahl der Wirte, welche in den ersten zwei Jahren nach der Ausgabe des Reglements von 1911 Gesuche um Landeinrichtung einreichten, erreichte 2 Millionen, das heißt, sie stieg im Vergleich zu den vorhergehenden Jahren um mehr als eineinhalbmal. In den beiden vorhergehenden Jahren (1910—11) gingen von 1,3 Millionen Höfen Gesuche ein. Das neue Gesetz über Landeinrichtung fand also einen vorbereiteten Boden. Die Ausführung der Landeinrichtungsarbeiten ging 1912—13 ebenfalls erfolgreicher als in den früheren Jahren vorwärts: 1910—11 wurden Landeinrichtungspläne für 826000 Höfe mit einer Fläche von 7,6 Millionen Deßjatinen aufgestellt, 1912—13 für 1336000 Höfe mit 12 Millionen Deßjatinen. Ein solches Ergebnis muß als um so zufriedenstellender bezeichnet werden, als das neue Gesetz und Reglement den Kommissionen strenge Bedingungen für die sorgfältige Vorbereitung der Arbeiten auferlegte und verlangte, daß, bevor die Arbeiten zur Ausführung bestimmt wurden, an Ort und Stelle völlige Übereinstimmung der Wünsche der verschiedenen Bevölkerungsklassen erzielt und alle Einzelheiten über Landstreitigkeiten geklärt seien . . ."

Wie konnte bei diesem Erfolge des Stolypinschen Gesetzes, bei dieser Stimmung, die ihm scheinbar die Bauernschaft entgegenbrachte, die Landfrage fortfahren, als stärkste revolutionäre Kraft zu wirken? Wie konnten beim Ausbruch der neuen Revolution — als wäre jene Reform nie gewesen und hätte nie Millionen von Bauern ergriffen — sämtliche Parteien der Bewegung mit noch schärferer Betonung die Enteignung des Grundbesitzes als ihr Programm aussprechen? Und sie geben doch nur die Gesinnungen und Gefühle der ländlichen Bevölkerung wieder, die wie im Jahre 1905 die Staatsumwälzung vornehmlich als Gelegenheit verstand und wahrnahm, ihr Verlangen nach mehr Land auf Kosten des Staates und der Privatbesitzer zu befriedigen. Eine genaue Darlegung der Ursachen, soweit sie

*) Übersicht über die Absichten der Hauptverwaltung für Landeinrichtung und Ackerbau 1909/13. Verlag von Kiepenheuer in Weimar.

Digitized by Google

sich heute überhaupt geben läßt, würde über den Rahmen hinausführen, der diesem Aufsatze gesteckt ist. So viel ist indes von selbst klar: sollte die Agrarreform in dem erhaltenden konservativen Sinne Einfluß ausüben, sollte sie die Denkweise der Bauern umgestalten, so mußte ihr eine lange Zeit der Wirksamkeit beschieden sein. Der Krieg riß den Faden der Entwicklung ab. Nicht umsonst war Kriwoschein, der Mitstifter der Reform, ein Gegner der russischen Kriegspolitik. Zunächst konnten doch nach den Vorteilen, welche das Gesetz verhieß, nur die wohlhabenderen Bauern greifen. Dieses mußte deshalb von der Masse der Bauern erst recht als Ungerechtigkeit aufgefaßt werden, und ward so aufgefaßt, wie uns Peschechonow und andere Fachleute aus dem revolutionären Lager bestätigen. Schließlich konnten doch sogar die Lobredner der Reform nicht leugnen, daß sie mit der Förderung des Privateigentums zwar wahrscheinlich die Ertragsfähigkeit der Landwirtschaft steigern würde, allein sicherlich nur um den Preis der völligen Landloswerdung gerade der jetzt landärmsten Bauern. Sollten diese, die eigentlichen Träger des revolutionären Geistes, sich über ihren wirtschaftlichen Untergang mit der künftigen Erhöhung der Ergiebigkeit der Arbeit trösten? Doch selbst die wohlhabenderen Landwirte hatten zumeist nach der Handhabe des Gesetzes nur gegriffen, weil es im Augenblick als das einzige Mittel erschien, überhaupt die wirtschaftliche Lage zu verbessern. Ein zugänglicheres Mittel war und blieb immerhin die unentgeltliche Zuteilung des Herren- und Staatslandes, und lediglich die bemitteltsten der Bauern hatten in einem solchen Falle allgemeiner Umteilung selber Landverlust zu befürchten. War es just an den Bauern, die kühle Erwägung anzustellen, daß sie bei völliger Umteilung alles im europäischen Rußland vorhandenen Landes doch nicht mehr erhalten würden, als im Jahre 1861 ihre Väter in die Hand bekamen? War es die Schuld des Muschiks oder der Regierung, die nichts für die allgemeine und ebensowenig für die sachliche Ausbildung der Landbewohner getan, wenn diese wenig darüber nachdachte, warum der bäuerliche Bodenertrag sogar hinter dem der russischen Grundbesitzer um 20% zurückblieb? Und besorgen viele von der unentgeltlichen Enteignung den Zusammenbruch des allgemeinen Kreditwesens, darum auch den Untergang der Industrie; der Bauer war bis vor kurzem von jedem Sachkredit ausgeschlossen, dem 60prozentigen Wucher des persönlichen Kredits ausgeliefert, hatte überdies die ungemessen hohen Industriezölle als Verbraucher zu tragen. Vor ihm waren Staat, Gesellschaft stets nur als Nehmer erschienen, als Plünderer und Ausbeuter, die sein Elend ausnützten, ohne den mindesten Gegenwert zu bieten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Vom deutschen Staat

Von Walther Schücking (Marburg)

Wenn wir sehen, welche ungeheuren Kräfte das deutsche Volk heute lediglich für die Abwehr von mehr als einem Dutzend Kriegsgegnern aufwenden muß, die vielleicht noch weitere Bundesgenossen gegen uns gewinnen werden, so begreift endlich auch die breite Masse der sogenannten Intellektuellen, was das wirkliche Volk von Anfang an empfunden hat, daß dieser von den Nationalisten nach seinem Ausbruch immer wieder als „Befreiung" begrüßte Krieg in Wirklichkeit die schwere Heimsuchung ist, die nach einem treffenden Worte unseres Kaisers aus den Zeiten des Kriegsbeginns über uns gekommen ist. Betrachten wir aber diesen Krieg als die große Krisis, die wir bestimmt zu überwinden hoffen, von der wir aber erst in langen Jahren ganz genesen sein werden, so taucht die Frage auf, ob wir darin nicht einfach eine Nachwirkung der politischen Leidensgeschichte des deutschen Volkes zu sehen haben, von deren jahrhundertelanger Dauer Bismarck bei der Eröffnung des Norddeutschen Reichstages gesprochen hat. Das würde meines Erachtens nicht nur in dem Sinne zu bejahen sein, daß wegen der früheren Ohnmacht Deutschlands von mehr als einem halben Jahrtausend den Genossen der europäischen Staatenfamilie die Gewöhnung an die neue deutsche Macht so schwer werden mußte, daß man diese Macht am liebsten wieder zerbrechen möchte, sondern daß wir auch als Volk wegen unserer Vergangenheit nicht die politische Reife gehabt haben, um durch eine glückliche auswärtige Politik die gegebenen Spannungen zu überwinden. Das optimistische Wort Bismarcks: „Heben wir Deutschland sozusagen in den Sattel, reiten wird es schon können," würde, wenn wir das Fazit unserer auswärtigen Politik vor dem Kriege ziehen sollten, angesichts der europäischen Konstellation, unter der wir in diesen Krieg eingetreten sind, also doch nur mit großen Einschränkungen von der Geschichte bestätigt worden sein. Die Schuld dafür liegt nicht, wie der deutsche Bierbankpolitiker — eine Gattung, zu der man leider auch die Mehrzahl der über die auswärtige Politik urteilenden Professoren rechnen muß — meint, an den deutschen Diplomaten, sondern an unserm ganzen Volke, bei niemanden aber mehr wie, so paradox es klingen mag, bei Bismarck selbst. Denn was hat er getan, um das deutsche Volk reiten zu lehren? Zwar gab er ihm mit der einen Hand das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht, aber mit der andern Hand ergriff er die Peitsche, um alle diejenigen

Digitized by Google

als „Reichsfeinde" zu züchtigen, die von diesem Wahlrecht nicht einen ihm sympathischen Gebrauch machen wollten. Seiner ganzen politischen Weltanschauung nach stand Bismarck mutatis mutandis weit hinter dem Freiherrn vom Stein zurück, der seine Selbstverwaltung aufbaute nach dem Ideal der die Reste altgermanischer Genossenschaftsbildungen bewährenden niedersächsischen Landgemeinden, die er in der Grafschaft Mark kennen gelernt hatte. *) Und so hat Bismarck durch seinen erfolgreichen Kampf gegen den Parlamentarismus alles getan, um unserm Staatswesen in erhöhtem Maße den Charakter eines Obrigkeits-, Herrschafts- und Anstaltsstaats zu geben, statt daß er uns in den Genossenschaftsstaat hineingeführt hätte, zu dem selbst in dem autoritären Preußen aus dem Zeitalter von Stein und Scharnhorst schon Ansätze in der Städteordnung und in dem demokratischen Institut der Landwehr alten Stiles vorhanden waren. Statt der völligen Kritiklosigkeit, mit der die Mehrzahl unserer „führenden" Historiker — von denen einer der angesehensten uns als Kriegsziel neuerdings wieder das unselige europäische Gleichgewicht gepredigt hat, während die gesamte außerdeutsche Kulturwelt für den auch vom deutschen Reichskanzler am 9. November 1916 akzeptierten Weltfriedensbund kämpft — Bismarcks Staatsidee gegenübersteht, stößt man nun freilich gelegentlich auf kluge Leute, die alle diese theoretischen Erwägungen zugeben und doch andererseits die Meinung vertreten, daß nur auf den von Bismarck beschrittenen Bahnen autoritärer Gewalt die Gründung und die erste Einrichtung des Reiches möglich gewesen sei. Mit ihnen kann auch einem fortgeschrittenen Denken die Auseinandersetzung Schwierigkeiten machen. Aber zugegeben, daß sie recht hätten, so wäre es wenigstens die Aufgabe der Bismarck folgenden Generation gewesen, spätestens von 1890 ab, als die organisatorische Einrichtung des Reiches im wesentlichen vollendet und der geniale Baumeister des Ganzen vom Schauplatz seiner Taten abgetreten war, neue Wege zu beschreiten. Denn ein kritisches Denken hätte sich sagen müssen, daß die Leistungen des bisherigen an sich höchst fragwürdigen Systems eben doch nur auf eine einzigartige Persönlichkeit zurückzuführen seien, und daß in Ermangelung einer solchen neue Formen des staatlichen Lebens notwendig werden mußten, die durch ihre objektiven Einrichtungen dem Staate mehr Sicherheit für sein Gedeihen boten als eine autoritäre Regierung. Zwischen Bismarcks Rücktritt und dem Beginn des Weltkriegs lag beinahe ein Vierteljahrhundert. Warum mußte das denn für die Politik eine so „dumpfe und trübe Zeit" sein, wie der frühere Kanzler die Epoche vor dem Krieg mit Recht genannt hat? Es war lediglich der

*) Meinecke hat einmal mit Recht gesagt: „Wo Stein vom Staate spricht, sieht man im Hintergrunde die Gemeinde der freien Männer am Male tagen."

Digitized by Google

Bismarckianismus, das Epigonentum, das iurare in verba magistri, an dem wir gekrankt haben und das den Gegensatz zwischen den in Deutschland herrschenden politischen Ideen und denen aller andern Kulturländer immer schroffer hervortreten ließ, und ein so kluger Kopf wie Lamprecht sagte mir nicht ohne Besorgnis und bange Ahnung schon im Frühjahr 1913 im persönlichen Gespräch, wir hätten uns niemals so weit von den politischen Ideen des westlichen Europa in Deutschland entfernen dürfen.

Einen guten Teil der Schuld an diesem bösen Unterlassen trägt die Wissenschaft derer, die sich als Juristen berufsmäßig mit dem Staate zu beschäftigen hatten. War doch das Staatsrecht unter Labands Führung zu einer rein positivistischen, dialektisch-konstruktiven Wissenschaft geworden. Um so freudiger begrüßen wir heute deshalb ein jüngst erschienenes Buch eines jungen Königsberger Staatsrechtslehrers, Kurt Wolzendorff: „Vom deutschen Staat und seinem Recht",*) nicht als eine politische Tendenzschrift, obgleich nach der Dauer dieses Krieges auch darin kein Sündenfall eines Staatsrechtslehrers mehr erblickt werden wird, weil wir in der Not dieses Krieges wieder größer und weitherziger haben denken lernen, als es die unter dem Druck einer mehr als 30jährigen politischen Reaktion immer kleinlicher und zünftlerischer gewordene Rechtswissenschaft tat, sondern als eine wissenschaftliche Studie, die aber auch der Politik Anregungen bringt. Wolzendorff lehrt uns, wie verhängnisvoll es sein mußte, daß, nachdem der Rationalismus und seine Lehre vom Staatsvertrag vom Historizismus abgelöst worden ist, jedes regulative Prinzip für das staatliche Leben gefehlt hat. Die Lehre von der Entstehung des Staates durch einen Vertrag seiner Bürger war gewiß historisch nicht zutreffend, was aber ihre bedeutendsten Vertreter auch niemals behauptet haben, trotzdem lag eine gewaltige Wahrheit darin, daß damit dem Bürger der Staat im letzten Grunde als ein Produkt seines eigenen Willens aufgezeigt wurde, und keine Theorie zur Rechtfertigung des Staates ist fruchtbarer gewesen für den Ausbau des Staates wie diese. Diese Idee gab einen Maßstab für alle staatlichen Institutionen, und wie radikal sie auf das Denken ihrer Zeit gewirkt hat, sehen wir am besten daraus, daß in der ursprünglichen Fassung des preußischen Landrechts sogar ein Paragraph enthalten war, daß ein Gesetz unverbindlich sein sollte, das den freien Willen der Bürger mehr beschränkte, als es zum gemeinen Besten notwendig sei. Gewiß war das praktisch eine unmögliche Konsequenz, weil man weder den einzelnen Bürger noch seinen Richter für kompetent erklären kann, die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit des Gesetzes nachzuprüfen, und mit Recht ist diese Bestimmung dann aus dem Landrecht

*) Mit dem Untertitel „Streiflichter zur allgemeinen Staatslehre" jüngst bei Veit & Comp. in Leipzig erschienen.

Digitized by Google

wieder ausgemerzt worden, aber wir sehen an diesem Beispiel so recht, welche Bedeutung solche Kardinalidee vom Staate für das politische Leben gewinnen kann. Und wenn jene Folgerung abwegig war, so sind doch die großzügigen Reformideen des Freiherrn vom Stein auf dem gleichen Boden erwachsen, und niemals hätte man in Deutschland während des Weltkrieges den utopistischen Zielen der gewaltsamen Angliederung ganzer Staaten nachgejagt, wenn das politische Denken der Gebildeten noch von der Staatslehre des Freiherrn vom Stein beherrscht gewesen wäre: „Der unerschütterliche Pfeiler jedes Thrones ist der Wille freier Menschen." Mit Recht sagt Wolzendorff, daß mit der Ausschaltung der Vertragstheorie die Wissenschaft vom Staat und seinem Recht unter das Zeichen der Ideenhohlheit eingetreten sei, weil die konstruktive Methode der vergangenen Jahrzehnte nicht über die Klärung der bloßen Formen des staatlichen Lebens hinauskomme. Auf der Suche nach dem spezifischen Inhalt der deutschen Staatsidee lehrt uns Wolzendorff den Genossenschaftsgedanken, den ich selbst schon in meinen „Neuen Zielen der staatlichen Entwicklung" *) vor dem Weltkrieg als den Weg zum Volksstaate gekennzeichnet habe. Ein absolutistisches Zeitalter von Jahrhunderten, das in dem bisherigen deutschen Konstitutionalismus mit seinem Prinzip der autoritären Leitung doch nur teilweise überwunden, hat die Spuren des genossenschaftlichen Denkens im deutschen Volke nicht ausrotten können, und mit Recht konstatiert Wolzendorff in dem Geist von 1914 das Erwachen der alten idealistischen deutschen Staatsauffassung in der Seele des Volkes. Damit haben wir eine regulative Idee, an der wir unsere staatlichen Institutionen werten und im Hinblick auf die wir unser Staatswesen auszubauen haben. Diese Idee wird in dem gekrönten Vertrauensmann an der Spitze der Nation, soweit wir über uns hinausdenken können, immer ihren sichtbaren Ausdruck finden, aber der in den bisherigen Formen des deutschen Konstitutionalismus fortlebende Gegensatz von Königsrecht und Volksrecht wird durch eine einfachere Struktur auf genossenschaftlicher Basis überwunden werden, die uns erst die wahre Einheit des Staatswillens durch die Herrschaft des Volkswillens bringt. Besinnen wir uns auf die uralte germanische Genossenschaftsidee als Grundlage unseres Staatswesens, überwinden wir mit ihrer Hilfe die Reste des Herrschaftsstaates, so schwindet der peinliche Gegensatz zwischen unserem Staat und dem der übrigen Kulturwelt. Die „Grands principes de 1789", mit denen Frankreich alle Welt beglücken will, die auf der Grundlage der kalvinistischen Kirchenverfassung die Herrschaft durch die Gemeinschaft ersetzende Staatskultur der angelsächsischen Länder und der genossenschaftliche Staatsgedanke, wie er auf altgermanischer Grundlage in

*) 2. u. 3. Aufl. Marburg 1913.

Digitized by Google

der freien Schweiz blüht, ſie alle führen praktiſch zu denſelben Reſultaten. Schon längſt hat ſich bei uns der Gedanke durchgeſetzt von der Gemeindienlichkeit der Staatsgewalt; es gilt nur noch, die bureaukratiſche Vormundſchaft darüber, was als dem Staate dienlich anzuſehen iſt, durch die Herrſchaft des Volkswillens zu erſetzen. In den Freiheitskriegen hat das deutſche Volk den erſten Anſatz gemacht, ſich ſelbſt den Staat zu erobern, nach 100 Jahren aufſteigender Entwicklung muß jetzt das Volk dieſe Eroberung vollenden. Erreichen wir dieſe Stufe im Innern und ſichern wir uns den Frieden nach außen durch eine Organiſation der Kulturwelt, dann brauchen wir keine weiteren „realen Garantien", die nur neue Kataſtrophen in Europa zur Folge haben würden.

# Münchhauſen redivivus

Von O. Eduard Cruſius (München) z. Zt. im Felde

Der Baron von Münchhauſen erzählt im Herbſt des Jahres 1930: „Daß ich den ganzen Weltkrieg 1914/18 mitgemacht habe, zuerſt in China, dann in Oſtafrika und endlich an allen europäiſchen Fronten, das wißt ihr ja, werte Jagdgenoſſen. Doch welch ſeltſames Mißgeſchick mir begegnet iſt durch das Verſehn eines jungen Unterarztes (nebenbei, eines Primaners, der im zweiten Kriegsjahr den Wunſch geäußert haben ſoll, Medizin zu ſtudieren, eventuell auch Theologie, und der ein Jahr darauf als Unterarzt ins Offenſivgebiet geſchickt worden war — ein recht lieber Menſch). Welch Mißgeſchick mir durch dieſes Arztes Verſehn paſſiert iſt, das habe ich euch wohl noch nicht berichtet.

„Während der Kriegszeit ward jeglicher Soldat mindeſtens ein dutzendmal geimpft — gegen Typhus, Cholera, Diphtherie, Pocken, Kohldampf und noch allerhand Seuchen. Dieſe Impfungen waren auch ſtets von beſtem Erfolg begleitet — niemand von denen, die den Krieg überlebt haben, iſt im Felde an einer dieſer Seuchen geſtorben. Nun war alſo einmal wieder eine Impfperiode; ein paar hundert Mann der Kompagnie (ich diente gerade bei den Pionieren) ſtanden ſchwitzend — es war Juli — in einer nordfranzöſiſchen Scheuer, die — ein Anbau des nebenan befindlichen Reviers — zur Impfhandlung beſtimmt war. Der Unterarzt und ein hilfreicher Sanitätsgefreiter ſchwitzten nicht weniger als die Mannſchaften; der Arzt hatte bald den Krampf in den Fingern vor lauter Ein-

Digitized by Google

ſpritzen, hielt aber unentwegt durch — um fertig zu werden. Ich komme an die Reihe und entblößte meine behaarte Bruſt. Der Arzt iſt einen Moment erſchöpft, trocknet die Stirne mit ſeinem Taſchentuch; der Gefreite ſchmiert ſich ein Marmeladebrot — vor ihm ſteht die zur Streckung mit Waſſer verdünnte rotbräunliche Marmelade — aus Pflaumen gefertigt, wie es ſcheint. Der Gefreite iſt ganz abweſend in ſeligem Genuß. Der Arzt nimmt die Spritze wieder zur Hand; müde, ohne hinzuſehn, führt er ſie nach der Gegend, wo das Gefäß mit Lymphe — geſtanden war, wo nun aber das Marmeladeglas ſtand. Ich hatte es wohl gemerkt, aber es war ſo ganz und gar meinem militäriſchen Weſen zuwider, den derzeitigen Vorgeſetzten ungefragt anzureden und aufmerkſam zu machen, daß ich ſchwieg (vor einem halben Jahr, im Feldzug gegen Rumänien, hatt' ich's als Leutnant auch nie leiden mögen, wenn mir ein Infanteriſt ungefragt etwas ſagen wollte, da ich das Notwendige ſtets ſelber einſehe; aber es gibt ſchließlich doch Ausnahmen). So geſchah das Unglück, und die braune Flut drang mir in die Adern. Im gleichen Moment freilich hatte der Gefreite gemerkt, daß ſich ſeine Marmelade um ein Weniges verringert hatte (bei der großen Portion eine erſtaunliche Scharfſichtigkeit); auch hatte er an der Spritze die braunen Spuren geſehn. So wagte er es denn, ein Wort zu ſagen. „Ach, das macht doch nichts!" meinte der Arzt wohlwollend. „Nicht wahr," ſagte er zu mir, „ob ſo oder durch den Magen, das iſt unter Kameraden ganz egal. Aber Sie ſollen Ihr Recht haben!" Sprach's und ſetzte eine Typhuseinſpritzung drauf. Ich zog ab, hatte den Abend das übliche beruhigende Impffieber und war in wenigen Tagen kreuzvergnügt und munter. Ich verlor den Vorfall ganz aus dem Sinn. Doch eines Tages, im Herbſt — was juckt mich ſo auf der Bruſt? Steinhart fühlt ſich da eine Gegend an, mehrere Knollen, wie Geſchwüre — und eines Nachts (ich träumte wild-verworren, ich ſei ein Weib und müſſe Drillinge gebären) — da wach' ich plötzlich unter heftigen Schmerzen auf — knipſe die elektriſche Laterne an, ſehe nach: Mein Gott! Grüne Blätterſpitzen ſprießen zwiſchen meinen ſchwarzen Bruſthaaren hervor. Donnerwetter! Da geht's mir ja wie jenem Hirſch, dem ich Kirſchkerne ins Hirn ſchoß, und der dann einen Kirſchbaum als Geweih trug! Mich überläuft es ſiedeheiß — ich ein Pflaumenbaum — großer Gott! Am nächſten Tag beim Arzt: Der weiß nur eins: Schleunigſt Operation! Ins Lazarett, Etappenlazarett — — ſeltſamer Fall, gänzlich unvorbereitet — keine paſſenden Inſtrumente, höchſt merkwürdig! Prunus? Cerasus? — Ich bin wie in einem Rauſch — die Blätter ſind luſtig weitergewachſen und beginnen ſich ſchon zu entfalten. Nach acht Tagen in der Heimat. Dem Tode nah; fühle Wurzeln, die ſich der Lunge und dem Herzen nähern.

Digitized by Google

Ein großer Mann gerufen, scharfe Brillengläser; schaut mich fest an, der ich daliege, ein leibhaftiger Gemüsegarten. Nur ein Wort sagte er: „Beta vulgaris — greift nach den Büscheln — eins — oh ach! — zwei — weh! — drei — ahhh! . . . Drei dicke, wohlausgewachsene Rüben (sogenannte Doschen oder Dorschen) hält er in den Händen! — Blut — Eiter — gräßliche Wunden — falle in Ohnmacht . . .

Als ich erwache, sehe ich in das liebe, sonnige Gesicht meiner Krankenschwester. „Haben Sie Appetit?“ — „Ach ja — sehr!“ Ich fühle mich pudelwohl und verzehre bald mit Behagen ein göttlich zubereitetes Gericht — meine drei Rüben! Was sie mir an Lebenskraft gestohlen, das mußten sie mir nun wieder geben. Ich entschlummerte drauf und war in wenigen Tagen geheilt.

Ja, meine Herren! Schauen Sie nur nicht so ungläubig! Es sind Dinge vorgekommen in jenem Weltkrieg — die noch viel seltsamer sind! So zum Beispiel . . .“

Und nun fährt er fort, und ich lasse ihn für sich allein fortfahren. Vielleicht höre ich ihm auch mal wieder zu, um es aufzuschreiben.

# Schaffe, mein Sohn!

Von Ludwig Finckh

Schaffe, schaffe, mein Sohn!
Aus Erde bist du gemacht und Ton.
Was du getrieben und gedacht
und der Regen in der Nacht,
und was du getan bei Sonnenschein,
es gräbt sich alles in dir ein.
Schaffe, mein Sohn!

Lache, lache, mein Sohn!
Es blüht der Lein und der junge Mohn
und der Baum hinauf bis zur obersten Kron.
Ich halt dir die Jakobsleiter.
Du steigst die Sprossen weiter
und rührst an den Wipfel schon.
Lache, mein Sohn!

Digitized by Google

Wehre, wehr dich, mein Sohn!
Eine Schale voll Spott und Hohn
gießt die arge Welt über dich aus.
Bleib stolz in deinem Haus.
Hol dir ein grünes Laub auf den Hut.
Kampf erfrischt Herz und Blut.
Vater und Mutter können nicht über dich wachen.
Du mußt dich selber machen.
Sei dein eigner Patron!
Wehr dich, mein Sohn!

Weine, weine, mein Sohn!
Es kommen Freunde und gehen davon,
keiner bleibt bei dir ohne Lohn,
und sind sie zu zehn oder zwölfen.
Niemand kann einem helfen.
Leben muß man selber.
Und die Blätter werden gelber.
Weine, mein Sohn!

Bete, bete, mein Sohn!
Eines Mannes Gebet steigt auf bis zu Gottes Thron
und wird wieder Segen und Licht,
Gott verläßt dich nicht.
Such nicht hinter Gottes Gebirgen.
Gutes muß Gutes wirken.
Sei edel, so spürst du es schon.
Bete, mein Sohn!

Freue, freu dich, mein Sohn!
Wille, wachs! Horn, gib klaren Ton!
Setz dir ein Ziel, ermiß Raum und Frist,
Bleib dir getreu, sei, wie du bist!
Arbeite, beharre, weich nicht zurück,
Und erwirb dir das Lebensglück:
Ein Weib wie deine Mutter ist.
Freu dich, mein Sohn!

Digitized by Google

# Erntezeit

Von Kurt Siemers

Still träumt das Feld, das hohe Korn
Steht früchteschwer und harrt der Mahd. —
Der Mohn brennt rot; blau blüht der Rittersporn
Aus goldnen Wogen sichelreifer Saat.

Der müde Sommertag verklingt
Wie süßer, fremder Geigenton . . .
Im Ährenfeld die Sense singt:
Wer weiß, wer weiß, ob morgen schon . . .

Der Schnitter Tod geht durch die Welt.
Vom Eisen stirbt, was reif zur Mahd,
Die Sense singt, die Garbe fällt, —
Und wir, mein Kamerad . . . ? —

## Die Welt ohne Zeitung

Quasi una phantasia

Die Natur, die große Gleichgültige, blieb von dem drei Jahre durchhaltenden Entsetzen unberührt. Alles glitt an ihr ab. Jedes Jahr kam der Frühling, es gab Blumen und Schmetterlinge, als wäre nichts geschehen. Jeden Morgen wurde es Licht, Tau lag auf den Wiesen, und Schwalben pfeilten durch die blaue Sommerluft. Mochte mit diesem Planeten geschehen, was wollte: die Natur verzog keine Miene. Sie hätte sich irgendwie in den Riesenkampf einmischen können, etwa durch zermalmende Erdbeben, oder dadurch, daß sie eines Tages vergaß, das große Licht anzustecken — sehr fraglich, ob die Menschen in ewiger Nacht weiterkämpfen würden — ja, sie hätte auf irgendeine Art in den unendlichen Jammer eingreifen und ihn abkürzen können, aber sie tat es nicht. Vielleicht war sie eifersüchtig auf die zerstörenden Gewalten des Menschen und sagte sich zynisch: Nun, mögen sie zusehen, wie sie ohne mich fertig werden.

Eine Hungersnot kam, aber die Menschen kämpften weiter. Ihre Verbissenheit war größer als ihre Leibesnot, und der bitterste Mangel weit eher ein Ansporn als Ursache der Ermattung.

Es hätte wohl ein Gott sich mit erhobenen Händen zwischen die Schützengräben stellen müssen, weinend und mit flammendem Herzen — und wer weiß, ob dann die große Besinnung gekommen wäre . . .

Aber siehe, da riß eines Tages jener unendliche Streifen Papier ab, der durch die Rotationsmaschinen der

Digitized by Google

Welt jagt, und sie standen still. Das tausendstimmige Echo, das jeden Tag anhebt und durch die Welt dröhnt, wurde schwächer und schwächer, bis es eines Tages ganz hinschwand.

Die Zeit war einer Stille voll, als wäre sie eingeschlafen. Man tappte wie im Dunkeln, aber die Dunkelheit tat wohl. Seltsam und noch furchtbarer in dieser Stille hallte weit draußen das Getöse der Waffen. Es war wie ein Kampf in einer Nacht, die ringsum schrecklich schweigt, ein Kampf wie in einem luftleeren Raum. Keiner wußte, was geschah, wie die Dinge da und dort standen, man verlor allen Zusammenhang, ja die Geschehnisse selbst schienen sich verwirrt nach ihrem Echo umzusehen. Man lebte in einer seltsam verzauberten, lautlosen Welt, in der es kein Gezänk und Geschrei mehr gab, keinen Widerhall des großen Streites, keine gehässigen Debatten, keinen Klang und Lärm. Man lebte in einem Raum, der keinen Schall kannte, wiewohl ein Erdteil barst. Früher konnte es geschehen, daß, wenn irgendwo ein Blatt Papier zu Boden fiel, ein verzerrtes Echo donnernd das Ohr der Welt erfüllte ... jetzt brüllten Kanonen an allen Ecken Europas, aber man hörte keinen Laut. — —

Was war das größte Ereignis ohne die Meldung, die es brachte? Etwas Unfaßbares, Grauenhaftes, Abstraktes, Unwirkliches. Was geschah, wenn das, was geschah, nicht berichtet wurde? Konnte dann überhaupt noch etwas geschehen? Erstarrte nicht das Entsetzen in seiner schreienden Stummheit, in seinem lautlosen Getöse, so wie es gedieh in dem kreischenden Gewirr der Stimmen? Sah es nicht aus, als wäre nur geschehen, was und weil es berichtet wurde? Und als erstürbe das Elend ohne die, die es verkünden? Bestand ein unerforschter, dämonischer Kausalzusammenhang zwischen dem Bericht und dem Ereignis? Wäre der Krieg gekommen, wenn das zahllos bedruckte Papier nicht verkündet hätte, er wird, er muß kommen? Hat das bedruckte Papier eine Schuld in der Welt und riß es jetzt im Schlund der Rotationsmaschinen, um diese Schuld zu sühnen? — — —

So still war es in der Welt geworden, daß jeder Mensch sein Herz klopfen hören und seiner Seele lauschen konnte; und die Herzen klopften laut auf, eines zum anderen und alle zusammen, man hörte etwas, was bisher übertönt worden war: ein ungeheures Herzklopfen, wie der Lärm eines göttlichen Werksaals, raste über die Erde, verschlang jeden anderen Lärm, dröhnte in die Ohren wie Osterglocken, daß die Menschen aufschreiend die Arme emporwarfen. Sie konnten wieder ihre Herzen klopfen hören, sie verstanden einander, diese Sprache war so einfach, und nichts redete mehr trüb und verwirrend dazwischen. Und da sanken die Waffen hin, das Donnern der Geschütze verstummte, wie vor sich selbst erschreckt. Sanft schlief der Krieg ein, da sein eigenes Echo ihn nicht mehr peitschte, er sank in sich zusammen wie eine Flammensäule, wenn die Luft ihr keine Nahrung mehr fächelt. Und in einem Augenblick seliger Stille erkannten die Menschen ihr Leid ...

Hans Natonek

## Kleine Sachen

Damit hat Robert Walser einst debütiert. Liebenswerte große Erzählungsstücke folgten dann: Romane, und zarte Verse. Darauf fand er

Digitized by Google

wieder zu seiner ersten innigen Liebe zurück, zu den kleinen Prosastücken, die er bald als Aufsätze, bald als Geschichten und kleine Dichtungen oder als Studien bezeichnet. Der Literarhistoriker — jetzt findet keiner die Muße dazu — wird später einmal die zünftige Etikette fein säuberlich aufkleben. Robert Walser springt über die Sinnlosigkeit dieser Taufe frank hinweg. Was kümmert's ihn? Seine Buchtitel dürfen das Herz der Dinge nicht quälend aufspießen.

Von quecksilberner Lebendigkeit sind seine Fabeleien, die sich an alles, an rührende Nichtigkeiten und erhabene Gegenstände wenden: redselig, sprudelnd von Laune und Einfällen, zur guten Hälfte Lyrik mit dünnen epischen Grätlein. Der Dichter liebt es, in persona in seinen Stücken dreinzureden. Er steht im Mittelpunkt oder an der Peripherie oder zwischendurch irgendwo, und manchmal ist er anfangs gar nicht da; er kommt erst nachträglich, ganz unerwartet, angeflogen, aus heiterblauem Himmel hereingeschneit, hält unendlich lange Reden oder stopft einer Figur seine Rede in den Mund, mit verschachteltem Satzgefüge, die kein Redner je nachspricht. Die Skala der Empfindungen und Gefühle wird erklettert und hinuntergerutscht, mit ernsthaftem Gesicht hin und wieder, überpurzelnd dann und wann, nackt Kapriolen spielend oder verkleidet, kostümiert im Geschmack vergangener Jahrhunderte. Es sind Kleinigkeiten von Wert, in deren zierlicher, eleganter, verliebter Zeichnung ein Strahl, ein Tropfen von den großen bewegenden Dingen und Schicksalen lustig oder wehmütig lächelnd eingefangen wird. Es ist ein simples oder kraus kompliziertes, verschnörkeltes Spiel von Linien; und es ist viel Musik der Worte darin. Was Walsers kleinen Sachen, die frei, schön und von immanenten Gesetzen diktiert sind, Gewicht und Halt gibt, was sie in schönem Schweben trägt und stützt, was sie in unser Herz schmeichelt, das ist nicht die inhaltliche Seite, nicht die geistige Energie, nicht die Schwere der Themen und Probleme: es ist die Strenge, Sauberkeit, Unschuld, Anmut, Laune und Bizarrerie der Formung; es ist eine stilistische Seiltanzkunst oft, in der eine Galavorstellung der anderen dicht auf den Fersen folgt.

So ist Robert Walser, dessen Bücher: „Aufsätze", „Geschichten", „Kleine Dichtungen" bei Kurt Wolff in Leipzig, „Prosastücke" bei Rascher in Zürich, „Kleine Prosa" bei A. Francke in Bern erschienen, eine einsame Erscheinung; er steht ziemlich isoliert, und nicht nur in der Auslese der Schweizer. Das umfangreiche, breit wuchtende belletristische Schweizertum ist in Walsers kleinen Sachen ausgekocht; er erscheint schwebend, tanzend, lustig und ausgelassen hin und her wirbelnd, spielerisch hüpfend, toll taumelnd — und nie mit beiden Fußsohlen zugleich gewichtig plump, bärentatzig umständlich auf dem Erdboden auftretend. Das Stoffliche, Gegenständliche wird auf ein Minimum abgeschliffen, zermahlen, mit Traum, Süßigkeiten der Erde, lächelnder Trauer und weinendem Lächeln umflockt, umwunden, umsungen. Nicht Forderungen des Gehirns, sondern des Herzens, des Gefühls, aller guten Naturwunder und lieblichster Narretei brechen in überströmender Fülle aus Walsers Stücken. Die Provinz der Klein-Epik wird neu angebaut durch Normen, die sich einzig durch ihre Existenz, durch Walsers Existenz erprobt und Daseinsrecht erworben haben. Romantik stäubt drüberhin und Realismus

Digitized by Google

glänzt lebendig auf. Und ein fester Angelpunkt hält mitten im Wirbel der Wandlungen, Verwandlungen und Variationen standhaft aus: das beglückende Erlebnis der Natur. Um sie kreist, unterschiedlich nah, der ganze Sommervögelschwarm der Walserschen kleinen Prosadichtungen. Ihr zu Ehren und zum Preis werden die üppigsten Epitheta-Orgien gefeiert, unermüdlich, unstillbar.

Emil Wiedmer

## Flaubert, „November“ *)

Wer seiner Jugend, der gewitterleuchtenden Jahre um das zwanzigste her, zuweilen ohne Spott nachsinnt, wird „November“ mit Bewegung, ja vielleicht mit Rührung lesen.

Das ruhelose Schlagen des unerprobten Seelenkompasses zwischen Angst und Wunsch, zwischen Gift und Wein, zwischen balladesker Nacht und fanfarentönigem Morgen — wer entsänne sich nicht dieser bald mit Begeisterung, bald mit Abscheu getragenen Kette seltsam gemischter Tage? Von ihnen spricht dies Buch — von nichts anderem — behutsam und gleichsam ehrfürchtig berichtend, bis sie endlich zusammenrauschen im ersten Abenteuer der Leidenschaft. Und jedweder weiß, daß dieses Abenteuers herzbrechende Süße erst der zu schmecken lernt, der erkannt hat, wie es nie sich wiederholen kann.

Spät gelangt dies Buch des spröden alten Meisters zu uns. Sein Wille soll es gewesen sein, daß Jahrzehnte über seinen verfallenden Leib gingen, ehe wir erfahren durften, daß er ein einziges Mal seiner Hand gestattete, dem nach Beichte drängenden Herzen mehr zu gehorchen als seinem ehrgeizigen Wissen um die Kunst. So wurde es von allem, was wir ihm verdanken, am meisten sein Eigentum, am wenigsten sein Werk. In jedem Betracht scheint es ein Gegenstück zur „Education sentimentale“, in der ein wehmutvolles Gedenken der Jugend zwar die Form aufs äußerste füllt und spannt, nirgends aber sie auch nur zu durchbohren vermag. Hier aber — in „November“ — quillt überall und unaufhaltsam Erlebnis empor.

Gerade jedoch uns Heutigen, deren Gegenwart so sehr verarmen mußte, deren Leben nur insofern noch Wert zu haben scheint, als es die Möglichkeit enthält, zu töten, gerade uns liegt unendlich viel an Büchern, die von der Vergangenheit sprechen, — einfach um ihres noch ungestört und naturhaft flutenden Lebens willen (woraus sich übrigens ein Teil der Unbeliebtheit erklärt, der alle „Kriegsliteratur“ im Felde begegnet). Die Form, ungeachtet, daß tausend Geschlechter sich um sie bemühten, als unermeßbaren und dennoch nicht als letzten Wert zu sehen, — auch das lehrte uns der strenge Krieg. Und je mehr er uns die spärliche Lebenszeit noch verringert, je fragwürdiger er unsern Rest an Zukunft gestaltet, um so fester halten wir in uns die Kostbarkeit unserer Vergangenheit fest, unsere unverlierbare Jugend. In dem Buche — dessen herbstlicher Name nur Maske ist — umtönt sie uns machtvoll und in tausend Stimmen gleich einer heimatlichen Wiese in Frühsommernacht.

Dr. Weer (Mazedonien)

*) Erschienen bei Kurt Wolff, Leipzig, übersetzt von Dr. E. W. Fischer, mit 6 Lithographien von Ottomar Starke.

Digitized by Google

# Der Streit um die Braunkohle

Die deutsche Braunkohle wurde bis vor kurzer Zeit noch recht stiefmütterlich behandelt. Kein Wunder, denn ihre Qualität kann sich in keiner Weise mit derjenigen der Steinkohle messen. Ihr Wert stand in so krassem Mißverhältnis zu den Transportkosten, daß sie überhaupt erst von dem Augenblick an für einen weiteren Kundenkreis in Betracht kam, als man sie brikettierte und vor allem zur Gewinnung von Nebenprodukten wie Öle, Kerzen usw. überging. Als dann vollends der Gedanke durchgeführt wurde, die Braunkohle an Ort und Stelle in Energie umzuwandeln, als große Kraftwerke auf den Braunkohlenfeldern, namentlich in der Gegend von Halle entstanden, wuchs auch das Interesse der Kapitalisten für die früher Vernachlässigte. Ein Mann war es namentlich, der rechtzeitig ihren kommenden Wert erkannte: der böhmische Kohlenhändler Ignaz Petschek in Aussig, der sich zusammen mit der Firma Weinmann in Aussig in das bedeutende böhmische Braunkohlengeschäft, das seine Blütezeit bereits hinter sich hat, teilt. Die beiden böhmischen Konkurrenzhäuser besitzen in ihrer Heimat eine ebenso überragende Stellung wie etwa im schlesischen Kohlenhandel die Firmen Cäsar Wollheim und Emanuel Friedländer. *) Ignaz Petschek soll seine Laufbahn ohne eigene Mittel bei seinem jetzigen Konkurrenten Weinmann begonnen und als junger Mensch mit Hilfe seiner vermögenden Prager Brüder, namentlich des jetzigen Oberfinanzrates Petschek, sich selbständig gemacht haben, mit einem fast einzig dastehenden Erfolg, denn schon vor dem Kriege wurde sein Vermögen auf mehr als 100 Millionen Kronen angegeben. Er hat sich dann später mit den Prager Brüdern verfeindet, angeblich weil er den Sohn seines früheren Geldmannes nicht in seine Firma aufnehmen wollte. Dieser häusliche Zwist ist für das Verständnis des Folgenden wichtig.

Petschek nun begann sehr frühzeitig mit Hilfe seiner gewaltigen Kapitalien überall in Deutschland Braunkohlenaktien und Kuxe aufzukaufen. Die Vermutung liegt nahe, daß es ihm dabei nicht lediglich um eine gute Kapitalanlage zu tun war, sondern daß er ähnlich wie in Böhmen auch in Deutschland ein ausschlaggebendes Wort beim Vertrieb der Braunkohle mitsprechen wollte. Tatsache ist, daß er Verbindungen auch zu deutschen Braunkohlenhandelsfirmen unterhält.

All das muß vorausgeschickt werden, wenn man einen im deutschen Aktienwesen ziemlich seltenen, aber äußerst interessanten Vorgang verstehen will, der sich zurzeit bei einem der größten deutschen Braunkohlenwerke, der Werschen-Weißenfelser Braunkohlen A.-G. in Halle a. d. Saale, abspielt. Dieses Unternehmen ist aus verhältnismäßig kleinen Anfängen

*) Ich benütze diese Gelegenheit, um einige kleine Ungenauigkeiten in dem Nekrolog auf Fritz von Friedländer-Fuld (Heft 30 des März) richtigzustellen. Eine nahe Angehörige des Verstorbenen teilt mir mit, es sei nicht richtig, daß dieser ungefähr mit nichts angefangen habe. Das schon alte Geschäft sei zwar geschwächt gewesen, aber auch sehr bekannt. Der Vater sei ein bedeutender und sehr angesehener Mann gewesen. F. sei nicht zum Katholizismus, sondern zum Protestantismus übergetreten (ich entnahm die Angabe einem bekannten Nachschlagewerk). Die Ehe der Tochter sei nicht auf F.s Veranlassung geschlossen worden. Linter.

Digitized by Google

im Jahre 1911 entstanden durch die Zusammenlegung einer Reihe von Braunkohlenwerken. Damals wurde mit einem Schlag das Aktienkapital von $3^3/_4$ auf 14 Millionen erhöht. Kaum war das geschehen, da wurde 1912 bereits eine neue, etwas merkwürdige Kapitaltransaktion vorgenommen. Die Diskonto-Gesellschaft in Berlin, die zusammen mit Herrn Petschek den beherrschenden Einfluß auf Werschen-Weißenfels ausübte, verkaufte an diese eine in ihrem Besitz befindliche, noch nicht aufgeschlossene Braunkohlengewerkschaft Elise II. Werschen-Weißenfels mußte für diesen Kauf einstweilen nichts zahlen, sondern der Preis sollte erst im Jahre 1915 erlegt werden. In der Zwischenzeit sollten die Aufschließungsarbeiten durchgeführt werden. Die Transaktion war etwas verdächtig, denn sie litt unter einem wesentlichen Mangel: es fehlte ihr das für die Braunkohlenbrikettierung notwendige Wasser. Man machte das Geschäft den Aktionären aber mundgerecht durch Hinweis auf die gemeinsamen Interessen; Elise II. und Werschen-Weißenfels markscheiden. Als der Krieg kam, wurde die Erledigung des Elise-Geschäftes durch gemeinsamen Vertrag verschoben.

Da plötzlich traten an der Börse wilde Schwankungen in den Aktien von Werschen-Weißenfels auf. Man wußte nicht recht, um was es sich eigentlich handelte. Die Aufklärung gab die vorjährige ordentliche Generalversammlung. In dieser waren von vornherein zwei annähernd gleichstarke Aktionärgruppen vorhanden, die seitherige Verwaltung unter Führung der Diskonto-Gesellschaft und Petschek, und eine scharf opponierende Opposition, hinter der sich, wie man später erst feststellen konnte, Herr Petschek aus Prag verbarg.

Die Opposition richtete sich gegen zwei in das Leben der Gesellschaft allerdings tief einschneidende Vorschläge. Die Verwaltung forderte nämlich die Erlaubnis, Elise II. an einen Käufer, dessen Name nicht bekanntgegeben wurde, zu verkaufen. Die Gruppe Petschek-Prag protestierte scharf; mit knapper Majorität wurde aber der Beschluß angenommen. Diese Majorität nun war auf ganz eigenartige Weise zustande gekommen. Petschek-Prag nämlich besaß an und für sich mit seinen Freunden die Mehrheit aller Aktien, aber für einen größeren Aktienposten konnte er auf Grund alter Abmachungen noch nicht das Stimmrecht ausüben. Das erhielt er erst einige Monate nach der Generalversammlung. Selbstverständlich berief er sofort eine neue Versammlung ein, um nunmehr selbst die Zügel in die Hand zu nehmen. Das gelang ihm. Er ließ 19 seiner Freunde in den Aufsichtsrat hineinwählen; die alte Verwaltung schied aus. Vorher aber hatte diese alte Verwaltung eine zweite recht wichtige und, wie sich jetzt herausstellt, recht ungünstige Entscheidung für die Gesellschaft getroffen. Sie hatte nämlich für einen erheblichen Teil ihrer Kohlenproduktion einen Vertrag mit der Kursächsischen Braunkohlen-, Gas- und Kraft-G. m. b. H. abgeschlossen, auf Grund dessen diese G. m. b. H. auf lange Jahre hinaus zu unverhältnismäßig billigen Preisen die Kohlen von Werschen-Weißenfels erhält.

Beide Verträge, der mit Kursachsen und der Verkauf von Elise II., sind mit Kontrahenten abgeschlossen, die für die neue deutsche industrielle Entwicklung von großer Wichtigkeit sind. Elise II. nämlich wurde erworben von der Badischen Anilin- und Sodafabrik, die heute eine der größten

Digitized by Google

Besitzerinnen von Braunkohlenbergwerken ist und die auf ihnen die für uns unentbehrliche Stickstoffindustrie aufbaut. Hinter Kursachsen aber stehen die bekannten Firmen Hirsch-Kupfer und Rüttgerswerke, die ebenfalls mit Hilfe dieser Braunkohlen eine ungewöhnlich große und äußerst wichtige, aber einstweilen noch nicht näher zu erörternde Metallindustrie aufgebaut haben.

Jetzt, nachdem die frühere Opposition zur Mehrheit gekommen ist, hatte sie natürlich gegen die alte Verwaltung allerhand Trümpfe in der Hand. So deckte sie beispielsweise auf, daß bei dem Verkauf dieser beiden großen Objekte die alte Verwaltung in der liberalsten Weise an sich selbst die großen Provisionen bezahlt hat. So hat beispielsweise die Diskonto-Gesellschaft für ihr Konsortium eine Vermittlungsgebühr von 350000 M. erhalten, sie selbst bekam 100000 M. Das berührt doch recht merkwürdig, besonders da auch eine zweite Bankfirma im Aufsichtsrat auf diese Weise Sondervorteile erzielt hat. Das Wichtigste aber war die Bekämpfung der Geschäfte selbst, die tatsächlich zum allermindesten heute sich als sehr unvorteilhaft erweisen.

Es liegt hier der seltene Fall vor, daß zwei große Finanzgruppen sich in aller Öffentlichkeit in die Haare geraten, und derartige Vorfälle sollen immer aufmerksam betrachtet werden, weil man bei ihnen außerordentlich wertvolle Einblicke in die nicht immer ganz einwandfreien großen Finanzgeschäfte erhält.

Darüber hinaus aber ist der Streit Werschen-Weißenfels, der voraussichtlich noch längere Zeit weiterleben wird, auch aus anderen Gründen der Beachtung wert. Zunächst einmal lenkt er die Aufmerksamkeit auf die hervorragende Bedeutung, die heute die Braunkohle sich erworben hat, dann zeigt er, wie eine ausländische Händlerfirma den Versuch macht, in Deutschland in einem wichtigen Rohmaterial einen ausschlaggebenden Einfluß zu erhalten. Weiter aber können wir hier die in aller Stille sich vollziehende Errichtung einer neuen, äußerst mächtigen Industrie auf den Kohlenfeldern entstehen sehen. Das ist die rein volkswirtschaftliche Bedeutung. Die andere liegt auf dem Gebiete des Aktienwesens. Da lehrt der Fall Werschen-Weißenfels mehr als das Studium dicker Bücher. Es sei nur die schon erwähnte Tatsache gestreift, daß eine Minorität auf Grund von Zufälligkeiten über das Vermögen einer Aktiengesellschaft gegen den Willen der Mehrheit verfügen kann. Auch die Art und Weise, wie eine Großbank unter Vorschützung angeblicher nationaler Interessen hier das tut, was ihr in den Kram paßt, ist lehrreich.

Auf jeden Fall verdient der Vorgang auch weiterhin die Beachtung aller derer, die auch einmal etwas über den Treppenwitz unserer modernen Wirtschaftsgeschichte erfahren wollen. Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

# Die Bodenenteignung in Rußland

Von Dr. Karl Leuthner (Wien), Mitglied des österreichischen Reichsrats

(Schluß)

## II.

So ist der revolutionäre russische Bauer das logische Ergebnis der russischen Geschichte langer Jahrhunderte. Dieses Ergebnis konnte ein Gesetz nicht ändern, das erst sieben Jahre in Wirksamkeit war und seine politisch-reaktionäre Absicht zudem offen zur Schau trug. Es wühlte nur tiefer die ländlichen Massen auf durch die Steigerung der wirtschaftlichen Gegensätze, die es einleitete, es drängte die Parteien der Bewegung erst recht zu der Forderung der völligen Abschaffung jedes Privateigentums. Das war zum mindesten die Anfangsfolge der Reform, und in solchem Zustand traf der Krieg, traf die Revolution Rußland. Entsprungen zunächst aus den Bedürfnissen des städtischen Volksteils, mußte die Revolution notwendig, wenn sie auch den ländlichen Mehrheiten Erfüllung bringen wollte, die allgemeine Verteilung des Bodens auf ihr Banner schreiben. Das war denn auch ihr erstes Wort, und je weiter die Revolution nach links fortschritt, um so entschiedener arbeitete sich der Gedanke der Vergesellschaftung des Bodens heraus.

Die einstweilige Regierung, wie sie sich nach dem Ausscheiden Miljukows und Gutschkows durch die Verstärkung des sozialistischen Flügels zur herrschenden sich herausgebildet hat, verkündet deshalb die Enteignung des gesamten Grund und Bodens als einen der Hauptpunkte ihres Programms. Es heißt da: „Indem die einstweilige Regierung der verfassunggebenden Versammlung die Lösung der Frage des Übergangs des Bodens in den Besitz des arbeitenden Volkes anheimstellt und die zu diesem Zwecke nötigen vorbereitenden Arbeiten ausführt, wird sie alle unerläßlichen Maßnahmen ergreifen, um die größtmögliche Erzeugung von Getreide für das notleidende Volk zu sichern und die Benützung des Bodens gemäß den Interessen der Volkswirtschaft und der arbeitenden Bevölkerung zu lösen."

Diese Erklärung gibt allerdings auf die wichtige Frage der Entschädigung der enteigneten Großbesitzer keine Antwort. Doch besitzen wir, um auch darüber zur völligen Klarheit zu gelangen, einen ungemein wertvollen Kommentar, die Erläuterungen, die zum Regierungsprogramm halbamtlich das „Mitteilungsblatt des Arbeiter- und Soldatenrates" im Mai veröffentlichte.



Digitized by Google

Dieser sucht die Regierung vor allem gegen den Vorwurf zu verteidigen, warum sie die Bauern auf den Zusammentritt der verfassunggebenden Versammlung warten lasse und nicht, wie es viele heischen, unverzüglich die Enteignung ins Werk setze. Das könne darum nicht geschehen, weil der Grundbesitz in Rußland äußerst ungleich verteilt sei. In einigen Gegenden Rußlands beträgt der Seelenanteil nicht mehr als zwei Deßjatinen, in anderen an die zehn Deßjatinen und mehr. Es gibt Kreise und große Gouvernements, in denen kein einziger Großgrundbesitzer lebt, und andere, deren gesamter Boden nur unter drei oder vier reichen Grundherren verteilt ist. Nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit kann also die Frage nicht anders als für das ganze Land auf einmal entschieden werden. Beginnen wir dagegen die Agrarfrage nach den einzelnen Wolosten, Kreisen und Gouvernements zu entscheiden, so werden bloß Unruhen und neue Ungerechtigkeiten das einzige Ergebnis sein. Die Dörfer, die in der Nachbarschaft eines reichen Latifundienbesitzers gelegen sind, werden Boden nach Wunsch empfangen, dagegen würden ganze Wolosten und Gouvernements überhaupt nichts erhalten und in demselben notleidenden Zustand verbleiben, in dem sie sich zur Zeit der Selbstherrschaft befanden. Und zieht man nun gar nicht bloß die Menge, sondern auch die Beschaffenheit des Bodens in Betracht, erwägt man, wie bei uns die urbaren und die nicht urbaren Ländereien, die Wälder, die Wiesen, die Viehweiden verteilt sind, so stellen sich die Verhältnisse noch schwieriger dar. Die Aufteilung des Bodens durch einzelne Wolost-, Kreis- und Gouvernementsausschüsse würde die Sache nicht fördern, sie würde eher die ganzen Agrarverhältnisse in Verwirrung bringen. Darum hat die neue einstweilige Regierung in voller Übereinstimmung mit dem Arbeiter- und Soldatenrat erklärt, daß die Entscheidung über die Agrarfrage nicht ihr, sondern der kommenden verfassunggebenden Versammlung zusteht. Ein solcher Aufschub verstößt in keiner Weise gegen die Interessen der Bauern, denn es ist doch jedermann völlig klar, wie die verfassunggebende Versammlung die Frage entscheiden wird. Der Wille der Nation ist klar und deutlich ausgesprochen: Alles Land wird in den Besitz der den Boden mit eigener Hand Bearbeitenden gelangen, und die Großgrundbesitzer werden keinerlei Entschädigung erhalten." Nur eins müsse bis zur Entscheidung der verfassunggebenden Versammlung die Regierung vorsorgen: sie müsse verhindern, daß die Großbesitzer ihr Eigentum inzwischen an Ausländer verkaufen, was zum Teil versucht worden sei und große Schwierigkeiten hervorrufen würde, oder daß sie aus Bosheit den Boden unbestellt lassen, um Hungersnöte hervorzurufen. Gegen diese beiden Gefahren wenden sich die „vorbereitenden Arbeiten" und „unerläßlichen Maßnahmen" der Regierung, von denen ihr Programm spricht.

Digitized by Google

Man sieht, es hat sich in dem Programm, das die vorläufige Regierung amtlich aufstellt und halbamtlich erläutert, der von uns früher gekennzeichnete Standpunkt der Narodniki, und zwar in seiner radikalen Form, wie ihn die Sozialrevolutionäre vertreten, durchgesetzt. Nimmt aber das Regierungsprogramm auch die Gedanken der Volkstümler auf, daß aller Grund und Boden, auch der den Bauern jetzt schon gehörige, zu sozialisieren sei? Auf diese Frage gibt die Rede, die ein Führer der Sozialrevolutionäre, der Landwirtschaftsminister Tschernow, auf dem Bauernkongreß hielt, deutliche Antwort. Er sagte: „Man fragt uns, wie die Reform durchgeführt werden soll. Zunächst muß die ganze Landwirtschaft im Lande zahlenmäßig erfaßt, eine Arbeitsnorm geschaffen, eine Verpflegungs- und Konsumnorm festgesetzt werden, um für die am wenigsten sichergestellten Schichten der Bauernschaft die Möglichkeit zu schaffen, nicht arm zu leben. Naturgemäß werden diese Normen zu verschiedenen Orten je nach dem Wirtschaftsgebiet und der Wirtschaftsart verschieden sein. Eine Norm wird für das Gebiet der schwarzen Erde, eine andere für den Nordosten, eine dritte für den Südosten usw. gelten. Die Normen für Gebiete, in denen Viehwirtschaft betrieben wird, werden sich von den Normen der reinen Ackerbaubezirke unterscheiden. Die Ausarbeitung der Normen liegt den lokalen Landkomitees ob. Ist für ein bestimmtes Gebiet die Norm einmal ausgearbeitet, so muß an ihr jede einzelne Wirtschaft gemessen werden, wobei das Überzählige abzutrennen sein wird. Jede Bauernwirtschaft, die die Schaffensnorm übersteigt, ist zu beschneiden. Die abgetrennten Teile fallen den Wirtschaften zu, denen der Boden für die Bedarfsnorm nicht ausreicht. Dieser ganzen Arbeit muß jedoch eine volle Erfassung des gesamten Bodens vorangehen, mit anderen Worten, es muß eine allrussische landwirtschaftliche Zählung stattfinden!"

Aus vorstehenden Äußerungen ist zweierlei zu entnehmen. Erstens, die Größe der zu schaffenden Anteile ist so gedacht, daß die Arbeitsnorm als Höchstmaß, die Bedarfsnorm als Mindestmaß eingerichtet wird. Die unausbleibliche Folge hiervon ist nun, daß auch die Bauern, sofern ihr Besitz über die Arbeitsnorm hinausgeht, teilweise enteignet werden müssen. Das kann nicht ohne Reibungen mit der Bauernschaft selbst abgehen, zumal die Erstellung der Norm — wechselnd von Gebiet zu Gebiet — an sich schon einen Streitgegenstand bilden wird. Auch ist zu bemerken, daß nach der Meinung der meisten Kenner russischer Agrarverhältnisse der vorhandene Boden nicht einmal ausreicht, allen die Bedarfsnorm sicherzustellen. Jedenfalls schließt aber schon das Nebeneinanderbestehen von Bedarfsnorm und Arbeitsnorm starke Besitzverschiedenheiten ein, die als Ungerechtigkeit empfunden werden dürften.

Digitized by Google

Mit starken Widerständen und gefährlichen Schwierigkeiten, die sich aus den Reihen der Bauernschaft selbst erheben werden, rechnen denn auch die Urheber der neuen Reform. So führte der erste Referent über die Agrarfrage auf dem Bauernkongreß, der Volkssozialist Oganowski, aus: „Das Prinzip der Nationalisierung des Bodens ist notwendig, weil die Bodenmenge beschränkt ist. Legt man die Ergebnisse der letzten Zählung zugrunde, so entfallen auf jede Bauernwirtschaft 11 Deßjatinen Land. Die allgemeine Verteilung hält jedoch die Partei der Volkssozialisten für undurchführbar, da sich ein erheblicher Teil der Bauern dagegen auflehnen würde. Wir erachten für notwendig, die Enteignung in den Grenzen zwischen 15 bis 75 Deßjatinen auf die Wirtschaft durchzuführen. In den Grenzen dieser Normen muß das Land somit den einzelnen Wirtschaften zur Nutznießung überlassen bleiben."

Werden die Gedanken Oganowskis zur Tat, so bleibt in der Erhaltung der Großbauern ein wesentlicher Teil der Ungleichheit aufrecht. Zugleich ersieht man aber aus seinen Ausführungen, daß die Volkssozialisten, als die gemäßigteren Erben der alten „Volkstümler", während sie früher den enteigneten Großbesitzern Entschädigung gewähren wollten, jetzt gleichfalls für die unentgeltliche Enteignung eintreten. Sie haben ihre Anschauungen verschärft, und das gilt von allen Parteien, die sich schon vor und während der ersten Revolution dem Enteignungsgedanken zugewendet haben, es gilt zum Beispiel auch von den Kadetten. Zwar halten diese noch, das hat ihr vor wenigen Wochen abgehaltener Kongreß gelehrt, an dem Plane der entgeltlichen Konfiskation fest, allein in der Frage der „angemessenen Entschädigung" sind sie uneinig geworden, ihr radikaler Flügel verlangt ein starkes Sinken der Entschädigungsrate bei steigender Größe des Besitzes. Da man zur Einigung nicht gelangen konnte, ging der Kongreß ohne Entscheidung auseinander. Dasselbe Schicksal und einen ähnlichen Streitgegenstand hatte der Kongreß der Sozialdemokraten menschewikischer Richtung. Maßlow, der nach seinen grundsätzlichen Anschauungen jeden Versuch, „den Kleinbesitz künstlich zu erhalten", bekämpfen müßte, vertrat als Referent den dem radikalen Flügel der Kadetten entsprechenden Lehrsatz, daß der Staat verpflichtet sei, den Eigentümern für das ihnen weggenommene Land einen Teil des Bodenwertes zu bezahlen. Doch sollte die Entschädigung sich bei wachsender Größe des Besitzes verhältnismäßig verringern, und zwar nach einem Maßstabe, den die verfassunggebende Versammlung bestimmen wird. Gegen diese Formel erhob sich aber im Namen der Kommission Pilezki und forderte die entschädigungslose Enteignung. Auch hier wurde der Entscheid der nächsten Zusammenkunft anheimgestellt. Und doch ist er eigentlich schon getroffen, denn Zeretelli und die übrigen Vertreter

Digitized by Google

der Menschewiki in der Regierung haben deren Programm der entgeltlosen Konfiskation mit unterschrieben.

Vollends hat sich die bolschewikische (Leninsche) Richtung der Sozialdemokratie in der Agrarfrage durchaus den Grundanschauungen der Volkstümler angepaßt. Das erkennt denn auch das offizielle Organ der Sozialrevolutionäre an in einem Artikel, der trefflich die Unterschiede der Stellung, die augenblicklich die russischen Linksparteien in der Agrarfrage annehmen, zum Ausdruck bringt, aus dem wir deshalb die entscheidenden Stellen herausheben wollen. „Die Bolschewiki," so schreibt man uns, „bekannten sich früher aus Parteidisziplin zur Munizipalisierung des Bodens nach Maßlows Idee, nähern sich jetzt aber der Auffassung der Sozialrevolutionäre. Nur in einem wichtigen Punkte weichen sie freilich ab. Auf der allrussischen Konferenz der Bolschewiki wurde in das Programm die Nationalisierung des Grund und Bodens, d. h. die Übergabe aller Ländereien ohne Auskauf in das Eigentum des Staates, als Grundsatz aufgenommen. Die Sozialrevolutionäre vertreten dagegen die Meinung, es bedürfe keines staatlichen Eigentums. Weit besser ist es, zu erklären: Der Boden kann überhaupt niemandes, auch nicht des Staates Eigentum sein, jeder Bürger hat das gleiche Recht auf Boden, ein Recht, das nur durch das Recht des anderen Bürgers beschränkt ist. Eigentum kann man verkaufen, verpachten. Der Staat könnte seinen Boden in Pacht geben und der Pächter ihn weiter verpachten. Es muß klar entschieden werden: leben können auf dem Boden und ihn ausnützen bloß diejenigen, die ihn bearbeiten mit eigener, nicht mit fremder Hand. . . . Man darf nicht Bürger erster und zweiter Klasse schaffen. Deshalb kann die Maßregel nicht durchgeführt werden von Ort zu Ort, wie das Kadetten und Menschewiki empfehlen, sondern lediglich durch ein von der verfassunggebenden Versammlung für ganz Rußland aufgestelltes Grundgesetz."

Das klingt außerordentlich klar und bestimmt, läßt aber doch einige Fragen offen. Zunächst die Frage, die so oft den Volkstümlern überhaupt entgegengehalten wurde: wird sie denn auf dem Lande den Bodenkommunismus predigen und in der Stadt den Kapitalisten gegenüber den individualistischen Standpunkt der Liberalen annehmen können? Sicherlich sind auf dem Punkt die Bolschewiki folgerichtiger: sie fordern jetzt und im Augenblick für Rußland auch die Enteignung aller städtischen Besitzenden. Doch weiterhin: alle Menschen haben ein Recht auf Bodennutzung, sofern sie den Boden mit eigener Kraft bearbeiten wollen. Das ist sicherlich eine Formel der Gerechtigkeit und Gleichheit. Allein, wird nicht das aufzuteilende Land noch schmaler werden, wenn auch ein großer Teil der Städter aufs Land hinausgeht, um seinen Anteil zu nehmen und zu bearbeiten? Diese Befürchtung



Digitized by Google

ist den Sozialrevolutionären selber aufgestiegen. Der Landwirtschaftsminister Tschernow sucht den Einwand abzuwehren: „Man fragt uns, was geschehen soll, wenn plötzlich der städtische Bewohner als neuer Bauer auftauchen sollte. Man will uns damit schrecken, aber das schreckt uns nicht. Wer die landwirtschaftliche Arbeit kennt, weiß, daß nicht ein jeder sie übernehmen wird." Gewiß nicht jeder, allein in den russischen Städten wohnen Millionen Arbeiter und Kleinbürger, die von Haus aus Bauern sind und überdies erfüllt von Zärtlichkeit für das Landleben. Gerade in Rußland ist die Möglichkeit des Zudrangs ungeheurer Scharen städtischer Besitzloser zur Landverteilung nicht von der Hand zu weisen. Man wird sie aufnehmen müssen, welche Folgen immer daraus für die ihrer Arbeiter beraubte Industrie oder für das Teilungswerk selbst erwachsen.

Neben die zwischen den Parteien strittige Frage, wer die Reform durchzuführen hat, drängt sich aber die Besorgnis, wie man die Ungeduld der Bauern niederhalten soll bis zu dem Zeitpunkte, wo die verfassunggebende Versammlung ihre Entscheidungen trifft. Die Bauernbewegung scheint diesmal zwar keine ganz so stürmische Formen anzunehmen wie während der Unruhen von 1905 und 1906, dennoch bemächtigten sich die Bauern auch jetzt wie vor zwölf Jahren vielfach aus eigenem Entschlusse der gutsbesitzlichen Ländereien und verteilten sie untereinander. Das gesteht der Minister für Verpflegung Peschechonow. „In einigen Gegenden," so ließ er sich auf dem Bauernkongreß vernehmen, „erfordert die Agrarfrage eine sofortige Lösung. Wir müssen, Genossen, warten. Eine eigenmächtige Besitzergreifung ist unzulässig. Leider hat diese schon an verschiedenen Stellen stattgefunden und zu Zusammenstößen geführt. In einigen Fällen ist es sogar zu Zusammenstößen zwischen Bauern gekommen, die bei Verteilung des an sich gerissenen Bodens in Streit gerieten." Der Volkssozialist Oganowski macht geradezu die Durchführbarkeit der Reform davon abhängig, daß es gelingt, den Eigenmächtigkeiten der Bauern ein Ziel zu setzen. „Die Bauernschaft kann sich nur dann Land und Freiheit sichern, wenn sie imstande sein wird, vor der konstituierenden Versammlung den Boden gegen die Besitzergreifung seitens einzelner Personen, Gruppen, auch seitens einzelner Gebiete zu sichern." Deshalb sollen Landausschüsse, wie auch Peschechonow beantragt, bis zum Zusammentritt der verfassunggebenden Versammlung einstweilen die Frage des Grundbesitzes regeln. Maßlow berichtet, daß namentlich die unorganisierten Bauern auf Landraub ausgehen, daß sie bis zu 12 Deßjatinen für jeden Hof sich zugeeignet haben, und fügt hinzu, die Landräuber besäßen nicht genügend Saatgut, der Boden bleibe also unbestellt. Schon daraus ergäbe sich die größte Gefahr; man dürfe auch die Rückwirkung auf das Heer nicht vergessen; sollte dieses erfahren, daß

Digitized by Google

in großen Massen Grundstücke eigenmächtig in Besitz genommen werden, so würden die Soldaten sofort nach ihren Dörfern zurückkehren. Die Front würde ohne Kämpfer bleiben. Ebensowenig aber könne die Verteilung des Bodens in Abwesenheit der Bauernsoldaten erfolgen.

Während in Europa vielfach die zweifelnde Frage erhoben wird, ob eine Reform der Agrarverhältnisse durch völlige Umteilung des Bodens überhaupt möglich ist, zeigt sie sich nach den in Rußland vorherrschenden Stimmungen als unaufschiebbar, als etwas, das sofort vorgenommen werden muß, wenn nicht das allgemeine Chaos über das Land einbrechen soll. Damit wäre freilich noch nicht der Zweifel beseitigt, wie diese Reform sich in das moderne Wirtschaftsleben überhaupt einfügen läßt, ob sie den Fortschritt der landwirtschaftlichen Betriebsweise, statt ihn zu beschleunigen, nicht vielleicht hemmen wird — eine Meinung, der früher alle Sozialdemokraten zustimmten — ob der Ruin des gesamten Kreditwesens nicht die nächste Folge sein muß, während nach einem Menschenalter spätestens der Bauer wieder so landarm sein wird wie heute? Der Raum verbietet, auf diese Erwägungen hier einzugehen. Nur die Größe der Sache und damit die Größe des Wagnisses wollen wir uns vergegenwärtigen. Nach den Feststellungen Oganowskis sind 60% aller Bauern bodenbedürftig, der größte Teil von ihnen wird, um zu der entsprechenden Landmenge zu gelangen, Übersiedlungen und Umsiedlungen vornehmen müssen. Es werden sonach 40 bis 50 Millionen Menschen in Bewegung gesetzt, für sie soll eine neue wirtschaftliche Lebensgrundlage geschaffen, für die meisten von ihnen Heimat, Haus und Hof neubegründet werden? Keine Phantasie reicht aus, sich diesen Vorgang vorzustellen.

# Die Kriegsinvalidenfürsorge

Von Friedr. Kleeis, Halle a. S.

Je länger der Krieg dauert, um so gewaltiger wächst die Zahl der Kriegsbeschädigten und um so bedeutungsvoller wird die Frage ihrer Versorgung. Die Aufgaben sind um so schwieriger, als sie noch nie in diesem Umfang erstanden und eine ganze Reihe neuer Maßnahmen erfordern. Das erste Ziel der Fürsorge ist, nach Möglichkeit alle die gesundheitlichen Nachteile, die der Kriegsteilnehmer erlitt, wieder gutzumachen und seine früheren Erwerbsmöglichkeiten wiederherzustellen. Zweierlei steht in Frage: die Heilung der

Digitized by Google

Verletzungen und Krankheiten, die Beschaffung orthopädischer Hilfsmittel und die Festsetzung von Renten für die Einbuße der Erwerbsfähigkeit, und dann die Wiedereinführung des Kriegsbeschädigten in das bürgerliche und wirtschaftliche Leben.

Der erste Aufgabenkreis ist durch reichsgesetzliche Regelung dem Staate übertragen. So besteht zum Beispiel die Vorschrift, daß eine Entlassung aus dem Heeresdienst in der Regel nur nach abgeschlossenem Heilverfahren erfolgen soll. Jeder Soldat, der im Dienste größere Gliedmaßen verloren hat, kann die Gewährung brauchbaren künstlichen Ersatzes verlangen. Für die geldliche Entschädigung der Kriegsteilnehmer, die Nachteile an ihrer Gesundheit erlitten, kommt das Mannschaftsversorgungsgesetz vom 31. Mai 1906 in Frage, das manche Fortschritte zeigt. Es sieht in der Hauptsache Geldrenten für die verschiedenen Dienstbeschädigungen vor. Die Grundrente beträgt bei völliger Arbeitsunfähigkeit (Vollrente) für Gemeine 540 Mark, Unteroffiziere 600 Mark, Sergeanten 720 Mark, Feldwebel 900 Mark. Bei der meist vorliegenden teilweisen Erwerbsunfähigkeit beträgt die Rente den entsprechenden, in Hundertsteln ausgedrückten Teil der Vollrente. Die besondere Entschädigung für die durch den Krieg erlittenen Nachteile erfolgt durch eine „Kriegszulage" von 15 Mark monatlich. Besonders schwere Schäden (Verlust einer Hand, eines Fußes, der Sprache usw.) werden durch Verstümmelungszulagen von je 27 Mark monatlich ausgeglichen. Für Rentenempfänger, die vor dem Krieg ein höheres Einkommen hatten, sind neuerdings noch Zusatz- oder Ausgleichsrenten vorgesehen worden, die vom Kriegsministerium in geeigneten Fällen nach freiem Ermessen gewährt werden, ohne daß ein Rechtsanspruch darauf besteht. Schließlich tritt auch noch die staatliche Invalidenversicherung unter den üblichen Voraussetzungen für den Kriegsbeschädigten ein, wenn dieser in seiner Erwerbsfähigkeit um mindestens zwei Drittel geschädigt ist.

Trotz ihrer Vielseitigkeit ist diese Versorgung doch noch recht lückenhaft. Die Militärrenten werden nur gewährt, wenn eine „Dienstbeschädigung" vorliegt, worüber die Militärbehörden allein entscheiden. In sehr vielen Fällen wird der Zusammenhang des Leidens mit dem Militärdienst verneint. Nach einer privaten Berechnung sollen rund 30 von 100 dienstuntauglich Entlassenen deshalb ohne Rente bleiben. Bei Rentenempfängern, die einem Erwerbe nicht mehr nachgehen können, reichen auch die ihrem Betrage nach recht geringen verschiedenen Renten zum Lebensunterhalt bei weitem nicht aus, so daß die Kriegsbeschädigten nicht selten noch große Not leiden. Es ist deshalb schon wieder zu milden Sammlungen aufgefordert worden, — ein Hilfsmittel, das doch recht große Bedenken erregt. Viel richtiger wäre es, wenn sich die Gesetzgebung recht bald zu einer gründ-

Digitized by Google

lichen Verbesserung der Versorgungsgebührnisse aufschwänge. Von Vertretern der verschiedenen Berufsstände und politischen Parteien sind bei den zuständigen Reichs- und Staatsbehörden und dem Reichstag schon Vorschläge auf Bemessung der Renten nach dem Arbeitseinkommen und dem Familienstand des Geschädigten eingereicht worden.

Die sonstige Kriegsinvalidenfürsorge ist noch der privaten Betätigung überlassen. Die Zentralbehörden haben sich darauf beschränkt, Anregungen zur Einführung verschiedener Einrichtungen zu geben. Schon beim Eintreffen der ersten Verwundetentransporte entstanden in den größeren Orten unter dem Zusammenwirken öffentlicher und privater Körperschaften spontane Ausschüsse für Kriegsinvalidenfürsorge. Gegenwärtig mögen sie in rund 200 Orten bestehen. Es ergab sich die Notwendigkeit ihrer einheitlichen Zusammenfassung, und so entstanden Provinzialausschüsse und der Reichsausschuß für Kriegsbeschädigtenfürsorge. Trotz manchen guten Anregungen fehlt aber auch heute noch der ganzen Organisation der einheitliche Zug. In der Fürsorgearbeit nehmen die Berufsberatung, Arbeitsversuche, Unterrichtskurse, Berufsum- und -ausbildung, Stellenvermittlung, Überwachung der Entlohnung, wirtschaftliche Hilfe für besondere Fälle usw. einen besonderen Raum ein. Es liegt in der Natur der Sache, daß hier in erster Linie Fachleute, Vertreter des Berufs (Unternehmer und Arbeiter), dem der Kriegsinvalide angehört oder dem er sich zuwenden will, zur Mitarbeit in Betracht kommen. Zu diesem Zwecke wurden in vielen Berufszweigen „Arbeitsgemeinschaften", das sind Vertretungen der Arbeitgeber und Arbeiter, gebildet, die sich lediglich der Kriegsbeschädigten annehmen, sie in Beschäftigung bringen usw. Die örtlichen Ausschüsse für die Kriegsbeschädigtenfürsorge nehmen ihre Geldmittel aus Reichszuschüssen, freiwilligen Spenden, Wohltätigkeitsveranstaltungen usw. In den größeren Städten bestehen meist „Hauptausschüsse", die sich zur Erledigung der einzelnen Aufgaben „Unterausschüssen" bedienen.

Die Verbesserung der privaten Kriegsbeschädigtenfürsorge ist schon oft erörtert worden. Im August 1916 fand in Köln ein großer Kongreß lediglich zu dem Zwecke statt, der von etwa 1500 Teilnehmern besucht war. Auf der Tagung wurden eine Reihe von Vorschlägen zum Ausbau der Fürsorgetätigkeit aufgestellt. Ein anderer Kongreß der Arbeiter- und Angestelltenorganisationen Deutschlands, der sich mit den gleichen Fragen beschäftigte, forderte eine reichsgesetzliche Regelung der ganzen gemeinnützigen Kriegsinvalidenfürsorge. In einer solchen einheitlichen Ordnung der Maßnahmen müßte unter dem Vorliegen bestimmter Voraussetzungen die Pflicht zur Errichtung von Fürsorgeausschüssen ausgesprochen werden. Sodann müßte das Gesetz über die Zusammensetzung der Fürsorgeausschüsse Bestimmungen

Digitized by Google

vorsehen, insbesondere auch über Heranziehung von Vertretern der Arbeiter und Angestellten. Schließlich ist es nötig, über den Geschäftsgang, die Beschaffung der Betriebsmittel und ähnliche Fragen Vorschriften zu treffen. Leider hat die Reichsregierung bislang ein gesetzliches Eingreifen abgelehnt. Es wird deshalb, da es immer unerläßlicher wird, mit erhöhtem Nachdruck gefordert werden müssen.

Die Vorteile einer verbesserten Kriegsinvalidenfürsorge liegen sowohl auf sozialem wie volkswirtschaftlichem Gebiet. Es übt eine unschätzbare physiologische und befriedigende Wirkung aus, wenn der Geschädigte wieder als vollwertiger Mensch an allen Vorgängen des Lebens teilnehmen kann. Der Segen der Arbeit wird sich bald in einer gesteigerten Lebensfreudigkeit und in dem Wiedererwachen des Vertrauens auf die eigene Kraft zeigen. Dagegen ist Müßiggang immer aller Laster Anfang. Die Gesamtheit, die Nation, kann aber auch die Arbeitskraft (wenn sie auch eine verminderte ist) so vieler hunderttausend Kriegsbeschädigter nicht entbehren. Nach Friedensschluß müssen wir wieder daran gehen, unser Wirtschaftsleben und unser Kulturleben in geregelte Bahnen zu bringen, um uns leistungsfähig zu erhalten. Dazu bedarf es der Mitwirkung aller Kräfte. Für die anderen Geschädigten aber, die infolge ihrer Leiden gänzlich aus dem Erwerbsleben ausscheiden müssen, in ausreichender, menschenwürdiger Weise durch Unterstützungen zu sorgen, damit sie ihr schweres Schicksal leichter ertragen können, erfordert einfach die Dankespflicht des Staates.

# Erben

Von Hermann Gottschalk

Ein Paar breite Schultern im übertrieben schönen Pelzrock, Brillanten im Hemd und an den Händen, die ungetragenen Handschuhe in einer bestimmten Art mit dem silberbeschlagenen Rohrstöckchen zusammengefaßt, die Knie muskulös durchgedrückt, so stand er lächelnd gegen den treibenden Menschenstrom. Severin Küppers.... Was hätte er früher seinem Schneider darum gegeben, wenn es ihm gelungen wäre, diese vermaledeiten Schultern wegzuoperieren. Diese Kohlenträgerschultern, die ihm sein Vater vererbt hatte, mit einer runden Million beladen allerdings, aber doch wie ein unvertilgbares Brandmal seiner Herkunft, durch die gewähltesten Manieren, durch die geschickteste Blasiertheit nicht fortzuleugnen. Schließlich wäre ihm die Abstam-

Digitized by Google

mung aus dem Hafen vergessen worden, aber — das sah er beinahe selber ein — seine Mutter war unverzeihlich, obwohl auch von ihr nur noch die stumme Asche zeugte. Sie stammte aus einer Matrosenkneipe. Das deckte auch die in harter Tätigkeit verdiente Million nicht zu, und nochmals gesagt, der teuerste Schneider konnte es nicht ändern.

Aber etwas anderes kam Severin zu Hilfe. Seit einigen Wochen hatte sich seine Feindschaft gegen die Schultern durchaus gelegt. Er verdankte ihnen etwas, um dessentwillen er jetzt lächelnd im Strome stand. Die Liebe einer Patrizierstochter. Einer wirklichen und echten; einer, die ein wahrer Extrakt war von lauter Familie. Severin wußte selbst nicht, wie ihm das alles so gelang. Er überließ sich dem halben Wachsein eines Träumers, worin nichts mehr unwahrscheinlich blieb und jede Hoffnung sich von selbst erfüllte.

In seinem Leben war seitdem alles Böse versunken. Die kalten Ängste des Strebers, die künstlichen Mühen um einen Platz in der Gesellschaft und alle die Beschämungen und Enttäuschungen, die ihm ihre nie versagende Wachsamkeit bereitete. Und auch die Ausschweifungen, in denen er sich von Zeit zu Zeit, der Anstrengungen müde, neue Sicherheit holte. Freilich nur eine Sicherheit von kurzer Wirkung. Nicht einmal das gelang ihm, blaß und elend auszusehen, aristokratisch zu verfallen. Ein geradezu krankhafter Hang zur Gesundheit trieb ihn wieder unverändert an die Oberfläche empor. Das alles hörte an ihm zu nagen auf, seitdem Margarete Schaffhaus ihm in mädchenhafter Unbefangenheit gestanden hatte, wie prachtvoll sein rassiges Wesen gegen die Blasiertheit ihrer eigenen Kreise abstach, auf die sie nur mit Verachtung blickte ... Seine Schultern hatten keine Ursache mehr, sich schamhaft zu verstecken.

Sie hatten sich bald geküßt und volles Vertrauen geschenkt. Nur über Zukünftiges war noch kein Wort verloren. Man sog die süß-gefährliche Schwüle des Spielens mit hingehaltenen Wünschen in sich hinein, umkoste und umschlang sich — Margarete mit wachsender Hingebung — aber die weitere Bahn dieses Verhältnisses, das doch irgendwann einmal eine Entwicklung nehmen mußte, verlor sich im Nebel schweigender Seufzer.

Hieran war Severin schuld. Er blieb der Kältere. Er wartete mit Spannung darauf, wie lange das Mädchen den täglich geschürten, nie gestillten Durst nach dem Schmerzlichen wohl ertragen würde. Er wühlte den Grund ihrer Seele mit berechnenden Sinnen auf und trieb sie mit klug gesteigerten Zärtlichkeiten bis an die Grenze der Besonnenheit, während er sich selber in der Gewalt behielt.

Es war ihm neu, seine Leidenschaft zu zügeln. Und allmählich wurde es auch schwer. Jedoch wollte er dies eine Mal von einem Mädchen mehr, als

Digitized by Google

sie selbst. Er wollte auch Margaretens Namen, ihre Hand, ihre Familie! Endlich sah er die Zeit gekommen, die Schmach seiner Herkunft zu tilgen. Er warb durch seine Enthaltsamkeit um den Glanz des Patrizierhauses und starrte, seine Sinne betäubend, wie geblendet auf die bereits geöffnete Pforte. Eine untrügliche Stimme der Vorsicht warnte ihn, Margarete zuvor zu seiner Geliebten zu machen.

War er allein, so liefen seine Pläne wie von der Spule. Er war sicher, als Margaretens selbstgewählter Gatte in der Gesellschaft willkommen geheißen zu werden. Er malte sich das Leben an ihrer Seite in den selbstgefälligsten Farben aus. Auf dem einmal gewonnenen Terrain, das festzuhalten ihn keine Mühe mehr kostete, entwickelte er sich zu den letzten Höhen des Gentlemans und spiegelte sich in der Schönheit und Eleganz seiner Gattin wie in seiner eigenen Schöpfung.

Mit ihren sonstigen Eigenschaften hatte er sich bisher kaum beschäftigt. Seine Genußfreude hing nicht an feineren Abstufungen, und der Glanz seines hohen Zieles, der seine Ungeduld aufs äußerste anspornte, ließ ihm weder Zeit noch Bedürfnis, in Margarete das menschlich Besondere kennen zu lernen. Das mochte wohl auch ein Stück von der Erbschaft sein, von der seine breiten Schultern das sichtbare Teil waren.

Ebensowenig gab Margarete sich Mühe, Eigenschaften zu zeigen. Sie wollte nur in ihrer Sehnsucht genommen sein. In ihrer von süßer Furcht getränkten Sehnsucht nach dem unverfälschten Küppersschen Erbe. Von seiner plumpen Eigenliebe wußte sie nichts. Von dem besonderen Rausch, den er aus ihrer duftenden, gepflegten Vornehmheit sog. Und wie er sich in Selbstentzückung badete, wo sie gesellschaftsmüde war, sich gehen ließ und alle Haltung einbüßte. In ihrer Art wußte sie noch weniger von ihm, als er von ihr. Nur daß er von der anderen Welt war, von der man in ihren Kreisen schwieg, und daß sie so in ihm das doppelt Verbotene erlebte, den verdoppelten Rausch, das denkbar abenteuerlichste, in seinem Ende verworrenste Wagnis ...

Übrigens — da kam Margarete! Mit jedem Tage schöner und sicherer. Aber auch blinder, trunkener. Sie hielt es für so unauffällig, sich wie von ungefähr von dem Weltgewühl der breiten Straße zusammenschwemmen zu lassen. Und um so leichtfertiger suchten ihn schon von weitem ihre geradeaus gerichteten Augen.

Sobald diese Augen auftauchten — sichtbarer als alles umher — klopfte auch Severins Herz, aller Überlegenheit zum Trotz. Immer wieder trat im ersten Augenblick ein neues Gefühl der Unsicherheit zwischen ihn und das schöne Mädchen. Er wußte nicht, aus welchem unbewachten Winkel seines von kühlstem Streben beherrschten Wesens. Es verlor sich zwar, wenn Marga-

Digitized by Google

retens glühende Unterwürfigkeit ihn seiner Herrschaft wieder gewisser machte. Dennoch fühlte er sich seinem eigentlichen Ziele niemals genähert. Von allem anderen war ihre Hingabe ein Beweis, nur nicht davon, daß sie seine letzten Absichten kannte oder gar teilte. Und je öfter sich das wiederholte, um so deutlicher trat hier ein Punkt hervor, über den er nicht hinwegkam.

Da mußte die Versuchung laut werden, die selbstgewählte Schranke fallen zu lassen und den natürlichen Weg zu gehen. Sich des Dargebotenen zu bemächtigen. Margaretens Willen unter seinen zu beugen und sich der Macht zu bedienen, die sie ihm ohne Widerstand auslieferte. Jeder Augenblick ihres Beisammenseins rief ihn auf diesen Weg, der so sicher und leicht und ohne Hindernis war.

Und einmal nur der Überredung hingeneigt, geriet alles, was ihn bisher zur Vorsicht gemahnt hatte, in Vergessenheit. Er fühlte sich kaum noch einer Mäßigung fähig. Hingerissen zu ihr, wie sie zu ihm, taumelte er an ihrer Seite dahin, verwundert, wie es möglich war, noch dieses herkömmliche Lächeln vor den Leuten einherzutragen und dieses fremde Zeug zu reden, das sie beide nicht im mindesten berührte. Die plötzlich eroberte Gewißheit duldete keine zweite Welt mehr, zauberte alles in den Schatten zurück.

Wie war es möglich, sich nicht auf der Stelle zu umarmen? Waren das Menschen, zwischen denen sie trieben, nicht ein leblos phantastischer Bilderschwarm? Wie sonst nur für Margarete, so verknäuelte sich auch heute für Severins Sinne alles Lärmen und Schieben zu einem stumpfen Aschenwirbel. Auch ihn verließ jegliche Wachsamkeit, und als sie die enge Altstadt gewonnen hatten, fühlten sie sich mit den trunken zueinander geneigten krummen Giebelgassen verwachsen, aufeinander hingedrängt, verschmolzen, verblendet. Severin wurde sich seiner Blindheit erst bewußt, als er, Margareten eng umschlungen haltend, auf das freie Hafengelände heraustrat und fast noch das helle Tageslicht fand.

In der Weißglut des nassen Westhimmels erblindend, starrten die glänzenden Fensterreihen. Es war ein Lärmen und Poltern überall, vom Müßiggang des Feierabends durchsetzt. Das Zusammenraffen der letzten Arbeitsstunde. Noch grölten und tuteten die Sirenen, und unersättlich wälzten sich Rauch und Wasserfluten durcheinander, fraßen das Geschaukel der Prahmen und Dampffähren, die unter dem Drucke schwarzer Menschenmassen tiefschäumende, tanzende Rinnen zogen.

Severin und Margarete wichen in die engste der Gassen zurück, eine Kloake fast. Erst im Dunkeln öffnete sich da draußen ihr Reich, in dem sie anfangs von Wunder zu Wunder getaumelt waren, bis alles so unbegreiflich stille stand. Margarete war fast müde vor vergeblicher Angst. Wohl harrte ihrer auch heute der endlos hingestreckte Ladestrand mit seinen immer neu sich

Digitized by Google

auftuenden Verstecken. Wo sich zwischen hochgetürmten Kisten und Fässern und gespenstisch ruhenden Bauwerken von rätselhafter Bestimmung enge Gassen höhlten, in die kein Laternenschein fiel, bis zum Wasser hin. Nur von drüben, von der Vorstadt mit dem scheußlichen Namen her, wenn gerade kein Schiff davorlag, ringelten sich dickliche Lichtschlangen über die schwarze Tiefe herüber. Vom Schinderkietz, der in keiner guten Familie je genannt wurde. Nur heimlich rieben sich die Schwestern der Brüder, die Töchter der Väter am heiß-verstohlenen Wissen von der Sumpfseite dieser ehrenfesten Stadt von Konsuln und Senatoren, die so streng und wahrhaftig über den Gesetzen der Gesellschaft Wache hielten.

Mit vorsichtigem Blick pflegte Severin die veränderlichen Schlupfwege zu befühlen, ehe er Margarete ins Dunkel führte. Manchen fanden sie von anderen Pärchen besetzt, Menschen von bedrohlicher Haltung. Freche Schimpfworte knurrten hervor. Margarete, bebend vor Angst, ließ sich von Severin oft mehr tragen als führen. Und wenn sie sich endlich verborgen glaubten, verdunkelte zuweilen eine noch schwärzere Männergestalt den nächtlichen Durchlaß. Zwischen Sportmütze und dickem Halstuch eingedrückt, fletschte verwegene Raubgier. Aber dann genügte ein Aufrichten von Severins Schultern, dazu ein kurzer, harter Pfiff oder ein leises Knacken in seiner Tasche, um die Erscheinung verschwinden zu machen wie die Ratte im Loch. Severins Schultern waren immer die breiteren. Kein anderer als er hätte ungestraft in Zylinder und Gehrock eine Dame hierher zu begleiten gewagt.

Margarete fühlte sich wie im hilflosen Nachen über Strudeln des Abgrunds treiben, einen Atemzug nur vom Untergang entfernt. Sie fühlte: ein Zufall nur, der Severin auf einen Augenblick von ihrer Seite führte — vielleicht nur eine Unachtsamkeit von ihm — da griff irgend etwas aus dem Dunkel nach ihr — und sie hätte die Welt nicht wiedergesehen, zu der sie gehörte. Denn dieser nächtliche Hafen war ein offener Haifischrachen mit nie gestillter Fleisch- und Blutgier und ohne Echo für den Schrei Verzweifelter. Das Verbrechen der Zahlungsfähigen, hier fraß es oft genug, rückseits der großen Ehrbarkeit, ins eigene Fleisch und Blut hinein ...

Severin wußte heute schon vorher, daß er die gewohnten Wege nicht suchen würde. Er war ganz von seiner Verwandlung erfüllt. Margarete hatte sie längst erkannt, und den grauenvollen Ernst, der aus dem zur Gewohnheit gewordenen Spiel plötzlich so nahe hervordrohte. Was plante Severin, daß er heute so unruhig an allen Möglichkeiten, sich mit ihr zu verbergen, vorbeisteuerte? Was wartete ihrer? Sie sehnte mit aller Macht eine schnelle Entscheidung herbei. Sie konnte sich nichts denken, was ihre Angst vor dem Kommenden nicht vertieft hätte. Denn wer war Severin Küppers? Führte er auch äußerlich das Leben der Ehrenfesten, was steckte

Digitized by Google

hinter ihm? Warum wurde er gemieden? ... Noch konnte sie umkehren. Aber das magnetische Grauen des Abenteuers ließ sie nicht aus seiner Gewalt ...

Sie standen nächtlich über einer breiteren Öffnung des Kais. Severin murmelte etwas, das dunkel ins Wasser fiel. Es galt der anderen Seite; sie verstand es nicht. Sie zitterte nur, von seiner Bewegung angesteckt. Er blickte ihr, ein verzerrtes Lächeln im Gesicht, seitlich prüfend in die Augen. Dann wiederholte er, bebend unter dem Wagnis: Da drüben, in der Schinderkietzvorstadt — er nannte die Hausnummer — dort habe ich ein Absteigequartier ...

In demselben Atem sah er, daß sie erblich. Sie wankte, aber sie klammerte sich fest mit einer hilflos bittenden Gebärde. Da erkannte er seine bodenlose Dummheit. Er hätte am liebsten sich selbst mit lauten Anklagen überhäuft, um das entfahrene Wort auf dem Wege zu Margaretens Ohren zu überholen. Zu spät. Sie hatte ihn allzuwohl verstanden, ihn und seine Taktlosigkeit, mit der er sich im entscheidenden Augenblick verraten und verspielt hatte. Sie zog ihn in jäher Flucht hinter sich her in die Stadt zurück und würdigte ihn keines Aufblicks mehr ...

Am nächsten Abend ließ sie ihm Zeit genug, um in das Wirrsal seiner Gedanken, das er einen vollen Tag lang ohne Ergebnis durchjagt hatte, Ordnung zu bringen. Eine Ordnung, die ihn niederschmetterte. Denn Margarete kam nicht. Er schrieb ihr glühende Worte der Reue, doch auch hierauf blieb sie stumm. Und als sie am dritten Abend ausblieb, schlich er trostlos dem Hafen zu, um gleichsam eine letzte Nachlese seiner zertrümmerten Hoffnungen zu halten.

Da stand er an der Unglücksstelle, und sein Schmerz zwang ihn, sich seine große Dummheit wieder und wieder mit allen Folgen auszumalen. Da geschah plötzlich in ihm etwas wie ein Überfall. Ein Gedanke, der augenblicklich alles über den Haufen warf. Er erbebte. Dann rief er: „Nein!“ und hieb mit seinem Stöckchen das Luftgebilde mitten entzwei.

Aber es blieb. Er starrte auf die Vorstadt hinüber, als müsse er es dort sehen. Und unbeirrbar stand es fest: Margarete wartete dort auf ihn ... Wie konnte es anders sein, jetzt, nachdem er alles von dieser Seite her erwog? Ihre grenzenlose Leidenschaft, ihre Verachtung der Gefahr und ihre Erschütterung zuletzt ... Drei Tage wartete sie schon in dem Quartier, das er törichterweise in den tiefsten Grund der Hölle hinabgewünscht hatte!

Severin taumelte zur nächsten Fähre, mit einer Hast, als gälte es, einen Menschen zu retten ...

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Wochen vergingen, ehe Severin wieder an sein hohes Lebensziel zu denken anfing. Es wäre eine Beleidigung von Margaretens überschwenglicher und opfervoller Hingabe gewesen. Eine Anzweiflung ihrer flehentlichen Bitte, sie niemals zu verlassen. Aber einmal mußte er sie doch aus ihren Träumen reißen, um endlich wieder um einen Schritt vorwärts zu kommen.

Dieser Raum, den der Hauch ihrer Liebe in einen Frühlingsgarten verwandelt hatte, wurde ihm allmählich wieder zu der verhaßten Plüschmöbelgruft, angefüllt von rohen, übelduftenden Erinnerungen, in denen Margaretens Liebe um Gottes willen kein Glied in der Reihe sein durfte. Der Aufenthalt hier hinderte ihn, endlich aufzuräumen mit seiner Vergangenheit. Nun durfte Margarete am allerwenigsten schuld sein an einer unnötigen Verzögerung.

„Wie lange, glaubst du," fragte er eines Abends besorgt und schonend unterm Ankleiden, „daß das noch so fortgehen kann?"

„Was denn?" fragte sie träumend verwundert. „Was meinst du eigentlich?"

„Nun, die Abende werden jetzt schon hell, Gretchen. Es ist nur eine Frage des Zufalls, daß du gesehen wirst. Denke doch, in diesem Viertel!"

„Dann mietest du dich woanders ein."

„Ich mag nicht!" schmollte er vorwurfsvoll.

„Sei doch nicht komisch, Severin."

„Ich will aber nicht, daß du dich kompromittierst!" brauste er heftiger.

Sie umarmte ihn. „Das ist sehr lieb von dir. Aber laß das nur ruhig auf mich kommen. Ich werde dir nie den geringsten Vorwurf machen. Du bist ja doch mein Liebster, Einziger!"

„Aber ich mache mir Vorwürfe! Ich bin verantwortlich für deinen Ruf!"

„Du?"

Margarete blickte ihn zweifelnd, aber ohne böse Absicht, halb von der Seite an. Zum ersten Male schien sie etwas von seinen Zukunftsgedanken zu ahnen.

Das vergiftete ihn. Von Liebe übersättigt, wie er in dieser Stunde war, konnte er in Margarete die Herrin nicht mehr fühlen, für deren Günste er sonst dienstglühend in die Knie sank. Er wollte sie ohne Umstände den Herrn erkennen lassen, der er doch in Wirklichkeit war.

„Die Sache muß ein Ende nehmen," sagte er fest, „ehe sie ruchbar wird. Ich werde morgen zu deinem Vater gehen und ihn um deine Hand bitten."

Margarete ließ ein leichtes, silbernes Lachen erklingen, das Severins Ärger noch mehr anstachelte.

„Du lachst zwar," sagte er wieder, „aber ich höre daraus nicht, ob du mich verstanden hast."

„Ach, Severin!"

Digitized by Google

Margarete warf sich lachend um seinen Hals, als handle es sich um etwas recht Drolliges.

Er stieß sie drohend zurück.

„Margarete!“

Sie klagte aufrichtig: „Bist du meiner denn schon so gänzlich überdrüssig?“

„Dummheit! Dann würde ich dich doch nicht heiraten.“

„Wozu denn das? Hast du mich nicht ganz?“

„Spricht ein anständiges Mädchen so?“ brauste er auf. „So darf ein Mann sprechen, aber doch nicht —“

Die Nähe der furchtbarsten Enttäuschung trieb dem Sohne des Parias die ersten Flammenzeichen auf die Stirn.

Margarete suchte Zorn und Rache und alles abzuschneiden, indem sie ihn geschäftig in einen Sessel schmeichelte und sich auf seine Knie niederließ.

„Sieh doch, Liebster, wie schön wir's jetzt haben! Kein Mensch kann uns trennen! Habe ich dir noch etwas versagt? Bitte mich darum! Alles, alles tue ich für dich! Du weißt ja! Nie, nie können wir es schöner haben als jetzt! Nur — wenn du zu meinem Vater gehst, ist alles vorbei ...“

Sie senkte ihre Augen tief beredsam in die seinen.

„Vorbei?“ rief er ungeduldig. „Erst recht schön soll es werden!“

„Ach, du kennst ja meinen Vater nicht. Alle hunderttausend Mark einen Grundsatz. Du hast ja keine Ahnung von diesen Leuten.“

„Von was für Leuten?“ fragte er streng.

Er sprang auf und stellte sie vor sich hin, ganz Partei für die Gesellschaft.

Margarete fühlte die Drohung, aber sie fand es sinnlos, vermittelnd und vorsichtig zu sein, wo alles so klar lag. Wo man jede Täuschung so bitter würde büßen müssen.

„Von diesen Ehrbaren,“ sagte sie in ehrlicher Verachtung, „die uns in ihre Gesetze schmieden.“

„Und solche Töchter haben!“ platzte Severin grimmig heraus.

Es war sehr unbedacht. Doch da es heraus war, ließ er es gelten. Als Margarete schmerzlich das Köpfchen senkte, eine Bewegung, in deren vornehmen Reiz er sich sofort wieder verliebte, ärgerte er sich wohl flüchtig über seine neue Blöße, aber er wußte auch, an seiner Gewalt über sie konnten Beleidigungen nichts mehr ändern. Es lag nur an ihm, sie zu halten oder zu verderben.

Einlenkend sprach er: „Warum soll denn alles vorbei sein? Ich kenne die Leute besser als du. Laß mich nur machen.“

Doch Margarete, den Kopf bestimmt zurückwerfend, erklärte ihm, daß ihr Vater niemals einwilligen würde.

Digitized by Google

Severin lachte.

„Wenn er nicht will," rief er voll böser Absicht, „dann sage ich ihm einfach, warum er — muß! Verstehst du mich jetzt?"

Margarete lachte wieder wie vorhin, nur etwas schmerzlicher und kälter.

„Ich kann dir nur immer wieder sagen, du kennst diese Leute nicht!" wiederholte sie mit leichtem Achselzucken.

„Und warum nicht? Für dich wird es wichtiger sein, daß sie m i c h kennen lernen!"

„Sie werden dir keine Gelegenheit geben, Severin."

„Margarete!" schrie er zornig auf.

„Es tut mir leid, daß du es dir nicht selbst sagst, lieber Severin. Was kann ich tun? Mein Vater würde mich einfach zwangsweise zu irgendeiner entlegenen Pastorenfamilie deportieren. Und ich, als Heiratspartie in die zweite Garnitur versetzt, hätte nur abzuwarten, bis das erste Gras über die Geschichte gewachsen ist. Das ist so klar wie der Kurszettel."

Severin fand ihre Rede unsäglich herzlos und grausam. Für das Geschenk, das ihm Margarete gemacht hatte, fehlte ihm jeder Sinn.

„Warum willst du deinem Vater nicht sagen," schrie er laut, „daß du mich liebst? Daß du mich für wertvoller hältst als irgendeinen aus deinen — deinen bisherigen Bekanntenkreisen? Haben nicht andere Bräute viel schwerere Kämpfe durchgefochten und dennoch gesiegt? Fehlt dir nur der Mut dazu — oder was?"

„Den Mut hätte ich wohl," erwiderte sie aufrichtig ... Das „Aber" erstarb ihr auf der Zunge, als sie endlich Severins ganze Enttäuschung begriff, voll tiefen, ehrlichen Bedauerns.

Doch er ließ nicht locker. „Farbe bekennen!" schrie er mit brennrotem Kopf.

Da fragte sie traurig: „Was bezweckte ich damit, wenn ich auch den Mut hätte? In die Familie aufgenommen würdest du doch nicht — und ich wäre draußen."

Aha! dachte er. Jetzt habe ich dich, Kanaille! Sie hat also von vornherein gewußt, wie weit wir kommen werden — und trotzdem ... Und mich hat sie nur benutzt, um sich jederzeit zurückziehen zu können. Alles Berechnung also!

Er schäumte vor Erbitterung und trieb sie vor seinen Fäusten her. „Und du? Und du? Wer bist denn du? Du wagst es nicht, mich deiner Familie zuzuführen — aber das hier, was du mit mir getrieben hast, das entehrt dich nicht? Dafür habe ich Familie genug? Soll ich dir sagen, was du bist? Wie?"

Digitized by Google

Margarete verlor in dieser Gefahr plötzlich das Gefühl der Abhängigkeit. Unwillkürlich flüchtete sie in den überlegenen Schutz der Gesellschaftsmoral.

„Das wirft mich noch lange nicht aus der Gesellschaft heraus," erwiderte sie mit schützend über die Stirn erhobenen Armen. „Noch hat es niemand erfahren. Und wenn auch. Wir sind keine Unmenschen. Das — das verzeiht mir mein Vater immer noch eher, als —"

Severin brüllte wie ein Tiger, packte sie unter gräßlichen Schimpfworten bei den Armen und hätte sie an der Wand zerschmettert, wäre sie ihm nicht ohnmächtig entsunken ...

Als Margarete erwachte, stand nur die Zimmerwirtin vor ihr, die ihr mit aufrichtigem Entsetzen anriet, so schnell wie möglich zu fliehen, ehe Herr Küppers zurückkäme ...

Nicht lange darauf schritt Margarete in Myrte und Schleier zum Altar. Von Severin Küppers hörte sie gelegentlich, daß er nach wenigen Jahren sinnloser Ausschweifungen unter das Hafenproletariat zurückgesunken sei. Einige wollten ihn noch an den Schultern erkennen.

# Dunkler Abend auf der Wanderung

Von Hermann Hesse

Wenn auch der Abend kühl und sternlos ist
Und Regen rauscht,
Ich singe doch mein Lied zu dieser Frist,
Weiß nicht, wer lauscht.

Wenn auch die Welt in Krieg und Angst erstickt,
An manchem Ort
Brennt heimlich doch, ob niemand sie erblickt,
Die Liebe fort.

Digitized by Google

## Preisausschreiben

Der Wiener Schriftsteller- und Journalistenverein Concordia in Wien schreibt zwei Preise zu 10000 Kronen für die zwei besten österreichischen Kriegsromane aus, zu einer Zeit, da in Paris ohne Preisausschreiben der Kriegsroman „Le Feu" von Jean Barbusse den Goncourtpreis erhielt, bejubelt von der ganzen Presse Frankreichs und hoch gewürdigt in Deutschlands ersten Blättern. Die Concordia, die Hochburg des Wiener Schrifttums, veröffentlicht einen Aufruf, in dem es heißt: „Der Roman, der uns vorschwebt, braucht kein Soldatenroman im engen Sinne zu sein; er soll sich nicht nur im Feuerbereich des Kampfplatzes abspielen und über der Tat des Kriegers auch die stummen Leistungen des Hinterlandes, die Tapferkeit unserer Frauen, die Hingabe der gesamten Bevölkerung an die große Aufgabe des Krieges außer Betracht zu lassen. Volkstümlichkeit und Menschlichkeit werden die besten Eigenschaften eines Buches sein, in denen sich das ernste Gesicht Österreichs in diesen geschichtlichen Tagen erkennbar spiegelt."

Also kürzer gesagt, ein Roman zur Verherrlichung dieses grauenvollsten aller Kriege, der, wie allgemein durch die Presse bekannt, uns aufgedrängt wurde, und dies zu einer Zeit, da in Frankreich Barbusses flammender Protest gegen den Krieg in 100000 Exemplaren abgesetzt wurde und Abscheu vor dem Krieg im allgemeinen wie im besonderen in der Seele des kleinsten Bürgers entzündete, weil es die Stimme seines Herzens war, die darin sprach. Hier aber wird ein Preis zur Glorifizierung einer Zeit ausgeschrieben, für die wir nur ein Gefühl übrig haben: Ach, wäre sie schon vorüber; und den phantastischen Wunsch: O könnten wir sie vergessen! Oder will die Concordia am Ende einen Roman prämiieren, der ihr das wahre Gesicht dieser großen Zeit enthüllt und Wahrheiten ausspricht, die allgemeiner sind als: Gold gab ich für Eisen? Glaubt die Concordia, daß auch nur ein einziger Schriftsteller, der nicht in der Kategorie Strobl, Hans Müller, Major v. Lauff rangiert, sich um den Preis bewerben wird; vergißt oder weiß die Concordia nicht, wann das erste Kunstwerk über den Dreißigjährigen Krieg entstanden ist; will die Concordia überhaupt ein Kunstwerk auszeichnen; oder weiß sie nicht, daß sie im Begriff steht, diese gewisse Salonkriegsberichterstattung, wie sie die Blätter heutzutage kultivieren, als Dichtung etikettiert und repräsentativ für Österreichs — ach, durch Hans Müller in Deutschland repräsentierte — literarische Kunst hinauszuschicken. In welchem Hofratshirn ist der Gedanke zu diesem Preisausschreiben entstanden? Und ich höre schon die Federn unserer Skribenten kritzeln und mit einem Auge auf den 10000-Kronen-Preis Patriotismus schwitzen und aus Blut, Dreck und Himbeersaft eine Sauce brauen, die „volkstümlich und menschlich" zugleich ist, für den Gaumen des Volkes gesüßt und den Menschen zu Menschlichem, nämlich zum Kotzen reizend. Mit Heldensöhnen, Heldenmüttern und Heldenbräuten in der Weanastadt wird er beginnen, gerade recht für „die Seele des echten Österreichers", gemütliche Schützengrabenidyllen werden folgen, fröhliche Schlachten, entzückende Sturmangriffe. Und der Pepschl oder Franzl oder Hansl allen voran. Wie genußreich wird der Heldentod geschildert werden: nicht fürchten bitte, es ist ja nur Dichtung, von der Concordia prämiiert.

Digitized by Google

Und dann kommt das Hinterland an die Reihe, wo sich im Vollbewußtsein der patriotischen Pflicht in harten Wintermonaten arme Frauen zähneklappernd um 3 oder 4 Uhr früh sich „anstellen", damit sie um 10 oder 11 Uhr vormittags ein Ei oder zwei Deka Butter ergattern, während die Kinder zu Hause vergehen vor Kälte. Sollte dieses Bild aber vielleicht zu kraß sein und die Wahrscheinlichkeit, den Preis zu erlangen, verringern, dann bitte lieber zu dem heiteren zu greifen, daß tabakklüsterne Männer in langen Polonäsen vor den Trafiken warten, bis es einer vormärzlichen Bettel gefällt, ihnen zwei „Sport" zu überlassen, wenn man sich vorher bei ihr durch einen Viktualienobolus beliebt gemacht hat.

Gratistyps, meine Herren Bewerber, bitte sich nur zu bedienen. Vermeiden Sie aber ja nur, zu verraten, wie es diesen armen Männern und Frauen in Wahrheit ums Herz ist; „wie die Hingabe der gesamten Bevölkerung an die große Aufgabe des Krieges" (ohne Unterschied der Nation, bitte) in Wirklichkeit aussieht; ich fürchte sonst für den Preis, und wie stehn wir vor der Nachwelt da, die den Roman liest als große Epopöe unserer Zeit. Denn die Concordia hat ihn prämiiert. Und wenn Sie das ernste Gesicht unserer Zeit zeichnen, dann nehmen Sie ja keine agrarische Physiognomie zum Modell, denn Sie könnten mit deren feisten, besitzfrohen, satten Zügen selbst in höchsten Kreisen Mißbilligung finden. Auch das könnte Ihnen bei den Preisrichtern schaden. Schwarzgelb und rosenrot soll der Roman sein, dann kann der Preis nicht versagt werden. Denn wir sind ja keine Barbaren wie die Franzosen, die ein Buch prämiieren, das das wahre Gesicht des Krieges enthüllt. Dr. Felger

## Alice Berend

Die wenigsten Frauen haben Sinn für Humor.

Sie sehen die Dinge, wie sie ihnen scheinen; denn sie stehen mitten in ihnen. Sie haben sich so daran gewöhnt, Irdisches gelten zu lassen, daß ihnen das Wahrhafte auf die Nerven fällt.

Ausnahmen wirken immer wohltuend. Nicht, weil sie die Regel bestätigen oder aus anderen bürgerhandwerklichen Gründen, nein: weil sie uns den Glauben an Verlorenes, an kaum Erhofftes wiedergeben.

Alice Berend fällt schon durch ihre Anspruchslosigkeit aus dem Rahmen ihrer Zeit. Ihr Milieu ist das des kleinen Bürgers. Sie sieht ihn etwa so wie Hermann Harry Schmitz, genau so klein, possierlich, gut und schlecht, brav und böse, kurzum: lächerlich. Nur daß ihn der liebenswerte Rheinländer von Anfang an belächelte, während Alice Berend ihn sehr ernsthaft in die Hände nimmt, ihn vor sich stellt auf ihren Schreibtisch und so lange um und um wendet, bis sie entdeckt, was sie vermutete: daß er, weil keine Ausnahme, nirgends aus dem Rahmen fällt, es gar nicht kann, wenn er auch in steter Angst davor schwebt.

Alle Menschen sind verschieden; aber einer ist wie der andere. — Wenn Alice Berend eine Merkwürdigkeit entdeckt, generalisiert sie sie. Dabei behält sie immer recht. Sie durchdrang die Menschen und steht nun über ihnen. Sie scheute keine Spesen an Liebe und erntet nun allgültige Weisheiten.

Angeborene Bescheidenheit kennt keine Grenzen. Alice Berend protzt nie mit ihrer Erkenntnis. Sie wirkt nie prononciert. Ihr Humor hat keine witzigen Spitzen, die er sich

Digitized by Google

abschleifen könnte. Er bleibt ewig neu und frisch. Das Außergewöhnliche behandelt er ebenso sachlich wie das Alltägliche. Weil Alice Berend die Dinge sieht, sie wirklich sieht, braucht sie nichts daran zu suchen.

Reklame macht nur, wer sie nötig hat. Wirklich Gutes bewährt sich von allein. Wer die Menschen so ruhig, klar, ohne Trompeten und Scheinwerfer sieht wie Alice Berend, braucht keineswegs den Erschütterungen seiner Zeit fern stehen: er spricht nur nicht darüber. Intimitäten gehören nicht auf den Marktplatz. Alice Berend hält auf Abstand: durch ihre innige Beschäftigung mit Dritten schützt sie sich vor sich selbst; es gibt auch natürliche Blitzableiter.

Wer mit Alice Berend sich bei ihren Menschen erholt hat, lernt nun erst richtig sein Temperament schätzen. Vergleichen ist eine angenehme Beschäftigung: es kühlt ab und regt an.

Paul Nicolaus

## „Die heulende Wölfin“

„Wieder lebe ich unter der verrufenen Nation, die so schöne Gesichter und so schlechte Gemüter hat; am auffallendsten ist die unendliche Heiterkeit und Fröhlichkeit aller Mienen; sie kommt von der Gesundheit und diese vom Klima; dabei sehen viele so geistreich aus, als ob etwas dahinter stecke: sie sind fein schlau und wissen sogar, sobald sie wollen, brav und ehrlich auszusehen, und sind dennoch so treulos, ehrlos, schamlos, daß die Verwunderung uns den Zorn vergessen läßt . . .“

So schrieb Schopenhauer vor hundert Jahren aus Florenz an seinen Jenenser Freund Osann. Inzwischen ist Italien zu nationaler Einigung und die Schopenhauersche Philosophie zu professoraler Approbation gelangt, aber unwandelbar und von dem Strom des Säkulums um nichts verschoben steht das Verdikt des Philosophen. Nicht als Urteil, das objektiv dem Wert oder Unwert eines Volkes gerecht würde, sondern als Ausdruck eines Verhältnisses, das heute wie vor hundert Jahren die unverrückbare Distanz zwischen zweierlei Temperament und Vitalität festhält. Heute wie damals ist dem deutschen Moralisten die Hemmungslosigkeit des Italieners so unbegreiflich, daß er, angesichts so vieler schöner Gesten und ganz konträrer Taten, vor Verwunderung beinahe den gerechten Zorn vergißt.

Während der letzten kosmopolitischen Epoche, die wir vor dem Krieg erlebten, schien sich manchmal dieses Verhältnis verschieben oder gar ausgleichen zu wollen. Da vermochten wir uns noch ohne Haschisch in eine national schier gewichtlose Welt hinüberzuträumen. Heute stimmt uns die Not, die mit strengem Finger phantastischen Lockungen in die Ferne wehrt, zu härterem und begrenzterem Ethos. Der begeisterte Hymniker der Fremde greift nun, die grollenden Dissonanzen häufend, sein Klagelied auf der entseligten Leier, schärft Invektiven, die wie vergiftete Pfeile dumpf schnurrend ins feindliche Lager fliegen, ballt Schleuderkugeln aus Zorn und Verachtung und sendet sie prasselnd auf die Schilde der Verräter.

Auch einer, der seine Wahlheimat so heiß geliebt hat wie Hans Barth, vergißt zuweilen in seinem Schweizer Exil die römischen Schenken und die sonneüberglänzte Campagna Romana, die er so oft mit trunkener Begeisterung besungen. In seiner Xeniensammlung „Die heulende Wölfin“ (Stuttgart 1917, bei Julius Hoff-

Digitized by Google

mann) sprudelt es auf vor Zorn und Empörung über die treulosen Freunde von gestern, und wie ein gereizter Hornissenschwarm schwirren seine Distichen gegen korruptes Pressegesindel und die analphabetische Piazza, die jedoch ganz ausgezeichnet den Wert des englischen Geldes zu lesen versteht. Zwischendurch aber klingt aus den Versen Hans Barths doch immer wieder die Sehnsucht auf, die aus wildem Kriegsgeschrei das Jammern der Menschheit heraushört und hinter brandroten Schleiern, gleich riesigen, flammenumwogten Palästen, die bedrohten Werke der Kultur sieht. Stärker als Haß und Enttäuschung leuchtet aus diesen römischen Xenien eine tiefe Liebe zu jenem Italien, das mit Politik und Weltkrieg überhaupt nichts zu tun hat, das weder den Mittel- noch den Westmächten, sondern allein der europäischen Menschheit gehört.

Wer immer Italien geliebt hat und, trotz seines gerechten Furors, auch heute noch liebt, weil man das Schöne eben nicht hassen kann, auch wenn es nicht gerade vom Himmel kommt, der nehme an einem Sommerabend dieses Büchlein von Hans Barth zur Hand. Er wird dann, wenn er sich erst weidlich über Italien ausgeschimpft hat, doch die allerschönsten italienischen Träume haben.

Adolf Lapp

## Ersatzstoffe

Wenn man über die augenblickliche Kriegszeit hinausdenkt, so muß man sich immer wieder die Frage vorlegen, welche Rolle die Ersatzstoffe in der künftigen volkswirtschaftlichen Entwicklung spielen werden, ob sie, die uns im Kriege so wertvolle Dienste geleistet haben, bald wieder verschwinden oder aber uns dauernd von Nutzen sein werden. Die Frage ist außerordentlich schwer zu beantworten, schon deshalb, weil über diesen ganzen Teil der Kriegswirtschaft ein geheimnisvoller Schleier gebreitet ist und auch ruhig darüber bleiben soll. Denn es geht nicht an, unseren Gegnern in aller Offenheit mitzuteilen, wie wir uns behelfen, und zwar ist heute die Verschwiegenheit doppelt wünschenswert, weil ja auch im feindlichen Auslande eine ganze Reihe von Rohstoffen ausgehen und man auch dort immer mehr Ersatzindustrien schaffen muß. Wenn wir also unsere Erfahrungen in aller Öffentlichkeit erörtern würden, so besorgten wir damit nichts anderes als die Arbeit unserer Gegner. Immerhin kann einiges gesagt werden. So ist es kein Geheimnis, was die Stickstoffindustrie, deren Anfänge weit über den Kriegsbeginn hinausgehen, die aber erst im Krieg zu ihrer riesenhaften Entwicklung gekommen ist, heute schon für uns bedeutet, und welche Hoffnungen man auf sie setzt: nichts Geringeres als eine früher nicht für möglich gehaltene, ungemein bedeutende Erhöhung unserer landwirtschaftlichen Produktion. In gewisser Beziehung gehört ja auch die bessere Ausnützung der Kohle in dieses Kapitel, insofern als gleich zu Anfang des Krieges die Koksproduktion gesteigert worden ist, um allerhand Nebenprodukte, wie unter anderm das Benzol als Ersatz für das Benzin, zu schaffen usw. Auch die richtige Ausnützung der Kohle, von der an dieser Stelle schon oft die Rede war, wird etwas Bleibendes sein. Der unerhörte Raubbau, den wir seit Menschengedenken mit der Steinkohle

Digitized by Google

getrieben haben, wird und muß aufhören, und hier mag eine Quelle zur Erholung von den Kriegsschäden gefunden werden.

Schon unklarer steht es mit anderen Stoffen, von denen uns insbesondere der Ersatz von Baumwolle durch das Papier interessiert. Nicht etwa, als ob man an der Güte der Papiergarne gar zu sehr zweifeln sollte. In dieser Beziehung scheint es, als wenn unsere Industrie in geradezu erstaunlichem Maße Fortschritte mache. Heute schon werden auf diesem Gebiete Qualitäten hergestellt, die man vor einem Jahre für durchaus undenkbar gehalten hat. Die Frage ist eben hier nur, wie sich die Rohstoffrechnung stellen wird, ob es nach dem Kriege rentabler sein wird, unser wertvolles Holz zu verspinnen, oder ob wir lieber aus dem Auslande die alten Faserstoffe importieren. Ganz ähnlich liegt es mit dem Kupfer. Wir haben im Frieden für einige Millionen Kupfer eingeführt. Heute sind wir völlig auf unsere verhältnismäßig recht kleine heimische Gewinnung angewiesen, und im übrigen behelfen wir uns mit Ersatzmetallen. Die Hauptrolle spielt zunächst Eisen und Zink und zahlreiche Legierungen. Neuerdings zieht man das Aluminium in besonderem Maße heran, wobei wir zuversichtlich in Bälde auf eine recht hohe eigene Aluminiumproduktion rechnen. Man ist hier sehr großzügig vorgegangen, manche meinen sogar, zu großzügig. Die Aluminiumherstellung ist heute zwangsweise monopolisiert unter starker Beteiligung der Regierung. Aber auch einige wichtige Großindustrielle, wie Stinnes, Giulini in Ludwigshafen, Griesheim-Elektron, Metallgesellschaft usw. sind hier beteiligt.

Gerade aber wenn man mit Metallindustriellen spricht, kann man recht bemerkenswerte Äußerungen über die Ersatzstoffindustrie zu hören bekommen. Die Meinung geht vorwiegend dahin, daß hier die Not doch außerordentlich viel Gutes| gezeitigt hat, indem nämlich die Abneigung des Fabrikanten, sein altbewährtes Kupfer durch andere Dinge zu ersetzen, jetzt endlich überwunden ist, wo früher immer technische Schwierigkeiten durchgreifende Maßnahmen vereitelt haben. Heute geht ja vieles, was man früher aus Konservatismus für unmöglich erklärt hat, und manches geht sogar recht gut. Anderes freilich kann man nicht als ideal bezeichnen.

Und so scheinen die Dinge wohl so zu liegen, daß für die ersten Friedensjahre auf diesen und auf anderen Gebieten die Ersatzstoffe weiter das Feld voll beherrschen werden schon deshalb, weil die Regierung mit vollem Recht darauf Wert legt, daß man nicht gleich nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages importiert, was zu importieren ist. Denn das würde allein schon unsere Valuta und unseren Schiffsraum in unerträglicher Weise überlasten. Später aber wird man wieder in steigendem Maße Rohstoffe wie Baumwolle oder Kupfer vom Auslande beziehen. Allerdings — daran ist wohl nicht zu zweifeln — wird die Länge des Krieges zusammen mit den Jahren der Übergangswirtschaft bewirken, daß mehr von der Ersatzindustrie bleibt, als man noch vor einem Jahr für möglich gehalten hätte. Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

* * * Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart * * *

# Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges

460 Seiten großen Formats — **Erster Band** — Mit fünf farbigen Karten

Geheftet M 11.50, in Ganzleinen gebunden M 14.—
Das ganze Werk ist auf 3—4 Bände geplant

Soeben das **61.—70. Tausend** erschienen

**Exzellenz Generalleutnant von Leszczynski**
**urteilt in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, Berlin u. a.:**

„Kaum ein einziges Buch über alte und neue Kriege bietet ähnlich Schönes, ähnlich fesselnd und großartig Gedachtes und Gesagtes, dazu Ausgeglichenes und Unparteiisches ... Nur ein zum gottbegnadeten Historiker berufener Dichter konnte so denken, so schreiben wie Hermann Stegemann. Wer immer sein Buch liest, jetzt, während uns noch der Krieg umtobt, oder es später, wenn es wieder Frieden ist, in die Hand nimmt, wird es in atemloser Spannung lesen und wieder lesen und hingerissen sein von dem, was der Verfasser berichtet und wie er berichtet. Ein reiner Genuß höchster Art ist es, den packenden Schilderungen am straffsten gespannter kriegerischer Kraft zu folgen, ein gleicher, sich der prachtvollen, aufs feinste abgetönten Sprache zu erfreuen."

**Stegemanns Werk ist**
**die erste wirkliche Geschichte des Krieges**

März 36. 1

Digitized by Google

# Neues Buch von Ernst Zahn

Soeben erschien:

# Bergland

## Vier Dichtungen. // Geheftet M 2.40, in Pappband M 3.–, in Halbleder geb. M 5.–

Schon der Titel des Buches deutet darauf hin, daß es sich vor allem um eine poetische Verherrlichung der von dem Dichter so heiß geliebten engeren Heimat handelt; ihr Naturleben und dessen Beziehungen zum seelischen Erleben und zum Schaffen des Künstlers verweben sich in die sagen- und märchenhaften wie in die autobiographischen Darstellungen, die der schlanke, schmuck ausgestattete Band umschließt. Die Farbenpracht der anschaulichen Naturschilderungen, der niemals weichliche Wohlklang der reich zuströmenden Verse zeigen aufs neue, daß der Meister der Prosa, als der sich Zahn übrigens auch in einem Stück dieses



Buches, dem Märchen „Der Schneegreis und die junge Anemone", bewährt, auch als „Poet" im Reich des gebundenen Worts den hohen Überlieferungen der deutsch-schweizerischen Dichtung treu bleibt. Für die Reihe seiner bisher erschienenen Werke aber bedeutet der neue Band nicht nur einen Zuwachs, sondern auch eine innere Bereicherung, für die ihm seine Leser dankbar sein werden.

Von Ernst Zahn sind früher bei uns erschienen:

**Kämpfe.** Erzählung. Geh. M 3.–, geb. M 4.–
**Bergvolk.** Novellen. Geh. M 3.50, geb. M 4.50
**Erni Behaim.** Roman. M 4.–, geb. M 5.–
**Menschen.** Erzählungen. M 4.–, geb. M 5.–
**Herrgottsfäden.** Roman. M 4.–, geb. M 5.–
**Die Clari-Marie.** Roman. M 4.–, geb. M 5.–
**Helden des Alltags.** Nov. M 4.–, geb. M 5.–
**Schattenhalb.** Erzählgn. M 4.–, geb. M 5.–
**Firnwind.** Erzählungen. M 4.–, geb. M 5.–
**Lukas Hochstraßers Haus.** Roman. Geheftet M 4.–, gebunden M 5.–
**Vier Erzählungen** aus den „Helden des Alltags". Für die Jugend ausgewählt. Geb. M 1.–
**Die da kommen und gehen!** Ein Buch von Menschen. Geheftet M 4.–, gebunden M 5.–
**Einsamkeit.** Roman. Geh. M 4.–, geb. M 5.–
**Die Frauen von Tannò.** Roman. Geheftet M 4.–, gebunden M 5.–
**Gedichte.** Geheftet M 3.–, gebunden M 4.–
**Was das Leben zerbricht.** Erzählungen. Geheftet M 4.–, gebunden M 5.–
**Erzählungen aus den Bergen** für die Jugend. Aus seinen Werken ausgewählt. In Pappband M 1.–
**Der Apotheker von Klein-Weltwil.** Roman. Geheftet M 4.–, gebunden M 5.–
**Uraltes Lied.** Erzählungen. M 4.–, geb. M 5.–
**Einmal muß wieder Friede werden!** Erzählungen. Geh. M 2.40, geb. M 3.–
**Die Liebe des Severin Imboden.** Roman. Geheftet M 4.–, gebunden M 5.–
**Gesammelte Werke.** I. Serie. 10 Bände.
a) Nichtillustrierte Ausgabe. Geb. M 25.–
b) Illustrierte Ausgabe. Mit 100 ganzseitigen Abbild. von Prof. Ed. Stiefel. Geb. M 30.–
Einzelne Bände aus beiden Ausgaben der „Gesammelten Werke" werden nicht abgegeben.

**Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart**

Digitized by Google

# Am Scheidewege

Von Emil Zimmermann

Unter der Kanzlerschaft des Fürsten Bismarck wuchs die Bevölkerung des Reiches von 41058792 im Jahre 1871 auf 49428470 Köpfe im Jahre 1890. Die Vermehrung betrug etwa 8370000, etwas über 20 Prozent in 20 Jahren. Der Außenhandel des Reiches hatte 1875 6134 Millionen Mark gewertet, 3573 Millionen Mark in der Einfuhr und 2561 Millionen in der Ausfuhr. Bis 1882 war die Ausfuhr auf den Betrag von 3224,1 Millionen Mark gestiegen, die Einfuhr auf 3098,4 Millionen Mark gesunken, 1890 stand einer Einfuhr im Betrage von 4145,5 Millionen Mark eine Ausfuhr von 3326,5 Millionen Mark gegenüber. Der Gesamthandel belief sich auf 7472 Millionen Mark. Die Steigerung des Außenhandels war eine sehr mäßige; in der zwanzigjährigen Periode 1871 bis 1890 betrug sie nicht viel über 50 Prozent. Dementsprechend war auch die Abhängigkeit der deutschen Wirtschaft vom Auslande, als Fürst Bismarck das Steuer aus den Händen gab, eine sehr geringe.

Nach Bismarcks Abgang, besonders aber seit 1900, als Fürst Bülow Kanzler des Deutschen Reiches geworden war, begann mit der von ihm eingeleiteten Weltwirtschaftspolitik eine beispiellos glänzende Aufwärtsentwicklung der deutschen Volkswirtschaft. Im Jahrzehnt 1890 bis 1900 wuchs die Bevölkerung von 49428470 auf 56367178 Köpfe, um nahezu 7 Millionen (13,1 Prozent); der Außenhandel erreichte den Betrag von 10377 Millionen Mark. Er erfuhr eine Steigerung um 40 Prozent in 10 Jahren. Die folgenden zehn Jahre bis 1910 hoben die Ziffer des Außenhandels auf 16409 Millionen Mark (nahezu 60 Prozent Steigerung gegen 1900); die Bevölkerung vermehrte sich um 8,5 Millionen Köpfe, auf 64925993 (um 14,1 Prozent). Und was kaum noch möglich schien, eine noch stärkere Aufwärtsentwicklung des deutschen Außenhandels brachten die drei Jahre 1911—1913. Unser Außenhandel stieg um nahezu 4,5 Milliarden Mark auf die Rekordziffer von 20867 Millionen im Jahre 1913. Die unerhörte Steigerung um 28 Prozent in drei Jahren war Tatsache geworden.

Dies waren die beispiellosen Erfolge der Bülowschen Weltwirtschaftspolitik, an die wir heute trauernd zurückdenken, und zu der unendlich viele im Reiche immer noch zurückkehren wollen.

Digitized by Google

Wir pflegen kurz zu sagen, daß wir dem Schutzzoll unseren glänzenden Aufstieg zu verdanken hatten. Damit treffen wir aber nicht den Kern der Sache. Wir haben nicht alle Teile unserer Wirtschaft geschützt. Die Anbaufläche für Hülsenfrüchte ging von 478000 Hektar im Jahre 1883 auf 263000 Hektar im Jahre 1900 und seitdem noch weiter zurück. Mit Raps und Rübsen waren 1878 179000 Hektar, mit Flachs 134000 Hektar bestellt; 1913 waren es nur noch 31000 und etwa 15000 Hektar. Ganz gewaltig haben wir unsern Schafbestand vermindert. Er belief sich 1873 auf 25, 1883 auf 19,2 Millionen Stück; 1913 wurden nur noch 5520837 Schafe gezählt. Ferner hat unser Schutzzoll nicht ausgereicht, den deutschen Gemüse- und Obstbau in die Höhe zu bringen. Dagegen brachte er folgendes Kunststück zuwege:

Er erhöhte im Inlande die Preise z. B. für Baumwollen- und Wollengarne, Baumwollen- und Wollenstoffe, hielt die billigen ausländischen Fabrikate zurück, ließ aber Baumwolle und Wolle zollfrei ins Land. Der deutsche Fabrikant erhielt billigen Rohstoff, aber hohe Preise für seine Fabrikate, und er konnte deshalb seine Arbeiter gut bezahlen, nebenbei auch noch selber gut verdienen. Die gut entlohnten Arbeiter wieder waren in der Lage, hohe Lebensmittelpreise anzulegen, also die Landwirtschaft verdienen zu lassen.

Nicht der Schutzzoll an sich brachte der Weltwirtschaftspolitik den großen Erfolg, sondern die durch ihn geschaffene Möglichkeit, die billigen Rohstofflieferungen der Welt hinter hohen Zollmauern günstig zu verwerten. Nur mit diesen billigen Lieferungen zusammen hatte der Schutzzoll Erfolg. Hätten wir Schafwolle, Flachs, Hanf, Ölfrüchte auf unserm Boden zu hohen Preisen erzeugen müssen, so wäre der Schutzzoll unwirksam gewesen.

Es traf sich für unsere Weltwirtschaftspolitik ganz gut, daß die Angelsachsen in Nordamerika, Südafrika, Australien, Indien, die Spanier und Portugiesen in Südamerika weite Gebiete entwickelt hatten, deren landwirtschaftliche Produktion von Ölfrüchten, Baumwolle, Wolle, tierischen Fetten, Fellen und Häuten, tropischen Genuß- und Reizmitteln, Tabak auf Absatzgelegenheit wartete. Diese meist tropischen und subtropischen Gebiete hatten sich, da sie vorwiegend ländlichen Charakter trugen, auf die Selbstverarbeitung ihrer Produktion nicht eingestellt; sie fanden in Deutschland einen guten Abnehmer. Die billigen Lieferungen dieser Gebiete erst gaben uns Gelegenheit, unsere Bevölkerungszahl schnell zu steigern und unsern Reichtum rasch zu vermehren. Neben einer eigenen Landwirtschaft, die verhältnismäßig teuer produzierte, weil sie im Werte hoch gesteigerten, dicht besiedelten Boden bearbeitete, hatten wir eine von Jahr zu Jahr an Bedeutung zunehmende

Digitized by Google

überseeische Landwirtschaft unter fremder, hauptsächlich angelsächsischer Flagge. Professor Dr. F. Wohltmann, Halle, Direktor des Landwirtschaftlichen Instituts der Universität Halle a. S., berechnet, daß wir bei einer eigenen landwirtschaftlichen Erzeugung von 14 bis 15 Milliarden Mark Wert 1913 bereits für 5 Milliarden Mark landwirtschaftliche Stoffe einführten. Es darf hierbei nicht übersehen werden, daß jene 14 bis 15 Milliarden auf teurem, durch Zollmauern geschütztem Boden wuchsen, die 5 Milliarden aber auf den billigsten Böden der Welt. Für uns aber stellten sie einen um mindestens 50 Prozent höheren Wert dar.

Machen wir uns dies richtig klar, dann erkennen wir sehr bald, daß unsere schnelle Volksvermehrung seit 1890, der rasch anwachsende Außenhandel und der steigende Reichtum weit mehr darauf beruhten, daß uns die billigen Auslandböden zur Verfügung standen, als sie dem eigenen Boden zu verdanken waren. Die Weltwirtschaftspolitik des Fürsten Bülow hatte einen großen Teil unserer Kraft auf fremden Boden gegründet. Diese Politik hatte nur so lange Bestand, als die Rohstoffgebiete gegeneinander ausgespielt werden konnten; deshalb betrieb England als Gegenzug auch den Zusammenschluß der Rohstoffstaaten. Es ist bezeichnend genug, daß mit den angelsächsischen Reichen kein Handelsvertrag abgeschlossen werden konnte.

Im Jahre 1893 bewegte sich unsere Abhängigkeit von den fremden Landwirtschaftsgebieten noch in bescheidenen Grenzen. An lebendem Vieh, Nahrungs- und Genußmitteln, Futtermitteln und Rohstoffen (abgesehen von Erzen und Metallen) führten wir nach Zusammenstellungen von Dr. A. Schulte im Hofe (siehe „Die Welterzeugung von Rohstoffen und Lebensmitteln", Beihefte zum Tropenpflanzer Nr. 1/2, 1916) für ungefähr (Holz eingerechnet) 1900 Millionen Mark ein. Wir bezogen für 208 Millionen Mark Baumwolle, 227,6 Millionen Mark Wolle, 85,6 Millionen Mark Seide, 25,5 Millionen Mark Jute, 58,2 Millionen Mark Häute und Felle, 146,5 Millionen Mark Holz; Kautschuk verbrauchten wir so gut wie gar nicht. Die Einfuhr von Ölfrüchten hielt sich auf dem verhältnismäßig niedrigen Betrage von 124½ Millionen Mark.

Wir stützten noch 1893 unsere Wirtschaft in der Hauptsache auf das eigene Land und bezogen nur das Notwendige.

In den 20 Jahren bis 1913 trat aber eine gewaltige Veränderung ein. Zwar wuchs die Bevölkerung in dieser Zeit von etwa 51 auf 67 Millionen, also um 16 Millionen = 31 Prozent; aber die Baumwolleeinfuhr hob sich in derselben Zeit von 207⅔ auf 575,2 Millionen Mark, um 367,6 Millionen = 177 Prozent, die von Häuten und Fellen von 58,2 auf 382,3 Millionen Mark, um 557 Prozent. Der Kautschukbedarf schnellte von einem ver-



Digitized by Google

schwindenden Betrage auf 114 3/4 Millionen Mark empor, der Holzbedarf von 146 1/2 auf 354 1/2 Millionen Mark. Die Einfuhr von Ölfrüchten und Ölkuchen stieg von 124 1/2 auf 603 2/3 Millionen Mark. Auch die Steigerung der Zufuhr von lebenden Tieren und Erzeugnissen der Viehwirtschaft von 310 1/3 auf rund 808 Millionen Mark stand in keinem Verhältnis zur Bevölkerungsvermehrung. Die Weltwirtschaftspolitik bestand also darin, daß wir die Einfuhr von industriellen Rohprodukten gewaltig vermehrten und sie durch unsere Arbeit veredelten. Einen Teil der aus ihnen gewonnenen Fabrikate führten wir an das Ausland als Zahlung für die Rohstoffe ab, den andern Teil benützten wir zum vermehrten Ankauf von Lebensmitteln, um eine üppigere Lebenshaltung zu führen. Es war durchaus nicht verwunderlich, daß gerade die Nachfrage nach tierischen und pflanzlichen Fetten stieg. Gegen 1893 fand in der Folgezeit eine gewaltige Steigerung unserer Hirn- und Muskelarbeit statt, und das erklärt die Steigerung des Fettbedarfs. Auch die Maschinen beanspruchten mehr Öl.

So erfreulich diese Entwicklung an sich war, so bedauerlich war unsere steigende Abhängigkeit vom Auslande. Was wirklich unser Eigen war, war die vermehrte Förderung von Steinkohlen und Eisen und die wachsende Ausfuhr von Maschinen, Steinkohlen, Schmiedeeisen, Eisenblech, Eisen- und Stahlwaren aller Art. Auch hatten wir eine chemische Industrie entwickelt, die ganz auf unserem Boden gewachsen war. Das war das Plus in unserer Rechnung. Aber dem stand als gewaltiges Minus die über alle Maßen gesteigerte Abhängigkeit von der fremden Landwirtschaft gegenüber. Die Mehreinfuhr land- und forstwirtschaftlicher Stoffe war 1913 auf annähernd 5 1/4 Milliarden Mark gestiegen; gewaltig gewachsen war dazu der Bedarf an mineralischen und fossilen Rohstoffen, Mineralölen, Metallen. Im Jahre 1891 hatte die ganze Einfuhr aus den Vereinigten Staaten 457 Millionen Mark gewertet, 1913 bezogen wir allein für 294 Millionen Mark Kupfer. Im Jahre 1904 hatte die Einfuhr von Kupfer 134 Millionen Mark betragen, 1913 war sie auf 335,3 Millionen Mark gestiegen. Die Zufuhr von Eisenerzen hob sich in derselben Zeit von 91,8 auf 221,1 Millionen Mark. Wohin man auch den Blick richtet, überall begegnet man einer vollständigen Verwebung der heimischen und der fremden Volkswirtschaft, und unser schneller Aufstieg beruhte sehr wesentlich mit auf der Tatsache, daß uns Fremde mehr oder minder bereitwillig ihre billigen Böden zur Verfügung stellten, vor allem die Angelsachsen. Wir erhielten aus dem britischen Weltreiche und den Vereinigten Staaten 97 Prozent der Baumwolleinfuhr, 55 Prozent unserer Wolle, 100 Prozent der Jute. Sie lieferten uns ferner 56 Prozent des Weizens, 75 Prozent unserer Einfuhr von Reis, rund 50 Prozent der Ölfrüchte. Unsere Goldeinfuhr war zu mehr als drei Vierteln angelsächsischen,

Digitized by Google

hauptsächlich englischen Ursprungs; das Kupfer kam zu mehr als neun Zehnteln aus angelsächsischen Staaten.

Es ist ja richtig, daß wir im Getreidebedarf ziemlich unabhängig geworden waren. Im Jahre 1893 war ein Mehrbedarf von 9 187 000 Doppelzentner erforderlich, 1913, trotz der gestiegenen Einwohnerzahl, nur von 8 402 000 Doppelzentner. Das waren nur 4,8 Prozent der eigenen Ernte. Auch Kartoffeln, Zucker und Fleisch — abgesehen von Fetten — reichten aus. Die menschliche Ernährung war gesichert.

Aber das war doch nur mit gewissen Einschränkungen richtig. Unseren Viehstand konnten wir nur erhöhen, weil wir gewaltige Mengen von Futtermitteln einführten. Der Einfuhrüberschuß von Viehfutter stieg von etwa 314 Millionen Mark in 1893 auf über eine Milliarde Mark (1 040 250 000 Mark nach Professor Wohltmanns Berechnung) in 1913. Von besonderer Bedeutung waren die eiweiß- und fettreichen Futterstoffe aus den Tropen und Subtropen. Weil sie fehlten, ging 1916 der Milchertrag unserer Kühe auf nahezu die Hälfte zurück. Und der Rückgang ist 1917 fortgeschritten. Weiter fiel die Fett-, Fleisch- und Häuteproduktion.

Fettes Futter gibt fetten Stallmist. Den Wert der Stallmisterzeugung des deutschen Viehstandes berechnet Professor Wohltmann für 1913 auf $1^1/_2$ bis 2 Milliarden Mark. Der Stallmist ist und bleibt das wichtigste Düngemittel der deutschen Landwirtschaft. Die Einfuhr aller stickstoffhaltigen Düngemittel in Deutschland wertete 1913 nur 170 Millionen Mark, die von Phosphaten nur 17,2 Millionen. Es kommt für unsere landwirtschaftliche Erzeugung also ganz wesentlich auf den Stallmist an und auf seine Güte. Wird sie durch das Fehlen der fett- und eiweißreichen Futtermittel stark vermindert, dann sinkt auch die landwirtschaftliche Erzeugung von Getreide, Kartoffeln und Zuckerrüben.

Es war also nichts als Selbsttäuschung, wenn wir glaubten, durch die Bülowsche Wirtschaftspolitik in der Ernährung unserer Menschen vom Auslande unabhängig geworden zu sein. Das Erträgnis unseres Bodens war sehr wesentlich von den Lieferungen der billigen überseeischen, hauptsächlich tropischen und subtropischen Böden beeinflußt.

*Und so war die Bülowsche Wirtschaftspolitik im Grunde nichts anderes als eine ganz bedeutende Erweiterung unserer Anbaufläche auf den billigen Böden in Übersee.* Schulte im Hofe berechnet, daß wir allein für die Futtermittel in Übersee 3 374 000 Hektar benötigten, für die Baumwolle 2 640 000 Hektar. Häute und Wolle aber können nur auf Böden mit extensiver Wirtschaft gezogen werden, und es handelt sich da nicht mehr um Millionen von Hektaren, sondern von Quadratkilometern. Auch kann man keinesfalls so rechnen, daß man den Hektar-

Digitized by Google

ertrag der Baumwolle dem deutschen Gesamtbedarf gegenüberstellt und durch einfache Division die erforderliche Landfläche ermittelt. Zum Baumwollland gehört noch das Land für die Ernährung der jenes bearbeitenden Menschen und Tiere und manches andere mehr. Wir können nicht erfassen, wie viel überseeischer Boden für die Versorgung der deutschen Wirtschaft nötig ist; jedenfalls handelt es sich um Flächen, welche den Umfang des Deutschen Reiches weit übertreffen.

Die Bülowsche Politik hätte gesund genannt werden können, wenn sie für die Entwicklung einer deutschen überseeischen Landwirtschaft gesorgt hätte; aber dafür hatte sie kein Interesse. Das langsame Aufbauen war nicht ihre Sache; sie wollte schnelle Erfolge. Und sie gründete das Wachstum der deutschen Volkswirtschaft und des Deutschen Reiches ausschließlich auf fremde Böden.

Man kann nicht sagen, daß den Vätern dieser Politik ihr sehr gefährlicher Charakter verborgen geblieben ist. Graf Reventlow, dessen gute Beziehungen zu Herrn von Tirpitz bekannt sind, schrieb in der Nummer 31 des „Größeren Deutschland" vom 29. Juli 1916 u. a.:

> „Die Weltwirtschaftsfrage ist letzten Endes auch Machtfrage ... Wir wissen nicht, was für Koalitionen von Mächten Deutschland in einem zukünftigen Kriege gegenüberstehen werden. Die Wahrscheinlichkeit liegt aber vor, daß eine solche Koalition nicht nur eine angelsächsische Macht, sondern beide, und damit möglicherweise die Feindschaft des ganzen amerikanischen Kontinents in sich schließen ... wird."

Den schärferen Beurteilern der Bülowschen Weltwirtschaftspolitik ist ganz klar gewesen, daß sie zu dem Ergebnis führen mußte: Entweder wir begaben uns, entsprechend unserer wirtschaftlichen Abhängigkeit von ihnen, auch in die politische Abhängigkeit von den Angelsachsen, was diese offenbar erwartet haben, oder wir zwangen sie dazu, uns die volle Gleichberechtigung in ihren Kolonien zu gewähren, unseren Wunsch nach der offenen Tür als berechtigten Anspruch anzuerkennen. Mit anderen Worten: die Vereinigten Staaten, das britische Weltreich und schließlich auch Südamerika sollten gezwungen werden, eine friedliche Durchdringung ihrer Gebiete durch Deutsche zu dulden. Dies ist's, was Graf Reventlow mit dem Ausspruch meint: „Die Weltwirtschaftsfrage ist letzten Endes auch Machtfrage."

Der Krieg wird von den Engländern bewußt als Kampf gegen die deutsche Durchdringung geführt. Eine ihrer ersten Maßnahmen war die Vernichtung deutscher Organisationen, der Verkauf deutscher Liegenschaften in ihren Kolonien. Ihnen haben sich die Vereinigten Staaten, China und Brasilien angeschlossen; das war die Antwort auf unsere Betonung, daß die Welt-

Digitized by Google

wirtschaftsfrage eine Machtfrage wäre. Auch die Angelsachsen fassen sie in dieser Weise auf. Und wir stehen nun vor der Entscheidung, ob wir diesen großen Machtkampf mit allen seinen Folgen auf uns nehmen wollen, oder ob es nicht für uns und die ganze Menschheit besser ist, einen anderen Weg zu gehen.

Herr von Bethmann Hollweg hatte klar erkannt, wohin die Bülowsche Weltwirtschaftspolitik ausmünden mußte. Vor dem Kriege hatte er die Verhandlungen mit England eröffnet; sie sollten Deutschland in Mittelafrika einen großen, in sich geschlossenen Kolonialbesitz geben. Das war der erste große Versuch, eine erhebliche tropische Eigenerzeugung Deutschlands zu erzielen. Zwar behaupten Graf Reventlow und seine Nachbeter, es ließe sich im Rahmen praktischer Möglichkeiten kein deutsches Kolonialreich denken, welches annähernd in der Lage wäre, den deutschen Bedarf an Rohstoffen irgendwelcher Art in beträchtlichem Maße zu decken; aber das ist unrichtig. Wäre Herrn von Bethmann Hollweg die Durchführung seiner Pläne gelungen, die auf Gewinnung des belgischen Kongo, Südangolas und großer Teile von Französisch-Äquatorialafrika abzielten, so hätten wir heute ein Kolonialreich mit einer Ausfuhr von 60 bis 70 Millionen Mark Kautschuk, das imstande wäre, in Bälde unseren ganzen Kautschukbedarf zu decken. Dieses mittelafrikanische Reich enthält gewaltige Bestände an Ölpalmen; sein Urwald ist das größte Holzreservoir der Erde. Die großen Weidehochflächen Mittelafrikas sind eines der besten Viehzuchtgebiete der Erde.

Allerdings ist richtig, daß Mittelafrika uns noch lange nicht von den fremden Rohstofflieferungen frei macht. Aber allein durch die Betonung großer kolonialer Ziele zeigen wir der Welt, daß wir sie nicht vergewaltigen wollen. Weltwirtschaftspolitik unter Abweisung kolonialer Wirtschaft, wie dieser Gedanke in den Reventlowschen Forderungen zum Ausdruck kam, rollt sofort die Machtfrage auf mit der Erhebung aller Rohstofflieferanten gegen uns im Hintergrunde. Alle leiden an der Furcht, daß wir sie wirtschaftlich durchdringen und unterjochen wollen. Wir können der Welt nicht klarmachen, daß wir stark sein und doch mit einem ganz erheblichen Teil unserer agrarischen Produktion, der immer größer und wichtiger wird, bei ihr nur geduldet sein wollen. Hinter der Fortsetzung unserer Weltwirtschaftspolitik wittert die ganze Welt die Vergewaltigung. Aber der große Umschwung tritt sofort ein, wenn wir erklären, daß wir als eines der Hauptziele des gewaltigen Ringens die Gewinnung eines großen Kolonialreiches sehen. Dann fallen alle jene Staaten von der Koalition der Angelsachsen ab, die als Rohstofflieferanten zu den großen Rohstoffgebieten der Engländer und Vereinigten Staaten in scharfem Gegensatz stehen. Das sind die südamerikanischen Staaten, Mexiko, China, die kleineren mittelamerikanischen

Digitized by Google

Reiche. Und auf diese Gebiete, Mittelafrika und eventuellen deutschen Südseebesitz gestützt, können wir dann auch seelenruhig einem Wirtschaftskampfe nach dem Kriege ins Auge sehen.

Mir scheint, daß heute die Parole lauten muß: „Los von den Angelsachsen!" und nicht Kampf bis zum Weißbluten. Die Angelsachsen wollen uns in ihren Gebieten los sein; man erfülle ihren Willen, aber Vorbedingung ist, daß sie uns in einem großen eigenen Kolonialbesitz Raum geben. Und wir werden dann eine Politik des wirtschaftlichen Austausches mit unseren Verbündeten, mit Mittelafrika, Süd- und Mittelamerika einleiten, und wer sonst noch an diesem Wirtschaftsbunde teilnehmen will. Die Engländer haben einen Kautschukanbau in Südostasien großgezogen, der alle anderen Kautschukgebiete zu vernichten droht, weil er über das ungeheure und sehr billige Menschenmaterial Ost- und Südasiens verfügt. Wir werden zu Mittelafrika und Südamerika sagen: Wir zahlen für euren Kautschuk so viel, daß ihr trotz Südostasien mit Erfolg anbauen könnt, wenn ihr dafür unsere und die österreichisch-ungarische Automobil-, Fahrrad- und Kautschukindustrie ebenfalls begünstigt. Ebenso werden wir den Südamerikanern ihre Wolle — Uruguay, Argentinien, Chile produzieren für 250 bis 300 Millionen Mark — zu einem besseren Preise abnehmen, desgleichen den Türken; auch den Ölfrüchteanbau und ihre Gewinnung werden wir in dieser Weise steigern.

Wir müssen von ähnlichen Grundsätzen ausgehen wie bei unserer Schutzzollpolitik, müssen sie aber auf ein weiteres Gebiet übertragen. Hätte das Deutsche Reich nicht seine Schutzzölle gehabt, es hätte sich nie neben dem alten Industriestaat England entwickeln können. So stehen heute Südamerika, Mittelamerika, Mittelafrika den großen bevorzugten Gebieten von Nordamerika und Süd- und Ostasien schwach gegenüber. Es ist nicht möglich, daß sie gegen diese einerseits mit großem Kapital und gewaltiger Maschinenkraft, andererseits mit einer unheimlichen Menschenfülle ausgestatteten Gebiete aufkommen können. Jeder Versuch zum Aufschwung wird unterdrückt. Dies liegt aber durchaus nicht in unserem Interesse. Es erfordert vielmehr, daß wir die neuaufstrebenden Rohstoffgebiete gegen die alten angelsächsischen durch eine Vorzugspolitik unterstützen. Den Anstoß dazu haben die Engländer durch ihre Deutschenverfolgungen gegeben; wir sollten die Gelegenheit beim Schopf ergreifen. Wir müssen aber zuerst eine klare Entscheidung treffen. Auf der einen Seite steht die Fortsetzung der Bülowschen Weltwirtschaftspolitik mit dem Machtkampf gegen alle Welt, der sich immer wieder in Wirtschaftskämpfen und neuen Kriegen erneuern wird, bis wir oder die Angelsachsen unterlegen sind; auf der anderen bietet sich durch den Übergang in eine neue, durchaus nicht schlechtere Form unserer wirt-

Digitized by Google

schaftlichen Entwicklung die Aussicht auf langes friedliches Gedeihen. Auf jener Seite eröffnet sich eine Zukunft als ausbeutendes Händler- und Fabrikantenvolk, die voll schwerer Kämpfe und Gefahren für die ganze Menschheit ist; auf dieser kehrt unsere Entwicklung wieder zur Mutter Erde zurück, zum Acker mit seinem Segen für den Einzelnen und den Staat.

# Der Angriff

Von Hart Helmut Domizlaff

Wieder kommt der große Farman über die Front, gleitet tiefer und tiefer, legt sich rechts in die Kurve und dann links, nun wieder links, man sieht, daß er den kleinen weißen Schrapnellwölkchen ausweichen will, die nach ihm greifen.

Frecher Kerl, denken die Leute im Graben und beschatten mit den Händen die Augen, staunen über die Ruhe, mit der der dort oben um sein Leben spielt und — immer wieder gewinnt.

Da: Tack, tack. Hoch oben bellt ein Maschinengewehr. Nanu?

Die schmerzenden Augen suchen den glühendheißen, strahlenden Himmel ab. Aha, da, hinter unserer Front, der kleine, glitzernde Stahlvogel. Ein Fokker.

In rasender Fahrt kommt er heran. Tack, tack, tack! Der Franzose antwortet mit wildem Gekläff, macht dann kehrt, verschwindet. Auch der Fokker gibt Ruhe. Alles ist wieder still.

Na, denn bis nachher. Die beiden Gruppenführer, deren Abschnitte aneinander stoßen, trennen sich. Langsam schlendert der Gefreite auf seinen Stollen zu. Hat der wieder geschimpft! Über die Nässe in den Stollen und die Sommerhitze oben, über den blendenden Himmel und den Kopfschmerz, den das ewige Suchen nach den Fliegern ihm eingebracht, über die Flieger überhaupt. Schließlich hatte er gemeint, daß nicht umsonst die feindlichen Flieger in der letzten Zeit so oft die Stellung photographiert hätten; der Franzmann ließe eben keine Ruhe, er solle ihm nur glauben, bald sei es wieder so weit, und dann — —

Er muß jetzt noch lachen, wenn er daran denkt.

Was nutzt das Schimpfen, und warum soll der Franzmann in dieser ruhigen Stellung nicht auch einmal wieder angreifen? Abwarten, denkt er, und zunächst mal ist er müde. Er breitet seine Decke auf der Handgranatenbank in der Nähe seines Wohnstollens aus, rollt den Mantel zusammen, um ihn unter den Kopf zu legen, spannt die Zeltbahn über das Lager als Schutz gegen die glühende Nachmittagssonne und legt sich dann zum Schlafen nieder.

Hat er nicht vor drei Jahren als Globetrotter den Frühling in Boulogne-sur-Mer verlebt? Heute liegt er im Graben. Er lacht. Mögen sie kommen; geweckt wird er. Aber dann denkt er an nichts mehr, ist nur müde, und nun schläft er ein.

Digitized by Google

Was hat er doch geträumt, als er mit einemmal in die Höhe fährt? Nichts vom Krieg, gar nichts. Aber von zu Haus war es irgend etwas, von einer Tür, gegen die jemand erst klopfte, dann trat, daß krachend die Türfüllung herausplitterte.

Raax — der Boden bebt, auf dem er lag, und mit geneigtem Kopf horcht er nach den sausenden Splittern. Da — näher und näher brummt es.

Huiii — wumm —

Ganz in seiner Nähe klatscht es an die Grabenwand und liegt dann vor ihm auf den Rosten: ein armdicker Minensplitter.

So ist es ja schon recht, denkt er, wischt sich die Augen und sieht sich das Ding an. Jetzt ist es wehrlos, aber gezackt und immer noch drohend liegt es vor ihm, wie ein giftiger, mordgieriger Tausendfuß, den Menschenhand zu Boden schlug. Er greift danach, will ihn aufheben. Aber gleich wirft er ihn wieder fort. Seine Finger schmerzen von dem heißen Eisen.

„Vorsicht, aufpassen!" Der Posten neben ihm ruft ihn an. „Da kommt schon wieder so ein Dreibein angesegelt."

Er sieht nach oben. Eine gewaltige Flügelmine rauscht durch die Luft. Donnerwetter, die schlägt hier ganz in der Nähe ein, das sieht man. Aber er hat sich getäuscht. Viel weiter rückwärts zerkracht sie, und als er den Kopf spähend eben über den Grabenrand hebt, sieht er Sand, Steine und Baumäste haushoch in die Luft fliegen.

Wie grausig doch das Geräusch einer solchen krepierenden Mine ist! Man hat das Gefühl, als packe es uns mit mächtigen Fäusten und risse uns auseinander. Man zuckt zusammen, wenn man es hört; empfindet Widerwillen.

Wie anders sind die Granaten. Todesmutig springen sie auf, sausen heulend durch die Luft, stürzen sich auf irgend etwas, packen es an, zerschmettern es und sterben im Anprall. Oder die Schrapnelle. Jauchzend, schreiend vor Wut fliegen sie heran, zerplatzen über ihrem Opfer und zerreißen mit hundert scharfen Zähnen alles, was sie erreichen können. Beides wilde, ehrliche Kämpfer, roh und ungeschlacht der eine, flink und schneidig der andere, unerbittlich beide.

Unerbittlich auch die Mine. Aber es fehlt ihr das Offene, Ungestüme ihrer Kameraden. Welche Bosheit, welche Tücke liegt allein schon in dem Klang des Wortes: Mine. Wie langsam, fast widerwillig erhebt sie sich, schwankt träge hin und her in der Luft, sucht sich noch im Fallen die Stelle, wo sie sich eingraben will, wo sie mit mächtigem Arm alles in ihrer Nähe packt und in die Luft schleudert, Steinblöcke, Menschenleiber, Sandmassen, Bäume. Unheimlich, grausig ist es anzuhören, wenn sie durch die Luft schlüpft und schlürft wie ein böser Geist, wie irgendein fürchterlicher Unhold wahnsinniger Träume.

Mine auf Mine durchrauscht die Luft, schlägt auf — zerspringt, verwüstet und zerschlägt Verbindungsgräben und zweite Linie. Der vordere Graben bleibt unversehrt, nur ab und an klatschen lange Splitter an seine Wände.

Ob der Franzmann glaubt, der Kampfgraben sei schwach besetzt? Ob er seine Werfer nicht richtig eingestellt hat?

Unsere antworten. Die leichten und auch die schweren. Hüben und drüben kracht es, Sandmassen und Steine fliegen durch die Luft, Staub kriecht in die Mundhöhle, bedeckt Zunge und Gaumen mit einer dicken, klebrigen Schicht.

Digitized by Google

Die Sonne geht unter, es wird dunkler und dunkler. Aus den Gräben, den Granatlöchern und Minentrichtern hebt die Nacht ihr Haupt, richtet sich auf an den Gerippen der mächtigen Bäume. Nun steht sie da, umhüllt alles, Himmel und die ganze Erde. Nur die Sterne nicht. An die kann sie nicht heran. Kalt und höhnisch blicken sie auf die Nacht herab, lachen über sie, die mit gierigen Blicken zu ihnen emporsieht.

Näher und näher kommen die Einschläge; wüster und grauenhafter wird das Krachen der Minen. Granaten und Schrapnelle heulen nun dazwischen, stimmen mit ein in diese Symphonie des Wahnsinns, die anhebt mit rasender Kraft, die unsere Nerven betäubt und alles, was wir denken und wollen. Nur aushalten, denken die da vorn, aushalten, aushalten. Mehr faßt ihr Verstand nicht, nur dies eine, und — daß der Feind nicht kommt, solange er schießt.

Unsere Artillerie schweigt.

Irgendwo hinter uns liegt dies Untier versteckt; im Wald in einer Senkung, irgendwo, wo niemand es vermutet, und lauert. In kalter Ruhe liegt es da, seine Augen suchen gierig den Himmel ab. Es wartet auf seine Zeit, wartet, wartet —. Und wenn dann das Licht der grünen Leuchtkugeln ihm in die Augen bleckt, dann —. Aber es wartet, das wilde Tier, man fühlt nur, wie es droht.

Ein dunkler Schatten gleitet durch den Graben, die Gefechtsordonnanz.

„Dritter Zug, dritte und vierte Gruppe?"

„Jawohl."

„Befehl vom Kompagnieführer. Jede Gruppe zieht sämtliche Posten ein, bis auf einen. Alles übrige im Stollen weitere Befehle abwarten. Umschnallen. Säcke mit Handgranaten bereit halten. Erhöhte Alarmbereitschaft."

Der Schatten huscht weiter, drückt sich hier an die Grabenwand und dort, wenn die Splitter heransausen, verschwindet hinter der nächsten Schulterwehr.

So, nun weiß jeder Bescheid darüber, was bevorsteht, wenigstens was bevorstehen kann. Es braucht das ja nicht einzutreten, worauf man wartet, es braucht ja nicht, denkt mancher — es braucht ja nicht.

Also herein in die Stollen, und alle verschwinden in dem dunklen Erdloch, sitzen dann tief unten beim Schein einer Kerze zusammen und warten — warten.

Worauf denn nur — worauf?

Die Wärme der acht Menschen füllt den engen Raum, vermischt sich mit der schweren, feuchten Luft, die von dem kalten, modrigen Wänden ausstrahlt, den nassen, überschimmelten Drahtmatratzen, an denen die Feuchtigkeit herunterkriecht wie eine ekle schleimige Schlangenhaut.

Der Raum ist wie geladen mit Erwartung, mit Aufregung, die nicht schweigen kann, die verzweifelt nach Auswegen sucht. Einige sitzen da und stieren vor sich hin, einer, ein Landsturmmann, Rechtsanwalt aus Hamburg, schimpft und flucht auf alles, was ihm einfällt, auf den Franzmann, der nie Ruhe gäbe, auf den Gestank hier unten, der aus dem schmierigen Grundwasser hochquillt, die Augen rot und klein macht, die Zunge im Munde quellen läßt. Und die anderen stimmen ein. Grobe, ungeschlachte Worte fallen, wüste Reden und rohes Lachen hört der Raum, der ihnen Schutz gewährt und dennoch von vier Seiten sie drohend anglotzt, aus hundert glitzernden Augen, die der Schein der Kerze auf seinen nassen, schleimigen Wänden öffnet.

Digitized by Google

Wumm — der Luftdruck schlägt sie gegen die Wand, das Trommelfell dröhnt. Erdklöße fallen von der Decke. Die Erde bebt. Das Licht fällt um, verlöscht.

„Schnell Licht anmachen!" schreit einer.

Man hört das Knirschen des Streichholzes, dann glänzt das Flämmchen auf. Die Kerze brennt wieder. Schwelender blauer Nebel liegt im Raum.

„Nee, nee, meine Herren," knetert wieder die Stimme des Rechtsanwalts, „jetzt wird's mir hier unten doch reichlich muffig. Ich gehe nach oben."

Aber als er auf den Ausgang zugeht, kracht's wieder, als zerbräche alles um sie herum. Er fliegt zurück, schlägt mit seinem Körper in das stinkende Grundwasser neben den Tretbohlen. Sandmassen rutschen nach. „Verfluchte Schweinerei!" Der Gefreite begreift die Lage zuerst, reißt einem den Spaten vom Koppel, stürzt auf die Stufen zu, gräbt, gräbt, gräbt wie von Sinnen. Der Eingang ist verschüttet.

Da, da, der Spaten stößt ins Leere. Er steckt den Kopf durchs Loch, schreit wie besessen. Noch einige Spatenstiche, dann packen ihn kräftige Arme, ziehen ihn heraus und nach ihm die anderen, als vorletzten den Rechtsanwalt, tot. Ein Sprengstück drang ihm in den Kopf.

Geduckt huschen sie den Graben entlang zum Zugführerunterstand in ihrem Abschnitt, wo der Graben überdeckt ist. Da bleiben sie, drängen sich bei der geringen Deckung eng zusammen. Was das für ein rasendes Durcheinander von Tönen ist, das sie umrauscht! Es ist, als könne man nicht mehr atmen darin, müsse in dieser Flut ertrinken.

Was mag der Feind da alles gegen sie aufgeboten haben! Kann man den einzelnen Geräuschen nicht nachgehen, ihnen nachspüren bis zu ihrem Ursprung, um zu wissen, was da alles gegen sie wütet?

Das scharfe, helle Bellen der Feldgeschütze, die gar nicht weit von ihnen stehen können, kennen sie wohl und auch das dumpfe Brüllen der Fünfzehner, die jedesmal den Erdboden zittern machen.

Aber aus diesen vielen verschiedenartigen Geräuschen eine bestimmte Reihe, ein Motiv herauszuhören, das dieser Symphonie den Grundton gibt, nein, nein, das kann man nicht. Besser ist, man schließt die Augen und läßt diese Sturmflut über sich zusammenschlagen, mag kommen, was will. Nur ein scharfes Knirschen und dann ein dumpfes, schweres Gekrache, das bleibt, und immer wieder dazwischen diese grausigen Abschüsse der schweren Minen. Ah, wie sie unser Gehör zerreißen beim Aufschlagen! Man sieht sie mit langem Feuerschweif emporsteigen, verliert sie dann aus den Augen, hört sie nur durch die Luft torkeln und schwanken, näher und näher sausen.

Dann duckt man sich: Entweder — an das Oder denkt schon niemand mehr. Dann schlägt sie irgendwo in der Nähe ein, überschüttet alles mit Sand und Steinen, und — man hofft weiter bis zur nächsten.

Seit acht Stunden dauert das nun an, seit acht langen, langen Stunden, und will immer noch nicht enden.

Langsam geht die Erschöpfung den Graben entlang, zieht diesen nieder und jenen und schließt ihnen die Augen zu unruhigem, nervösem Schlummer.

Nur nicht müde werden, nur nicht einschlafen, das geht doch nicht, denkt er, und fühlt, wie die Müdigkeit auch an ihm emporkriecht.

Ah, eine Zigarette wird ihn wach halten, und die Zündschnur glimmt auf.

Digitized by Google

Aber die Augen haben sich an das Dunkel gewöhnt, und das rote Papier der Schachtel leuchtet weit.

„Woher bekommen Sie nur jetzt noch die türkischen „Deuxième"-Zigaretten?" fragt mit einemmal der Leutnant Marx.

Er steht in dem überdeckten Graben auf seinen Stock gestützt da, ihm gegenüber, der vor ihm auf der Schwelle eines Postenauftritts kauert.

„Ich lasse sie mir immer aus Hamburg kommen." Und nun sprechen sie mit einemmal über alles mögliche, über Zigaretten und über deutsche Städte, in denen sie gewesen, über gute Bücher, und suchen etwas darin, mit ruhiger, klarer Stimme zu sprechen, schöne Worte in formvollendete Sätze zu prägen, als seien sie daheim in irgendeiner Abendgesellschaft aufeinander angewiesen, hätten sich eben kennen gelernt und müßten sich nun gegenseitig unterhalten. Bis mit einem Male etwas eintritt, das sie dem Augenblick wiedergibt, mit wüster Faust alles zerreißt, was an Ruhe und Gleichmut sie um sich gebreitet haben, ihren Nerven die letzte höchste Erregung zuteil werden läßt.

Die feindliche Artillerie schweigt; völlige Stille ringsum.

Und diese Stille wirkt auf sie, als seien sie plötzlich taub geworden. Fassungslos, wie betäubt stehen sie da, sehen sich an, stier und ohne jeden Ausdruck in den Augen.

„Raus, raus! Sie kommen!" schreit da mit einem Male eine Stimme.

Das weckt sie auf. „Jeder in seinen Abschnitt!" gellt die Stimme des Leutnants. Die Erdhöhlen speien Menschen aus, die den Graben entlang huschen, ihren Abschnitt besetzen.

Aufpassen, aufpassen.

Alle Müdigkeit ist mit einem Male verflogen, eine wilde Fröhlichkeit erfüllt alle. Leuchtkugeln gehen hoch, weiße, noch mehr weiße, da — da: grüne. Angriff erkannt, heißt das Signal, und Sperrfeuer fordert es. „Da kommen sie ja, da! Los, schießen, schießen!" Und alles schreit durcheinander.

Da dehnt und reckt sich das gewaltige Tier hinter uns. Seine Zeit ist gekommen, lange genug wartete es. Da springen sie heran, Schrapnelle und Granaten, wälzen sich hinein in die Reihen der Feinde, zerreißen, schleudern sie in alle Winde. Wie sie heulen und schreien, die rasenden Geister der Zerstörung, wie es brüllt und dröhnt, knallt und blitzt.

Gewehrkugeln pfeifen, klickern gegen Steine, gegen die Panzerschilde der Postenstände oder singen darüber hinweg. Und die französischen Leuchtraketen stehen am Himmel, still, kalt und ruhig, und blicken herab auf das wilde Schauspiel.

Da, das da sind sie ja. Keine dreißig Meter mehr vom Drahtverhau. Handgranaten her! Die Gewehre fliegen zur Seite.

Wumm, wumm, rechts die ersten; nun hier; Maschinengewehre rasseln. Überall kracht's. Ganz nahe sind sie heran. Vereinzelte Handgranaten fliegen in den Graben. Hier schreit einer auf und dort, fällt um, bleibt liegen. Aber näher kommt keiner. Leuchtraketen, mehr, immer noch mehr. Doch aus den dicken Pulverwolken kommt nun niemand mehr. Hier ist der Angriff abgeschlagen.

Aber was ist denn das da halb rechts von ihnen am Sappenkopf, da, wo die unförmigen Pulverschwaden sich breit machen? Sind das nicht doch noch Kerle, die da herankriechen, sich gar nicht beirren lassen durch die krachenden Hand-

Digitized by Google

granaten, immer in neuen Wellen heranfluten? Schreie hört man und Fluchen und gellendes Krachen.

Donnerwetter, da ist ein Handgemenge im Gange. Da kommt eine Ordonnanz um die Schulterwehr, keuchend, mit weit aufgerissenen Augen. „Der Franzmann ist im Sappenkopf, wo ist Leutnant Marx?" — „Weiter links." Und er rennt weiter.

„Schnell, schnell, Sandsäcke herunter, den Graben hier an der Schulterwehr verbarrikadiert!" ruft einer. „Los!"

Der Gefreite steht da, rührt sich nicht, ringt mit einem Entschluß. Soll er, soll er? Mit einem Male strafft sich sein Gesicht, sein Unterkiefer schiebt sich nach vorn. Wer weiß, wie lange es dauert, bis der Leutnant kommt, und dann ist es vielleicht schon zu spät. Besser ist, er handelt selbständig.

„Nee, nee, Kerls," sagt er, und seine Stimme klingt heiser. „So ist das nichts. Wir schmeißen sie gleich wieder raus. Wer macht mit?"

„Hier, hier." Drei Mann stehen vor ihm. Kerle wie aus Eisen. Der eine lacht, die anderen blicken ihn an mit starren, blanken Augen und einem Mund darunter, zusammengekniffen und dünn wie ein Strich.

„Aufpassen," sagt er nur, „und erst vor, wenn ich es sage. Ich fange sie hier oben ab." Und er nimmt ein paar Handgranaten und springt mit einem langen Satz auf die Schulterwehr, duckt sich zusammen wie eine Katze zum Sprung.

Da kommen sie schon, allen voran ein mächtiger Korporal. Sakra, ist das ein Kerl. Ein Hüne von Wuchs.

Wie stolz mit verhaltener Kraft er daherkommt, prächtig anzusehen in seiner majestätischen Ruhe: ein König des Grabens, der seinen Getreuen vorangeht zum Kampf und Tod.

Nun bleibt er stehen hinter der nächsten Schulterwehr und späht um die Ecke, den Revolver in der Faust, mit schief gehaltenem Kopf. Lauernd, bereit, sein Opfer zu zerschmettern. Den da oben sieht er nicht, den die Dämmerung schützt und der doch jede Bewegung seines Gegners beobachten kann und dabei noch Augen hat für so viel Kraft und Schönheit. Diese scharfen, blitzenden Augen, dies rassige Gesicht mit der Hakennase und dem Knebelbart — ein Bretone ist das, in der Bretagne hat er solche Männer gesehen, früher, früher — und kommt sich fast wie ein Mörder vor, als er abzieht, einen Augenblick wartet und dann ganz ruhig, ohne jede Aufregung, mit losem Schwung ihm gleich zwei Handgranaten vor die Füße wirft, daß er im Krach hinfliegt wie ein Stück Tuch und zwei Hintermänner mitreißt im Fall.

„Nun los!" Er winkt zugleich und springt von der Schulterwehr mitten unter sie, dem Leutnant fast auf den Kopf, der mit einem Male mit seinem Burschen unter ihnen auftaucht. Sie stürzen vor in den Pulverrauch; ein wüstes Handgemenge entsteht. Er sieht, wie einer der Gegner den Karabiner hebt und den kleinen Leutnant zu Boden schmettert; er holt aus. Aber der Bursche des Leutnants kommt ihm zuvor, springt den Franzmann an, reißt ihn zu Boden, rennt ihm sein Messer in den Hals. Teufel, wie die Polen damit doch umzugehen verstehen! Was hat er nur in der Hand?

Er denkt gar nicht nach darüber, schlägt nur immer zu wie ein Rasender, und mit ihm die anderen. Schüsse krachen und Handgranaten. Einer stürzt,

Digitized by Google

andere fallen darüber, ein wilder, blutiger Rausch benebelt die Besinnung. Aber sie kommen durch. Und als die Franzosen wieder in die Sappe gedrängt sind, werfen sie die Waffen fort, heben die Hände: „Pardon, pardon!“ Aber sie können sich nicht lange mit ihnen aufhalten. „Schnell durch Laufgraben nach hinten bringen!“ ruft er zurück. Sie drängen sich an ihnen vorbei, überlassen sie den Kameraden, die sie sofort in Empfang nehmen und fortbringen. Stolpern selbst nach vorn, spähen hinaus dem Feinde zu.

Nichts ist zu sehen. Morgendämmerung liegt über dem wüsten Gewirr von Gestrüpp und gestürzten Bäumen zwischen den Fronten, der Franzmann ist fort, wieder in seinem Graben, der Angriff abgewiesen. Sie wollen es noch gar nicht recht glauben. Sind sie denn wirklich fort? Hat der Franzmann wirklich gar keine Reserven zum Nachstoß mehr vorgeschickt? Nein, nichts mehr; eine gewaltsame Erkundung, nichts weiter. Die letzten Franzosen springen eben drüben in den Graben.

Sie sehen sich an, als erwachten sie aus einem schweren Schlaf, erkennen jetzt erst, wer sie eigentlich sind.

„Bist du nicht vom dritten Zug?“

„Ganz recht.“

„Aber Mensch, was hast du denn da in der Hand?“ sagt der andere und lacht.

Er sieht an sich herab, und seine Hand hält eine Schaufel umklammert, eine kleine Handschaufel, deren Ende naß ist und rostrot von — ja, von Blut, von Menschenblut. Ein Grauen packt ihn, ein eiskalter Schauer überläuft ihn.

Mit dieser Schaufel hat er Menschenleben zerstört, oh, was hat er getan? Und er wirft sie weit fort über die Böschung.

Aber er schüttelt den Ekel ab; sein Gesicht wird wieder hart. Was nützt es, sich darüber Gedanken zu machen. Nein, nein. Krieg ist Krieg.

„Ihr bleibt zunächst hier,“ bestimmt er, „bis ich Ablösung schicke.“ Und er will gehen.

Da kommt der Kompagnieführer.

„Na, er ist fort, wie?“

„Ja,“ sagen die Leute und grienen. „Alles in Ordnung. Fünfzehn Gefangene.“

„Ich habe sie eben gesehen. Ihr habt eure Sache gut gemacht. Ich hörte alles von Leutnant Marx.“

„Wie geht es ihm denn?“

„Kolbenschlag auf Schulter. Nicht ernstlich. Na, hier ist ja nun auch alles wieder still. Das Weitere findet sich. Es ist gut. Morgen.“ Und er geht weiter zum nächsten Abschnitt.

Es ist gut, hat er gesagt, es ist gut. —

Er geht den Graben entlang, ruhig und mit langsamen Schritten. Die Spannung in ihm löst sich, weicht einem Gefühl tiefen, inneren Glückes. Er muß über Leichen wegtreten, die ihm den Weg versperren, überall herumliegen, kommt an Schläfern vorbei, die da, wo sie gerade standen, sich hinlegten und nun daliegen wie die Toten neben ihnen, leblos, mit kaum atmender Brust, kommt an Posten vorbei, die sich kaum auf den Beinen halten können, deren Gesichter aschfahl sind, mit großen, müden Augen darin und tiefen blauen Ringen darum.

Digitized by Google

An einem Postenstand bleibt er stehen, wo sich ein Mann mit schwarzem, struppigem Bart mißmutig seine Pfeife stopft.

„Na, Kord, wie schaut's?" — „Ja," meint grimmig der Niedersachse, „es war mal wieder so 'ne richtige Schweinerei, so 'ne richtige." Er spuckt in mächtigem Bogen aus.

Er geht weiter.

Eine richtige Schweinerei.

Aber der Franzmann ist wieder draußen.

Er bleibt stehen. Hier ist der Graben breiter, macht eine Biegung, und niemand kann ihn sehen. Und er reckt sich und atmet mit mächtigen Zügen die frische Morgenluft ein. Die Sonne geht auf irgendwo hinter diesen gelben Lehmhügeln, noch kann man sie nicht sehen. Aber rotgolden färbt sich der Himmel im Osten, und zwei Wolken stehen im Zenith, und beide glühen wie ungeheure, prächtige Rubine, deren Farbe wärmt und deren Glanz die blauen Morgennebel verscheucht und die Erde von dem wüsten Traum der Nacht erwachen läßt.

Wie glücklich er sich fühlt, wie ganz erfüllt von frischem, mächtigen Lebensmut. Woher kommt das nur? Weil der Tag erwacht und die böse Nacht vorüber ist? Oder weil die herbe Morgenluft ihm so kalt und frisch über die Haut streift? Oder weil er am Leben blieb? Oh, er blieb ja am Leben. Und er bewegt seine Arme und dehnt seinen ganzen Körper und blickt liebevoll daran herunter, froh und voller Glück.

Wie verachtet er die, die stets um ihr Leben bangen.

Wen's trifft, den trifft's.

Und er lächelt, wenn er an die prächtigen Kerle denkt, die ihm halfen. Wenn es einen von denen getroffen hätte, die hätten auch zu sterben gewußt. Hart, stahlhart hätten sie den Tod hingenommen, genau so kalt wie nun das Leben. Wie gleichgültig das auch war! Wer denkt denn daran, sein Leben zu retten?

Seinen Nachbar hat er vorhin in einer großen Blutlache am Boden liegen sehen. Ein Splitter, der ihm die Seite aufriß, hat ihn getötet. Wachsbleich war sein Gesicht und von Angst verzerrt, und sein Körper lag noch halb auf den Stufen des Unterstandes, in dem er hatte Schutz suchen wollen.

Der ist nun tot, er aber lebt. Was soll er über Tote lange nachdenken?

Heller und heller wird es, und langsam zerstreuen sich die feinen blauen Schleier der Nacht, die zwischen den Bäumen hängen. Langsam geht er weiter, dahin, wo gestern noch sein Unterstand war. Kaum wiederzuerkennen ist die Stelle. Die Balken sind zerknickt, die Verschalungen zerrissen und alles andere unter Sandmassen begraben. Auch das Loch, aus dem man sie herausgezogen hat, schüttete nachrutschender Sand zu.

Ein Gefühl des Unbehagens überkommt ihn bei dem Anblick.

Aber die Handgranatenbank hinter der nächsten Schulterwehr steht noch, seine Bank, auf der er am Nachmittag noch geschlafen hat.

Wie unberührt das alles hier aussieht, als ob gar nichts geschehen ist.

Da liegt auch noch der lange Splitter, an dem er sich verbrannte. Er hebt ihn auf, faßt ihn mit zarten Händen an, als ob eine unsanfte Berührung ihm schaden könnte, und steckt ihn in die Tasche.

Wirklich, von Zerstörung ist hier nichts zu sehen. Und sein Blick umfaßt zärtlich diesen Fleck Erde, den er so liebgewann.

Digitized by Google

Da sind ja auch — und mit einem Satz springt er auf den Auftritt —, da sind ja seine Gräser und die langen Efeuranken und die kleinen Schößlinge mit den jungen, frischen Blättern daran, die aus der mächtigen, quer über den Graben gestürzten zersplitterten Eiche emporsprießen, deren Wachstum er Tag für Tag verfolgte.

Die Sonne steigt höher und höher und wirft ihren Schein in den Graben, daß seine Wände sich rötlich färben und alles, was in ihm lebt. All seine Freunde, die Gräser und Büsche, der protzige Wegerich und der Löwenzahn, der in angemessener Entfernung von dem eleganten Efeu sein Quartier aufschlug.

Und er lächelt vor lauter Glück und Freude und streichelt die im Morgenwind bebenden zarten Gräser.

Er kann das ja alles noch sehen, genießen, und es kommt ihm wie kranker Traum vor, was er in der Nacht erlebte.

Dann findet er seine Gruppe beim Frühstück.

Aber nur fünf sind da. Wo sind die anderen?

„Isenberg ist tot," sagt Schulting und schneidet sich mit seinem Dolchmesser eine mächtige Scheibe herunter, die er dick mit Butter belegt, „ist doch im Bunker vorhin erschlagen. Meyer schwer verwundet. Ist auch schon unten. Und Nolte liegt hier. Schuß in den Bauch. Laß ihn nur liegen. Er schreit immer, wenn man ihn anfaßt."

Und er zeigt nach der Ecke, wo einer halb sitzt und halb liegt, sorgsam und weich gebettet, mit einem Mantel unter dem Kopf.

Hart sind die Leute und roh. Aber wenn einer sterben will, sorgen sie für ihn, betten ihn so weich wie möglich; denn sie wissen, wie schwer es manchmal ist, zu sterben.

Er sieht hinüber zu dem Verwundeten. Gekrümmt liegt er da, mit geschlossenen Augen. Armer Kerl. Ob er schläft, ob er gar schon tot ist? Er geht auf ihn zu.

Aber da öffnen sich die Augen des Schläfers mit einem Male und blicken erstaunt und lebhaft umher.

Schmerzen verspürt er wohl nicht mehr oder vergißt sie, als er seine Kameraden frühstücken sieht, wohlriechenden starken Kaffee nach der wilden Nacht und dazu kräftiges grobes Brot mit Butter und Speck, das sie eben empfangen haben. Und mit einem Male beginnt er zu sprechen, und: „Ich will auch Kaffee haben," tönt es aus der Ecke.

Seine Kameraden drehen sich erstaunt nach ihm um. „Was, du, Maxe, willste ooch Kaffee?"

„Ja natürlich. Warum denn nich? Ihr habt für mich doch auch geholt. Warum wollt ihr mir denn keinen geben?"

Warum denn auch nicht? Und einer füllt ihm den Becher mit Kaffee, der andere streicht ihm eine dicke Stulle, und sie bringen es ihm.

Warum auch nicht? Er lebt ja. Hat doch genau dieselben Rechte wie sie auch.

Dann sitzt er in seiner Ecke und frühstückt, läßt sich nachher die Pfeife geben und qualmt in den blauen Morgen hinein.

Und erst zwei Tage später starb er im Lazarett.

---

Digitized by Google

## Krapotkin

Im Folgenden gebe ich eine Ansprache weiter, die mir brieflich zukam:

„Als Spitteler wenig überlegte Worte gegen uns sagte, habe ich meine persönliche Rache an ihm darin genommen, daß ich mich in seine Werke vertiefte und an ihnen erfreute. Ich sagte ihm damit gewissermaßen, daß er mir eben doch dienen müsse als ein Deutscher mit deutschen Gedanken in deutschen Worten, so wenig ihm daran lag. Ähnlich habe ich es mit einigen Russen gemacht. Als Mitarbeiter derselben Kultur, als deren Feinde sie uns hinstellen, müssen sie uns dienen, sie mögen wollen oder nicht.

Darunter ist Krapotkin. Er hetzt gegen uns in Petersburg und schreckt bei dieser Beschäftigung vor leicht nachweisbaren Lügen nicht zurück. Das ist Kriegspsychose, erlitten in Vaterlandsliebe und selbst etwas wie Reue wegen seines langen Fernbleibens von der Heimat; keine Lüge wird leichter vergeben werden als solche. Sie setzt ihn mir nicht allzusehr herab. Dagegen hat ein Buch von ihm mir gerade jetzt sehr wohlgetan, in dem er wider Willen der Höhe deutscher Kultur einen Lobgesang anstimmte."

Das Buch, das der Schreiber meint, heißt: „Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt", und ist bei Th. Thomas in Leipzig in billiger Volksausgabe erschienen, die sich, nebenbei bemerkt, leichter und besser liest als der manierierte Druck der großen Ausgabe. Es ist gegen Huxleys „Kampf ums Dasein" gerichtet, das den Darwinschen Grundsatz, den es an der Stirn trägt, in scharfer Übertreibung zum alleinherrschenden alles Lebens erklärt hatte.

Die Russen gehen ganz und gar von der deutschen Philosophie aus, leider nicht ihrem idealistischen Originalentwurf in Kant und Fichte, sondern der materialistischen Zersetzung in Feuerbach und Büchner. Die eigentliche Entwicklungslehre entstammt zwar auch jener deutschen Philosophie und zwar schon der idealistischen Richtung. Der Darwinismus aber im engeren Sinn, die Lehre von der Auslese durch erbitterten Kampf ums Futter, ist erst eine Erläuterung der deutschen Lehre durch die englische, sogenannt liberale Konkurrenztheorie und -stimmung.

Diese englische Ausbildung nun der Entwicklungslehre hat bei den Russen nie recht verfangen. Es ist fast, als streite etwas in ihrer seelischen Verfassung gegen sie. Sie lieben es, in der Hauptsache bei Goethe und Lamarck anzusetzen. Schon Michailowsky 1870 und Tschernyschewsky, als er 1883 aus Sibirien zurückkam, haben den Darwinismus als eine Erfindung des kapitalistischen Bürgertums gebrandmarkt, das die falsche Lehre von der Freiheit der Konkurrenz damit rechtfertigen wolle, die in Wirklichkeit Sklaverei bedeute. Aber erst Krapotkin gab dieser Gegnerschaft gegen das darwinistische Prinzip durch seine Aufsätze eine breite und feste Grundlage.

Er schließt an einige sehr charakteristische Bemerkungen Goethes an, die Eckermann überliefert hat. Anfang Oktober 1827 auf einer Fahrt nach Jena ließ sich Goethe durch die liebevollen Beobachtungen Eckermanns aus dem Vogelleben unterhalten. Sie sprachen davon, wie die vom Kuckuck nach unserer Auffassung mißbrauchten Vögel vielmehr in einem Verhältnis ausgeprägter Hilfsbereitschaft zu ihm stünden. Unser Standpunkt sei wohl noch zu niedrig, um den vollen Umfang des Gesetzes zu überschauen, das sich darin auswirke, meinte Goethe; und als Eckermann von

Digitized by Google

weiteren Fällen höchst wunderbarer Vogelfürsorge für fremde Junge berichtete, rief Goethe aus: „Da stehen wir allerdings vor etwas Göttlichem, das mich in freudiges Erstaunen setzt. Wäre es wirklich, daß dieses Füttern eines Fremden als etwas Allgemeingesetzliches durch die Natur ginge, so wäre damit manches Rätsel gelöst.“ Krapotkin vermutet, daß Brehm durch diese Goethegespräche dazu gekommen sein möchte, gerade derartige Verhältnisse in der Tierwelt mit besonderem Nachdruck aufzusuchen und zu schildern. Das ist sehr wahrscheinlich, und dadurch würde sich beweisen, daß die Idee Goethes von der Gesetzmäßigkeit jener gegenseitigen Hilfe in der Naturwelt positiv fruchtbar für ihren Nachweis geworden ist. Im Jahre 1880 wurde sie in einem Vortrag des Petersburger Universitätsprofessors Keßler dem Darwinschen Grundsatz ausdrücklich entgegengehalten. Und dieser Vortrag wieder regte Krapotkin an.

Schon Darwin hatte gelegentlich darauf aufmerksam gemacht, daß in manchen Tiergesellschaften der Kampf um die Existenzmittel zwischen den einzelnen Individuen durch Zusammenwirken ersetzt werde. Dieser Ersatz führt schließlich zu der Entwicklung der geistigen und moralischen Fähigkeiten, die der Art, die sie ausbildet, die besten Bedingungen des Überlebens sichern. Die Geeignetsten sind in solchen Fällen weder die körperlich Stärksten noch die Listigsten, sondern die, welche gelernt haben, sich zu unterstützen. Doch sprach er dann alsbald wieder von dem Nachteil der Erhaltung der geistig und körperlich Schwachen in unseren zivilisierten Gesellschaften. — „Als ob nicht,“ wendet Krapotkin ein, „Tausende von körperlich schwachen und hinfälligen Dichtern, Gelehrten, Erfindern und Reformatoren, zusammen mit wiederum Tausenden sogenannter Narren und geistesschwacher Enthusiasten, die wertvollsten Truppen wären, die die Menschheit in ihrem Kampf ums Dasein mit geistigen und moralischen Waffen gebraucht!“

Krapotkin führt nun seinen Beweis durch das Tierreich hindurch, um zu schließen, daß nicht aus den Kreisen der hochentwickelten Menschenaffen, die einzeln in zerstreuten Familien leben, der Mensch herstammt, sondern gerade von schwächeren Arten, die aber soziale Instinkte in sich zu entwickeln verstanden hatten. Umgekehrt haben sich Orang-Utan und Gorilla vielmehr in Mißbildung verloren, eben weil sie sich in Einzelfamilien zerstreuten. Unter diesem Gesichtspunkt wird der Weg aufwärts geführt über die Genossenschaften der Wilden, der Barbaren und — in besonders schönen Kapiteln — der mittelalterlichen Städte. „Jedermann muß an seiner Arbeit Freude haben,“ stellte die Silberstadt Kuttenberg in Böhmen als ersten Grundsatz auf, „und niemand soll sich mit Nichtstun aneignen, was andere mit Fleiß und Arbeit geschaffen haben.“

Der Staat zerschlägt schließlich alles durch Jahrtausende Aufgebaute, weil er allein alles in allem sein will. Aber kaum hat er seine Herrschaft gesichert, als überall das echte Gemeinschaftswesen wieder aufwacht. In dieser Periode leben wir.

Es wäre falsch, wollte man meinen, Krapotkin hielte das darwinistische Prinzip durch seine Erwägungen erledigt, wie Übereifrige verkünden wollten. Er berichtigt es nur, indem er der Kraft dieser Entwicklung durch Kampf die Spannungskraft der Entwicklung durch Hilfe hinzufügt, wodurch erst das Ganze recht ein Ganzes wird. Arthur Bonus

Digitized by Google

# Ala

## Eine bemerkenswerte Neugründung

Was heißt Ala? Allgemeine Anzeigen G. m. b. H. in Berlin. Unter diesem Namen verbirgt sich eine merkwürdige Neugründung, welche alle jene Kreise aufmerksam verfolgen müßten, denen die Unabhängigkeit der deutschen Presse am Herzen liegt. Und das sollte von Rechts wegen jeder deutsche Staatsbürger sein. Denn wehe dem Volke, dessen Zeitungen insgeheim die Geschäfte von unsichtbaren Drahtziehern besorgen! Es wird betrogen und irregeführt, wo es wähnt, uneigennützig geleitet zu werden. Vestigia terrent! Wir wissen alle, welche verhängnisvolle Rolle die Verpachtung eines Teiles des redaktionellen Raumes an Bankensyndikate in der französischen Publizistik gespielt hat. Und wir sollten außerordentlich stolz sein, daß im großen und ganzen die deutschen Zeitungen bisher recht unabhängig geblieben sind. Das ist so, trotz der schlechten Gewohnheit mancher Parteiblätter, sich gegenseitig in der Polemik mit unbeweisbaren und sogar unwahren Verdächtigungen herunterzusetzen. (Journalisten, die davon nicht lassen können, übersehen ganz, wie sie damit ihren eigenen Stand in Mißkredit bringen.)

Mit jenem Lob der deutschen Presse soll natürlich nicht etwa behauptet werden, unsere großen Zeitungen wären sämtlich ausschließlich und unparteiisch Vertreter der gesamten Bevölkerung. Das sind sie natürlich nicht. Das wollen und sollen sie auch gar nicht. Die „Deutsche Tageszeitung" vertritt in erster Reihe die im Bund der Landwirte zusammengeschlossenen Agrarier, der „Vorwärts" die sozialdemokratische Arbeiterschaft usw. usw. Sie machen daraus kein Hehl. Und ihre Redakteure sind, wie zu ihrer Ehre wohl anzunehmen ist, davon überzeugt, daß für das allgemeine Wohl eine besondere Betonung und Förderung der Agrarier oder aber der klassenkämpferischen Arbeiter unbedingt notwendig sei. Und das ist das Entscheidende: die Offenheit, mit der man den eigenen Standpunkt zur Schau trägt und die ehrliche Überzeugung des Herausgebers, Redakteurs, Schriftleiters oder wie man ihn nennen mag.

Die schwere Besorgnis nun, daß auch auf diesem Gebiete der Krieg unsere ziemlich guten Sitten verwildere, läßt sich gar nicht von der Hand weisen. Es liegen hier allerhand Symptome vor. So sei daran erinnert, wie vor wenigen Monaten ganz unvermittelt ein bekanntes, oft als offiziös bezeichnetes hauptstädtisches Blatt zum scharfen Opponenten wurde oder aber an die geheimnisvolle Art, in der die Bremer „Weserzeitung" kürzlich in Hände überging, die alles Interesse daran haben, eine der bisherigen scharf entgegengesetzte Politik vertreten zu lassen. Doch das sind Vorgänge, die darum nicht gar zu alarmierend sind, weil die Öffentlichkeit doch sehr bald hinter die Sache kommt. In einen schweren Konflikt muß freilich auch da der Redakteur eines solchen Blattes kommen, der zu wählen hat zwischen der Treue zu seiner alten Gesinnung und Verlust seiner Existenz oder aber Beibehaltung seiner Stellung und gleichzeitiger Gesinnungsschwäche. An und für sich darf man es aber keiner Richtung übelnehmen, wenn sie sich mit anständigen Mitteln neue Organe zu schaffen sucht,

Digitized by Google

gleichgültig, ob es sich um Alldeutsche oder Pazifisten handelt. Es ist jedoch kein Zufall, daß gerade jene Richtung hierbei am großzügigsten vorgeht, die jetzt im Krieg auf Kosten der Allgemeinheit ungeheuerliche Gewinne hat buchen können.

Und das führt uns nun zu der Ala. Hinter dieser ist nämlich vorwiegend die Schwerindustrie zu suchen. Die Geschichte der Ala ist schnell erzählt. Kurz vor dem Krieg wurde von einer industriellen Gruppe, deren Schwerpunkt die Firma Krupp in Essen bildete, mit verhältnismäßig noch kleinen Mitteln eine Auslands-Anzeigen G. m. b. H. gegründet, die das Inseratengeschäft nach dem Ausland vermitteln sollte. Über die Motive dieser Gründung braucht hier weiter nichts gesagt zu werden. Der Weltkrieg hat nun, wie auf so vielen Gebieten, auch hier das Auslandsgeschäft unterbunden, und so war es nur zu natürlich, daß man sich dem Inlandsgeschäft zuwandte — manche behaupten allerdings, daß das von Anfang an geplant gewesen sei. In den letzten Wochen hat man diese Richtungsänderung auch nach außen hin kenntlich gemacht, indem man die Auslands-Anzeigen G. m. b. H. in eine Allgemeine Anzeigen G. m. b. H. (eben die Ala) umfirmierte und gleichzeitig ihr Arbeitskapital auf nicht weniger als vier Millionen Mark erhöhte.

Nun wäre an und für sich gar nichts gegen eine neue große unparteiische Anzeigenvermittlerin einzuwenden. Die Allgemeinheit kann nur Vorteile daraus ziehen, wenn die Firma Rudolf Mosse in Berlin Konkurrenz erhält. Denn Mosse ist gleichzeitig Besitzer eigener Blätter und will unparteiisch Anzeigen für andere Organe vermitteln, was nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis gewisse Schwierigkeiten verursachen soll. Mit der Unparteilichkeit aber ist es bei dieser Neugründung doch einigermaßen zweifelhaft. Und deshalb soll die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit auf sie gelenkt werden. Warum, so muß man sich fragen, begibt sich die Schwerindustrie hier auf ein Gebiet, das ihr so fern liegt wie nur möglich? Geschieht das nur, um einen — allerdings sehr winzigen — Teil ihrer ungeheuren Kriegsgewinne anzulegen? Denn daß das Anzeigenwesen an und für sich der Schwerindustrie so ferne liegt wie nur irgendeinem Gewerbe, liegt auf der Hand. Wenn Automobilwerke oder Zigarettenfabriken oder Champagnerfirmen oder Warenhäuser sich zu diesem Zwecke zusammengeschlossen hätten, so könnte man das verstehen. Denn bei ihnen spielt der Posten „Reklame" eine geradezu ausschlaggebende Rolle in der Kalkulation. Man kann aber mit dem besten Willen nicht zugeben, daß die Kosten für Inserate auch nur den bescheidensten Einfluß auf die Preisgestaltung Kruppscher Kanonen oder Stinnesscher Kohlen ausüben könnte.

Warum also das Aufgreifen eines so fernliegenden Gebietes? Eine Handhabe zum Verständnis bieten zunächst die Verhandlungen der einschlägigen Verbände. Man war manchmal so unvorsichtig, so deutlich zu werden, daß sogar in gedruckten und einem sehr großen Kreis zugängigen Berichten ausdrücklich davon die Rede ist: die Aufforderung beispielsweise, große Blätter, die nicht durch dick und dünn die Kartellpolitik mitmachen, zu boykottieren. So las man schon vor Jahren. Von einem solchen Wunsch bis zum Versuch, durch Anzeigenzuteilung oder -verweigerung systematisch zu belohnen und zu bestrafen, ist kein weiter Weg. Es liegen Anzeichen vor,

Digitized by Google

daß bereits jetzt, wo die Ala doch noch sehr jung ist und wo sie sich deshalb noch sehr in acht nehmen muß, dahingehende Versuche gemacht worden sind, wenn auch einstweilen in relativ harmlosen Fällen.

Wer das außerordentliche Unverständnis vieler unserer Industriekapitäne in Pressefragen kennt, der wird den hier angedeuteten Gedankengang durchaus plausibel finden. Solche Naturen können es nicht verstehen, daß es Leute geben soll, die so ideal — oder so dumm — sind, um einer Idee, nämlich dem allgemeinen Wohl, ihre Lebensarbeit zu widmen. Jene Kraftnaturen halten es für selbstverständlich, daß man mit Inseraten die Haltung von Blättern kaufen kann.

Gott sei Dank ist das gar nicht selbstverständlich. Leider aber ist es ebensowenig selbstverständlich, daß solche Beeinflussungen überall fruchtlos sein würden. Wäre das der Fall, so würde es ganz unnötig sein, auf diese Neugründung hinzuweisen. Denn dann würde es sich — selbst wenn alle unsere Vermutungen zuträfen — doch nur um einen untauglichen Versuch am untauglichen Objekt handeln. So glänzend aber ist es denn doch nicht um unser Pressewesen bestellt. Denn neben den Redakteuren gibt es auch noch Verleger an den Blättern. Die Verleger nun sind meistens Gewerbetreibende, die mit ihren Unternehmungen Geld verdienen wollen, was ihr gutes Recht ist. Und die Verleger sind die Brotgeber der Redakteure. Bei sehr vielen großen und mittleren Blättern ist das Verhältnis so reinlich geklärt, daß der Verleger dem Redakteur nichts in seine Redaktionsführung hineinzureden hat. Gerade geschäftskluge Zeitungsbesitzer führen diese Scheidung möglichst radikal durch, schon weil sich das gut bezahlt macht. Es soll aber auch Blätter geben, wo jener Grundsatz nicht so restlos angewandt wird. Vor allem aber hat sich gerade im Gefolge des Krieges die wirtschaftliche Widerstandsfähigkeit vieler Zeitungsbesitzer nicht gerade gestärkt, die Sicherheit von großen Inseratenaufträgen ist für manchen heute verlockender als je. Wenn hier eine klug geleitete Interessenagentur mit unbeschränkten Mitteln als Versucherin auftritt — wer möchte da für eine völlige Integrität garantieren? Die Korruptionsgefahr ist nicht von der Hand zu weisen. Möge die Öffentlichkeit auf ihrer Hut sein!

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

## Ein Standard-Werk der Volkswirtschaftslehre

# Grundsätze der Volkswirtschaftslehre

Von

**Professor Dr. Robert Liefmann**

I. Band: **Grundlagen der Wirtschaft**

Geheftet M 16.—, gebunden M 18.50

Zwei Preßurteile:

„Unzweifelhaft hat Liefmann sich ein großes Verdienst um die Weiterbildung einer subjektiven Wirtschaftstheorie erworben. Wir sagen mit Absicht „Weiterbildung", denn der Grundgedanke (Gegenüberstellung von Kosten und Nutzen behufs größtmöglichster Bedarfsbefriedigung) ist von einer Reihe neuerer Systematiker wie Schäffle, Gossen, Dietzel, Oswalt, den österreichischen Grenznutzentheoretikern und anderen bereits so weit entwickelt worden, daß er hart an den Begriff Liefmanns heranreicht. Letzterer weiß das natürlich sehr wohl und setzt sich deshalb mit seinen Vorläufern gründlich auseinander. Diese Auseinandersetzungen nehmen einen sehr breiten Raum ein, gehören aber zugleich zu den anziehendsten Kapiteln des Buches. Hier tritt die glänzende kritische Begabung Liefmanns wie in keiner seiner früheren Schriften und zugleich seine besondere Befähigung für dogmengeschichtliche Untersuchungen hervor ... Der erkenntnis-theoretische Grundgedanke ist mit einer logischen Schärfe, die an den größten abstrakten Denker der klassischen Nationalökonomie, David Ricardo, erinnert, durchgeführt. Die Fachgelehrten mögen sich darüber einigen, ob Liefmanns psychisches System bestimmt ist, alle bisherigen Theorien über den Haufen zu werfen und die Grundlage für einen vollständigen Neubau zu bilden. Auch wenn letzteres nicht der Fall ist, wird die Liefmannsche Arbeit als eine Vertiefung nationalökonomischer Wissenschaft in der Richtung des Subjektivismus dauernd ihren Platz behaupten."

(Münchner Neueste Nachrichten.)

„Die Leistung Liefmanns ist nicht allein das Aufstellen eines neuen Gesichtspunktes, der wird noch von ihm selbst weiter ausgebaut werden, sondern daß er die Wirtschaftstheorie vom toten Gleise geschoben, sie wieder in Fluß gebracht hat. Das ist eine verjüngende Tat, selbst wenn sie im einzelnen nicht allen Einwendungen standhielte. Ein neuer Gedanke ist ausgesprochen — und damit wurde etwas Schöpferisches geleistet, mit dem sich jeder auseinandersetzen muß. Man wird daher mit Spannung dem zweiten Bande, der den Beschluß der Darlegungen bringen soll, entgegensehen."

(Die Post, Berlin.)

Von demselben Verfasser sind in unserem Verlage noch erschienen:

**Geld und Gold.** Ökonomische Theorie des Geldes. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

**Bringt uns der Krieg dem Sozialismus näher?** (76. Heft der Sammlung „Der Deutsche Krieg", herausgegeben von Ernst Jäckh.) Preis 50 Pfg.

**DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART**




Digitized by Google

**Wir wüßten kein besseres Erziehungsmittel zu künstlerischem Sehen als dieses schöne und dabei wohlfeile Werk,**

so urteilt das Deutsche Volksblatt, Wien, über das

# PANTHEON
## DER BILDENDEN KUNST

Eine Auswahl von Meisterwerken aller Zeiten

* * Herausgegeben von **Gustav Keyßner** * *

Ein stattlicher Band mit etwa 400 größtenteils ganzseitigen Abbildungen. Preis in Leinen vornehm gebunden M 12.–

Weitere Urteile der Presse:

**Ernst Collin in der Täglichen Rundschau, Berlin:** „So ist dieses Pantheon der bildenden Kunst nicht mehr und nicht weniger geworden als eine Einführung in die Kunstgeschichte, und indem es auf das analysierende Wort des Kunstgelehrten verzichtet hat und allein auf der machtvollen Synthese des Kunstwerks aufgebaut ist, hat es zugleich ein Programm aufgestellt, das für sich selbst spricht. Nicht jedem mögen so die innersten Zusammenhänge der Kunstgeschichte klar werden. Aber der unendliche Reichtum von keinem zeitlichen Wert bestimmten Kunstschaffens tönt doch in mächtigen Akkorden aus den 350 Seiten dieses Buches, und wer es nicht nur flüchtig durchblättert, dem wird es reinen seelischen Gewinn bedeuten, der wird aus ihm Anregungen empfangen, die zu weiterem liebevollem Versenken in den Geist der bildenden Kunst veranlassen."

**Augsburger Postzeitung:** „Von der altägyptischen Kunst bis in unsere Tage bringt das Buch ein glänzendes Abbild der Kunstarbeit der Menschheit. Das Buch will die Freude an den Kunstwerken wecken. Es will dem Beschauer zu unmittelbarer Empfindung bringen, welche Fülle erhöhten und unvergänglichen Lebens in der „Überwelt" der Kunst verborgen ist, welchen Reichtum seelischen Genießens jedes einzelne echte Kunstwerk darbietet. Für künstlerisches Genießen und für Kunstbildung ist das Buch gleich wertvoll."

**Kurt Schede in der Straßburger Post:** „Der Herausgeber hat auf jeden Text verzichtet und nur das Allernötigste über Herkunft und Zeit der Kunstwerke und ihrer Schöpfer in knappen Notizen am Schluß des stattlichen Bandes zusammengestellt. Dafür konnte den Bildern selbst der breiteste Raum überlassen bleiben, was dem Zweck des Pantheons entspricht und von dem Genießenden, der zugleich ja auch der Lernende ist, gewiß begrüßt wird."

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Digitized by Google

# Die falsche Rechnung

Von Theodor Heuß

Die taktische Bedeutung der Note von Benedikt XV. liegt in dem Versuch, die Aussprache über den Frieden wach zu halten. Sie ist nicht mit einer politischen, aber mit einer moralischen Autorität ausgestattet. Das gibt ihre Grenzen. Freilich die erste und bisher einzige Antwort, die sie gefunden, die des Präsidenten Wilson, ist nicht derart, daß sie hoffnungsvolle Aussichten eröffnet. Sie enthält zwar eine verschleierte Polemik gegen den Plan der Pariser Wirtschaftskonferenz, denn Amerika will sich die Frage der kommenden Rohstoffprofite des Friedens offen halten, aber die Einstellung auf einen Zwiespalt zwischen Volk und Regierung in Deutschland ist so plump, daß sie, vom übrigen abgesehen, neue Wände des Mißtrauens aufrichten muß. Ein späterer Kommentar läßt wissen, daß es dem Präsidenten nicht darauf ankomme, die Hohenzollern zu stürzen; er behalte sich vor, zu beurteilen, ob die innerdeutschen Reformen genügen, um die Ehrlichkeit der deutschen Politik zu garantieren. Das ist sehr gnädig von ihm. Aber er leidet daran, daß gerade seine Politik ihm bei uns allen Kredit genommen hat, selber als ein ehrlicher Politiker zu gelten und als sachverständig in den geschichtlichen Lebensbedingungen und Notwendigkeiten des deutschen Staates. Jeder Deutsche verbittet sich solche Einsprache.

Nun gehört die Melodie ihm ja nicht allein. Liberale englische Zeitungen legen Wert darauf, festzustellen, daß sie mit einem Reichstag, der verantwortliche Exekutivgewalt besäße, vielleicht zu einer Aussprache kämen, nimmermehr mit einer Regierung, die vom Parlament unabhängig ihre Entscheidungen auslegt, „wie ich sie auffasse". Dieser Einwurf zieht seine Nahrung aus den verschiedenen Nuancen der Interpretation der bekannten Friedens-

Digitized by Google

resolution. Aber nur die vollendete Harmlosigkeit, die es ja in Deutschland zweifellos noch gibt, wird sich durch diesen Gedankengang eben von dieser Seite her verblüffen lassen. Denn gerade die englische auswärtige Politik vor dem Krieg hat, wie Ramsay Macdonald und andere uns bestätigten, darunter gelitten, daß die aus dem Parlament hervorgegangene Regierung eine Politik betrieb, von der das Unterhaus nichts wußte. Daß Grey und Asquith das Parlament über die mit Cambon getroffenen Abmachungen über eine britische Kriegshilfe auf dem Festland einfach anlogen. Bei den Franzosen steht es kein Haar anders. Das Parlament hat vor einigen Monaten zu seiner größten Überraschung erfahren, was für eine willkürliche geheime Politik Poincaré und Briand noch während des Krieges mit dem Zaren betrieben haben. Von der Haltung der Entente-Regierungen in der Stockholmer Paßfrage ganz zu schweigen!

Das sind keine Neuigkeiten, aber es ist gut, sie fest und gegenwärtig im Bewußtsein zu haben, wenn man den augenblicklichen Zustand unserer inneren und äußeren Politik betrachtet. Denn jene, die von der Dringlichkeit einer Neuordnung unseres politischen Staatslebens durchdrungen sind, sehen sich von einem Orkan der öffentlichen Stimmungsmache umbraust: daß sie sich dem Diktat des feindlichen Auslands unterwerfen, daß sie „Michelei" betreiben, indem sie glauben, das Befolgen von Ratschlägen aus London und Washington bringe uns den Frieden, daß sie „Schwäche" zeigen und nebenbei das Bismarcksche Erbe verschleudern. Dabei ist es fast komisch: diejenigen, die die schärfsten Bekämpfer der bisherigen staatspolitischen Praxis der Regierung während des Krieges waren, schreien am lautesten, wenn an ihrem grundsätzlichen Aufbau etwas geändert werden soll.

Der Wunsch, die Spekulation der Westmächte ist, in Deutschland möge sich etwas Ähnliches wie die russische Revolution vollziehen. Sie greifen es dabei reichlich plump an und verkennen vollkommen die geschichtliche Lage, in der sich das deutsche Volk befindet. Die Demokratisierung seiner Institutionen ist keine Frucht des Krieges,

Digitized by Google

sondern eine Entwicklung, die schon früher einsetzt, die aber jetzt aus Sachnotwendigkeit und nicht um doktrinärer Machtbedürfnisse willen zu schnellerer Reife kommt. Nichts ist so töricht als dies, daß sie eine Schwächung des Staatsganzen bedeuten würde; im Gegenteil, indem sie den Zusammenhang zwischen Regierenden und Regierten inniger gestaltet, die Verantwortungen breiter unterbauen will, stärkt sie das Staatsgefüge. Freilich: der Lärm unserer Konservativen über die „zersetzenden Kräfte" der demokratischen Bewegung muß die Hoffnungen der Gegner immer nähren. Sie haben ja auch nicht gelernt, daß das Kriegsjahr 1866 die Geburtsstunde des Reichstagswahlrechts enthält, das doch die Magna Charta der deutschen Reichseinheit geworden ist.

Eine Aufgabe ist allen Völkern gestellt: sich mit einem verantwortungslosen Chauvinismus auseinanderzusetzen, der allen im Blute sitzt. Die Franzosen und Engländer haben, wenn sie auf ihre Regierung blicken, darin ein besonders dankbares Ziel, das sie erst erreichen müssen, um friedensreif zu werden; die „autokratischen" Mittelmächte sind hier besser daran. Aber die Frage der Staatsverfassung soll dabei füglich aus dem Spiele bleiben. Wir sehen, wie in England die Diktatur einer kleinen Gruppe schaltet; daß der englische Parlamentarismus sich mit dem Koalitionskabinett, mit der Berufung von mandatslosen Männern in das Ministerium selber auf den Kopf stellt, hat für uns nur ein gewisses akademisches Interesse. Wir reden nicht davon, daß England von seinem „Marinismus" befreit werden müsse, und daß es in seinen Kolonien die und die Verfassung einführen müsse, damit man mit ihm über den Frieden sprechen könne. Vielleicht ist es ein Fehler, daß unser diplomatischer Wortschatz so wenig auf den moralisierenden Angriff angelegt ist. Aber wir ziehen einen dicken und entschlossenen Strich, wenn die Friedensdiskussion erneut mit unserer inneren Politik belastet werden soll.

Wilson konnte seine moralisierende Note in einem Augenblick in die Welt geben, da in Petersburg die Zeugenaussagen von Januschkewitsch und Suchomlinow die glänzendste Rechtfertigung der



Digitized by Google

deutschen Reichsregierung brachten. Zwar hat man es bei uns jetzt vielfach satt, die „Schuld"-Fragen zu erörtern, denn das führt zur dialektischen Konventikelei, und man erinnert sich bei uns wohl an Bismarcks Wort zum König Wilhelm, die Aufgabe der Politik sei nicht, zu „strafen". Aber dies hier, die Bestätigung des falschen Ehrenworts an den deutschen Militärattaché, die eidliche Bestätigung der frühzeitigen russischen Gesamtmobilmachung, das hätte unsere Diplomatie mit sehr lauten Worten dem Wilsonschen Getön entgegenwerfen sollen. Die Technik hat zu spät zu arbeiten begonnen; Reuter und Havas aber haben einstweilen diese wichtigsten Aussagen unterdrückt. Sie moralisieren nur nach dem wechselnden Bedürfnis. Mit diesen Argumenten in der Hand dürften auch die deutschen Sozialisten noch zuversichtlicher als zuvor nach Stockholm reisen.

Sie reisen nicht. Die Konferenz, schon vor ihrer Ermöglichung zu Tode geredet, ist wieder einmal vertagt; es bleibt ihr offenbar erspart, ihre Unfruchtbarkeit in einem formalen Zustandekommen darzutun. Dafür rücken die deutschen Truppen über Riga hinaus nach Livland hinein, um den Feinden einzubläuen, daß die deutsche Friedensbereitschaft kein Angstruf der Schwäche, sondern das Sicherheits- und Verantwortungsgefühl der ungebrochenen Stärke ist.

# Kriegsberichterstatter

Von Miles

## Ein Notschrei aus dem Felde

An der Front herrscht ziemlich starke Gereiztheit über das Kriegsberichterstatterwesen. Woher kommt das? Es kommt daher, daß nur wenige Berichterstatter das Wesen des Krieges und das Wesen der Soldaten zu erkennen vermögen, alle aber es darstellen wollen.

Tatsächlich stehen der Kriegsberichterstattung große Schwierigkeiten im Wege und vor allem einer Darstellung, die das Schwergewicht nicht in sich selber sucht, sondern nur dem Zwecke dient, nach außen zu wirken. Wir alle haben bis zu Kriegsausbruch unsere Anschauung über

Digitized by Google

Kriegerisches aus den Büchern über 1870/71 gewonnen. Da haben wir viel äußere Handlung gesehen, Helden und Siege. So muß es jetzt auch sein; so wollen die meisten daheim die Dinge sehen, die hier draußen geschehen. Und der Kriegsberichterstatter kommt diesem Wunsch entgegen. Daher erhellt schon, daß er nicht das darstellt, was ist, sondern was sein möchte. Nicht wie die Dinge stehen, berichtet er; er schreibt, wie er sie sehen will. Er ist nicht Historiker, er ist Romancier.

Dieses Versehen ist nicht schwer erklärlich. Vielleicht klingt es verwunderlich, aber es ist so: hier draußen geschieht nicht viel. Auf einer einzigen Seite einer populären Darstellung des 70er Krieges steht mehr, als wir (und wir gehören zur Infanterie!) in drei Jahren erlebt haben. Nun, für uns war es immerhin genug. Wollten wir aber unsere Erlebnisse, so wie sie wirklich sind, erzählen, wir würden zwar Aufmerksamkeit und wohl auch Respekt bei unseren Zuhörern bemerken, zuletzt aber doch immer wieder die Erwartung nach mehr und die stumme Frage: „— na — und?" Gottfried Keller spricht einmal von dem „Spielerischen", das dem Menschen so eng verbunden sei, daß es auch in Ernst und Schmerz überrage. Hieran mußten wir oft denken, wenn oder vielmehr als wir noch erzählten. Die braven Zuhörer wollen Blutiges, Grausiges, Furchtbares hören. Stellen wir unsere wirklichen Erlebnisse dar, so empfinden jene gar bald gähnende Langeweile. Das „— und ich dachte doch — —" flimmert uns aus ihren immer kleiner werdenden Augen entgegen. Denn was wird erlebt? Wachen, schanzen, exerzieren, viel Schriftwechsel, Patrouillen, Kartenstudium, Pläne zeichnen, Berichte schreiben, für Nahrungsmittel und Quartiere sorgen, Gasmasken durchsehen, das ist die Tätigkeit an Ruhe- und Gefechtstagen. Da fehlt ja aber der Bajonettkampf? Das ist es eben! Wenn ihn doch darum der Kriegsberichterstatter auch wegließe!

Die liebe Heimat, die sicher mit uns fühlt, hat keine Ahnung davon, daß die meiste Arbeit, die der Soldat hier draußen leistet, negativer Art ist. Handeln und Leiden, beides trägt dieses Kainszeichen. Dem Tode entgehen, dem Regen entgehen, dem Gas, den Ratten, den Läusen, das ist Kriegsarbeit. Lacht ruhig, wenn ihr an die „große Arbeit" denkt. Wir können nicht alle Siegfriede sein. Und das Leiden? Immer in der Schlangenlinie des Grabens gehen müssen, sich nicht baden, nicht waschen können, immer dieselbe Kluft auf dem Leibe, derselbe Unterhaltungsstoff, der häufige Quartierwechsel, nie sich selbst gehören — —

All das liefert einem Kriegsberichterstatter nicht Stoff für eine halbe Spalte. Wollte er es beschreiben, so wäre die Redaktion kaum sehr erbaut darüber und der Chefredakteur gleich gar nicht, denn Chefredakteur einer Zeitung ist zumeist das Lesepublikum. Mit dem muß der Artikelschreiber sich stellen.

Es gibt zwei Sorten aufsatzschreibende Primaner. Die einen schreiben mit dem Verstand und der Begeisterung ihrer Jugend und werden dafür aufs Rektorat bestellt, um mit einem „Lassen Sie sich das joo, aber auch joo gesogt sein!" verwarnt zu werden. Die andern schreiben, wie das Gesetz es befahl, loben, tadeln und wühlen nur so in wohlangelernten Urteilen über Kaiser, Könige und Päpste. Sie kriegen Einser.

Die Kriegsberichterstatter haben scheinbar fast alle Angst vor dem: „Lassen Sie sich das joo, aber auch joo gesogt sein!"; sie schreiben nicht das, was

Digitized by Google

ist, was sie sehen, sondern wie das Gesetz es befiehlt. Und das Gesetz ist das Spielerische, das im Chefredakteur lebt. Wollten jene nur das, was ist, darstellen, so wären ja, wie gesagt, die Grenzen eng gezogen.

Von wenigen Ausnahmen abgesehen, schwelgen fast alle Kriegsberichterstatter im Stil der Darstellung, wie sie den für die reifere Jugend geschriebenen „Werken" über 70/71 eigen ist. Da geht es im Sturmschritt dahin, da brüllen die Kanonen, da jagen die Staffetten, des Hurraschreiens ist kein Ende, und da — flieht der Feind. Das ist der Ton, in dem, je nach Bedarf, eine neue Melodie geblasen wird. Und so muß es wohl auch sein. Denn wer das Alltagsleben und -leiden der Soldaten wirklich bringen will, dem ist der Stoff so knapp, die Farbe so nüchtern, daß er Künstler sein muß, um etwas daraus zu machen.

Zu diesen stofflichen Schwierigkeiten kommt die Verlegenheit, in der sich die Person des Kriegsberichterstatters befindet. Er soll über Taktisches nach der Heimat schreiben und über Soldatenerlebnisse. Wohl gemerkt: Soldaten-, nicht etwa eigene Erlebnisse. Woher aber weiß er etwas davon, er, der doch nie in vorderster Linie ist und dort auch nicht hingehört? So werden Erzählungen daraus, die verzweifelt an Karl May erinnern. Nur daß wir jene glaubten, weil wir nicht dabei gewesen waren und mit Begeisterung lasen. Diese aber können wir nicht glauben, weil wir dabei gewesen sind, und wir lesen sie mit Kopfschütteln.

Über taktische Dinge nicht zu schreiben, liegt für viele Berichterstatter nicht der geringste Grund vor. Wollte ein Käsehändler über Kunstgesang urteilen, so würde der Meister lächeln. Und wollte der Tenor in die Kunst der Käsefabrikation hineinrasseln, so würde der Käsehändler außer sich geraten, mit den Armen fuchteln und schreien: „Meine Käse — ich bitte recht sehr, meine Käse! Sie verstehen einen Dreck von meinen Käsen!" Und der Gesangsmeister müßte sich überzeugen lassen, daß solch ein Käse ein gar aristokratisch Ding ist, das seine Eigenart hat, die nur wenige ahnen.

Es liegt an der allumfassenden, alle packenden Gewalt des Krieges, daß er auf Gemüt und Gedanken eine Konzentrationskraft ausübt, die ihresgleichen nirgends hat. Leider glauben daher auch die meisten Menschen, sie hätten in militärischen Dingen ein Urteil. Wie viele denken daran, daß Kriegführen eine Kunst ist, die durch vieljährige Arbeit in langer Mühe und Geduld der erlernte, den der Genius erkor. Die es wissen, sprechen selten über diese Kunst; die sie vermögen, nie. Fast jeder aber meint, er könne auch mit urteilen in militärischen, ja in taktischen oder gar strategischen Angelegenheiten. Dieser verhängnisvolle Irrtum! Kriegskunst ist ebensowenig demokratisch wie jede andere Kunst. Begabung gehört dazu und Geduld, viel Geduld. Wie lange hat es gedauert, bis das Generalstabswerk über 70/71 fertig wurde! Heute aber schreibt tagtäglich jeder Berichterstatter irgend etwas, was kriegswissenschaftlichen Anstrich hat. Wir lachen über die Bierbankstrategie und nehmen die Ausführungen ernst, die Zivilisten in den Zeitungen bringen. Aber wie harmlos sind jene Feldherren gegenüber den Skribenten, die mit der Macht arbeiten, die das gedruckte Wort nun einmal auf Millionen ausübt! Da schreibt einer über die Bedeutung der Siegfriedstellung, der vor dem Kriege vielleicht den am Kopf des „Lokalen" stehenden Filzpantoffelteil verfaßt hat. Dort hat er

Digitized by Google

über Monistentum und Operngucker fabrikation, über den Wert des humanistischen Gymnasiums und über Einkochrezepte geschrieben — —, ist es zu verwundern, daß solch ein Tausendsassa auch Genaues über die Bedeutung der Siegfriedstellung zu sagen weiß? Über Kriegsdinge zu schreiben ist überhaupt gar nicht schwer. Die Stichworte sind gegeben: Hindenburg ist ein Genie (wie gut, daß der Einkochrezeptmensch ihm das sagt!), Joffre ein Macher, der deutsche Soldat ist gut und edel, der französische ein Windhund, der englische ein Rowdy, der belgische gilt nicht (diese Nacht fiel unser bester Unteroffizier durch eine belgische Kugel), der serbische ist verlaust und der russische ewig besoffen. Tralalalala, so wird's gemacht! Aus diesen „Man nehme" kocht man dann ein Ragout zusammen und serviert es. Und das deutsche Lesepublikum langt wirklich darnach! Wenn es wenigstens immer so gut ausginge wie bei jenem vielgelesenen Romantiker, der in der wunderlichen Meinung, ohne ihn gehe es nicht, den Gang aus dem Frieden seines Hofes ins Kriegsgetümmel lenkte, dort eine Handgranate untersuchte, um zu sehen, wie sie von innen ausschaue, und bei dieser Tat geritzt wurde. Seitdem haben die Zeitungsleser vor ihm ebenso Ruhe wie die Generalstabsoffiziere, denn der wackere Ritter schreibt nie mehr nichts über keinen Krieg. Er arbeitet wieder an seinen braven Buben und Dirndln, nachdem er „im Schützengraben verwundet worden ist".

Aber sei dem, wie ihm wolle — — der Tapfere hat gelitten. Der Handgranate ist es ja schließlich gleich, wen sie trifft. Die meisten Berichterstatter aber entbehren vollständig des unmittelbaren Erlebens. In den Hauptquartieren hat ein Adjutant das mehr oder weniger beneidenswerte Los, diese Männer um sich zu scharen wie die Ehrentante die Pensionsküken. Er wohnt, er ißt, er trinkt mit ihnen und hilft ihnen bei ihren Aufsätzen. Er wird furchtbar viel von ihnen gefragt. Wenn er nicht immer antworten kann, so brecht den Stab nicht über ihn. Es sind viele gegen einen. Gehören doch nach dem bekannten Sprichwort zehn Weise dazu, um von der andern Kategorie auch nur einen einzigen zu befriedigen. —

Von diesem Offizier empfangen die Berichterstatter ihre Weisungen. Also aus zweiter Hand. Somit müßte ihrer Darstellung eigentlich die Frische fehlen, die nur die Unmittelbarkeit gibt. Weit vorbeigeschossen, mein Bester! Es ist geradezu erstaunlich, mit welcher Sicherheit und Unfehlbarkeit ein Berichterstatter über die jeweilige militärische Lage schreibt. Freilich: dem Artikel über die Einmachrezepte fehlte es auch nicht an Schmiß! Dem Grenadier aber, der im Horchloch steht, können nicht mehr Minensplitter um den Kopf fliegen, als der Berichterstatter dem Zeitungsleser Kunstausdrücke hinpflastert. Da wimmelt es von Kugel-, Torpedo-, Kettenminen, von direktem und indirektem Maschinengewehr-, von Trommel-, Sperr-, Vernichtungs-, Vergeltungs-, Wirkungsschießen, von Langrohrgeschützen, Haubitzen und Flakzügen — — — wenn das ein Lanzer in seinen drei Kriegsjahren alles gesehen hätte, könnte er was erzählen. Wir sind einmal mit einem Kriegsberichterstatter in eine Unterhaltung geraten — nach einer halben Stunde waren wir so ziemlich go.

Aber nicht das Ragout allein macht es, es muß auch hübsch garniert werden. Das verstehen die Herren nun ganz vorzüglich. Nur in den großen Topf braucht man zu greifen, und schon hat man der Mixed-Pickles,

Digitized by Google

soviel man haben mag: Mut, Angst, Nicht-erwarten-können, stoische Ruhe, Wildheit, Edelmut, Verstand, Tücke, Starrheit, Roheit, geistige Überlegenheit, Stumpfsinn, Mattherzigkeit, Aufopferung, Fürsorge, Habgier — — die Auswahl ist groß genug. Nur richtig zu garnieren brauchst du, dann frißt es der Leser schon. Wie oft sind wir im Leben schon auf eine üppige Garnitur hineingefallen und haben ein solides Stück Hausmannskost nicht geachtet —

Oft wird ein kurzer Vorbericht geschrieben, dem dann erst in einer der nächsten Nummern die Hauptsache folgt. Dieser Hauptartikel ist stets ein Prachtwerk. Da rollen die Geschütze, Hurra wird geschrien, ein Graben nach dem andern genommen, das Schlachtfeld dampft vom Fett der erschlagenen Feinde, zuletzt aber ist wieder einmal unsterblicher Ruhm an eine Fahne geheftet worden (à propos, mein Regiment hat gar keine Fahne). Wenn es noch Lagerbier, warme Würstchen und Blechmusik dazu gäbe, dann wäre die übliche Sedanfeier fertig.

Wir bekamen einmal eine Nummer einer Zeitung in die Hände, die in mächtiger Auflage in einer mitteldeutschen Großstadt erscheint, wo viel Läben is un Rauchwarenhandel. Nicht was über diesen geschrieben war, lockte uns. Unser Blick wurde gefesselt durch eine dicke Überschrift: „Die Kämpfe um die Monacu-Ferme". Da hatte das Bataillon ja mitgemacht!

Über diesen Artikel ist nicht viel zu sagen. Er war Artikel im handelstechnischen Sinne: durchaus res fungibilis. Feurige Ansprache — Begeisterung — herrlicher, unwiderstehlicher Sturmangriff — fliehende Franzosen. Das alles war in einem Deutsch geschrieben, wie wenn ein Berberroß dahinsaust! Hauptsächlichkeiten waren fett gedruckt, ja auf besondere Zeilen abgesetzt. Wir aber hatten an jenem Tag aus schweren Wunden geblutet; es war ein Ehrentag gewesen, aber wir mußten durch Wald und Sumpf, und der Feind war diesmal stärker. In den für die reifere Jugend geschriebenen Werken über 70/71 kommt so etwas nie vor, beim Durchschnittsberichterstatter auch niemals, aber die Wirklichkeit fragt nicht danach. Damals mußten viele Briefe an arme Eltern und Frauen geschrieben werden — — aber der wackre Schwabe forcht sich nit, für ihn war das Stoff zu einem Festartikel genau wie zu allen anderen bisher. Hätten wir lieber den Artikel über Rauchwarenhandel gelesen —!

Wenn ich über Plato nicht viel studiert habe, aber doch gern über ihn reden will, so suche ich mir am besten ein Publikum aus, das von dem alten Herrn noch weniger versteht als ich. Diese ahnungslosen Hühner lassen sich traktieren. Merke ich aber, daß einer kommt, der in der Sache mehr los hat als ich, so halte ich das Maul.

Es gehört zu den Eigentümlichkeiten der meisten Kriegsberichterstatter, daß sie alles können, nur das nicht. Auch nicht, wenn Leute dabei sind, die es besser wissen müssen. Ist es nicht naiv, daß die meisten Zeitungen den Export ins Feld mit Eifer betreiben und somit die Aufsätze ihrer Berichterstatter den Kundigen geradezu vor die Nase setzen? Die Zeiten sind vorüber, wo darüber gelacht wurde. Nach und nach ist bei den Frontsoldaten eine gewisse Gereiztheit gegenüber allem Berichterstattertum eingetreten. Das kommt daher, daß der Soldat im Dreck steht und der Berichterstatter sagt, er sei heiter und fidel. Das kommt daher, daß der Soldat die Schwere

Digitized by Google

des Krieges empfindet und der Berichterstatter in einem herrlichen Quartier am Sitz des Armeeoberkommandos in Schlachten schwelgt und in Sedanfeststimmung. Das kommt daher, daß alles, was der Soldat erlebt, Wirklichkeit und wahr ist und der Kriegsberichterstatter das Blaue vom Himmel herunterschreibt!

Wir lagen an der Somme, schon wochenlang. Dreck, Schlamm, Blut waren unsere Einrichtung. Die Verwundeten mußten tagsüber liegen bleiben, denn sie konnten erst im Dunkel abtransportiert werden. Und welche Qual war es, bis das bißchen Essen herbeigeschleppt wurde! Die Träger mußten vier Stunden über offenes Gelände gehen, stürzen. Natürlich konnte immer nur nachts Essen herangebracht werden. Einmal mußten doch auch wir abgelöst werden, das war unser Trost.

Was aber stand in jener Zeitung, die in mächtiger Auflage in einer mitteldeutschen Stadt erscheint, wo viel Läben is un Rauchwarenhandel? Deren Berichterstatter war an der Somme ebenso mitten mang gewesen wie an der Monacu-Ferme. Und was hatte er angetroffen? Er schrieb über die Vorzüglichkeit der Ernährungsverhältnisse. Und diese erhellte daraus, daß „in den vordersten Linien Marketendereien eingerichtet sind". Über die Stimmung der Soldaten aber sang er das Hohelied: Sie sind begeistert. Für den Soldaten ist jeder Tag, den er an der Somme mitkämpfen darf, „so viel wert wie ein hoher Orden".

Beides war gesperrt und in besonderem Absatz gedruckt. Uns packte ein Schauer, als wir lasen, was jener Mann geschrieben hatte. Ich glaube, er hieß sogar Schauermann oder doch ähnlich. Ich hatte damals Gescheiteres zu tun, als seinen Namen zu merken.

Wir mußten den Grenadieren gut zureden, denn sie waren auf den Schreiber dieser Unwahrheiten erbost. Glücklicherweise rettete einer die Situation; er sagte: „Ich für meine Person habe in der vordersten Linie weder eine Marketenderei gesehen noch Herrn Schauermann."

Es ist das Fatum der Berichterstatter, daß sie dem Soldaten so wohlwollen und ihn durch ihre Darstellungen fortgesetzt ärgern. Alte Jungfern mögen sich geschmeichelt fühlen, wenn der Photograph sie schöner macht, als sie sind. Beim Soldaten verfängt das gar nicht. Der Soldat schimpft viel, ist viel melancholisch, hofft auf Wiedersehen mit seinen Lieben, und wenn er in einen Schlamassel hinein muß, sagt er sich: Entweder kommst du durch oder nicht!

Aus solchen Stumpfböcken könnte der Berichterstatter nicht für eine halbe Spalte herausholen. Darum macht er Idealgestalten aus ihnen. Die Soldaten, von denen er spricht, leiden alle an der Edelmut- und Tapferkeitssucht. Haben Sie vielleicht eine Tochter, Herr Schmiering oder Herr Schreiberle? Ja? Nun, was würden Sie sagen, wenn ich jetzt vor allem Volk die Keuschheit Ihrer Fräulein Tochter preisen wollte? Sie würden es kaum geschmackvoll finden, vielleicht aber es sich verbitten. Haben Sie je daran gedacht, daß ein Mann auch seine Keuschheit hat? Sie meinen, wir Soldaten sonnen uns in dem Heldentum, das Sie von uns künden? Ich sage Ihnen: Scheibenschießen!

So anspruchslos das Denken der Soldaten ist, in seine Psyche dringt man nur sehr schwer ein. Aber selbstverständlich schreckt der Berichterstatter

Digitized by Google

hiervor nicht zurück. Er unterhält sich mit einigen Soldaten und bringt sie durch Zigarren und Bier in Sonntagsstimmung. So holt er aus ihnen das heraus, was er von vornherein wissen möchte, nicht was sie von sich aus zu sagen hätten. Hieraus folgt zweierlei: erstens einmal das, daß der Kriegsberichterstatter sich Zigarren und Bier gescheiter gespart hätte; und dann, daß das, was sein Aufsatz als Ansicht „unserer schlichten Helden" bringt, re vera die des Schreibers ist. Daher vernehmen wir hier draußen dann oft so putzige Sachen. Und darum lachen die Soldaten oft so, wenn sie solches lesen, oder sind wütend.

Die Stimmung der Frontsoldaten läßt sich bei einmaligem Besuch überhaupt nicht feststellen; dazu muß man monatelang mit ihnen zusammen sein. Selbst die Offiziere, die doch immer mit den Soldaten in Berührung sind, kennen ihre Psyche nicht immer genau. Am ehesten ahnt diese noch der Offizier, der während des Kriegs von der Pike auf gedient und alle kleinen und großen Freuden und Leiden mit den Kameraden durchgemacht hat. Wer aber durch joviales Unterhalten und Bewirten in die Seele des Soldaten hineinschauen will, der gleicht dem Nationalökonom, der Privatwirtschaftsbudgets mikroskopisch aufnehmen will und den betreffenden Leuten Geschenke macht, damit sie seiner Forschung willig sind. Die Geschenke werden mitverwirtschaftet, und so wird das Bild von vornherein verzerrt.

Als wir noch 1914 bei Moronvilliers lagen, ging eines Tages durch den Graben ein Gemurmel größten Staunens. Ein paar Offiziere erschienen und dann eine lange Reihe — Papser, lauter Papser. Papser! Das waren lauter Herren, denen der Krieg gezeigt wurde, damit sie alles genau aufschreiben und an ihre Zeitungen schicken konnten, die dann wieder ihrerseits alle in der Heimat darüber belehrten. Als wir uns von unserm Staunen erholt hatten, konnten wir die Myriaden Fragen auf uns einstürmen lassen. Da haben wir uns oft auf die Lippen beißen müssen. Die Herren gingen weiter, uns mit einem gönnerhaften „'n Morgen, Jungens!" entlassend, und nach ein paar Tagen ging die Saat auf. Eigentlich dürfte heute keiner von uns allen mehr leben, so hatte es damals auf unseren Graben getrommelt. Ein Papser aber war vormittags 11 Uhr im Dunkeln abgekommen, die Schüsse waren an seinem Kopf immer nur so vorbeigesaust, er aber hatte gemeint, das seien deutsche. Bis schließlich ein vernehmliches „Qui vive?" ihn darüber belehrt hatte, daß er an den französischen Graben gekommen war — —

Seitdem wissen wir, daß die Franzosen Qui vive? rufen. Selbst haben wir das allerdings noch nie gehört, weil wir nicht so tollkühn sind.

Es könnte die bittere Frage aufgeworfen werden, wozu denn eigentlich über den Krieg berichtet würde, wenn es nicht Kriegsberichterstatter gäbe, die die Sache so auffassen, wie die Heeresleitung es sich gedacht hat: eine ausführliche, epische Darstellung bringen, womöglich ein Kunstwerk. Das sind dann diejenigen, die mit den wenigen zur Verfügung stehenden Farben ein Gemälde schaffen; die aus Handlungen, die die friedlichen Leute daheim in Wirklichkeit schwerlich gern ansehen möchten, etwas Hohes, Ergreifendes gestalten, ohne dabei der Wirklichkeit Abbruch zu tun. Bei solchen Künstlern erscheint nicht „der schlichte Soldat", welcher sagt: „Armes Rußland!" Er kann nicht erscheinen, weil es ihn nicht gibt und

Digitized by Google

weil eine solche Wattefigur unnatürlich und widerlich ist. Diese Berichterstatter schreiben auch nicht zweimal in der Woche, sondern sind sparsam in ihrer Kunst. Dafür liest man aber auch ihre Darstellungen so gern wie einen guten Leitartikel: denn es steckt Arbeit darin und ernster Wille. Solchen Berichterstattern ist es ein verteufelt wichtiges Ding um ihre Vermittlerstelle zwischen Front und Heimat. Darum sprechen sie auch nie von sich selber.

Daß eine Dame das nicht gut fertig bringt, wer möchte ihr das übelnehmen? Die Soldaten bestimmt nicht; denn es sind ihrer sehr viele verheiratet. Dafür verstehen sie aber auch nicht, wie „eine" Kriegsberichterstatter sein kann. Sie schauen den Papser mit Vorsicht an, der über Frontdinge schreibt. Wenn nun gar „eine" dahergestiefelt kommt, so sagt ihnen ihr sehr nüchterner Verstand, daß sich hier eine dritte Potenz von Verfehltheit zeigt, höchstwahrscheinlich auf Kosten der anderen Potenzen, die bei „einer" die üblichen und wünschenswerten sind — — —

# Drei Geschichten im Regen

Von Max Barthel

Der Regen goß immer noch. Schon wochenlang ging das Elend fort: Regen, Regen, nichts als Regen. Die Gräben, Stollen und Unterstände waren alle ersoffen und verschlammt. Die harten Lager quollen vor Feuchte, und wir seufzten im Arbeitsdienst, dem ruhmlosen Tun, wo das Bataillon mehr Verluste ertrug als in der Stellung.

Wir saßen an solch einem elenden Regentag im Unterstand, trockneten die Kleider und wurden leidlich vergnügt, denn das Feuer prasselte. Die mollige Wärme streichelte Leib und Seele, und der frische Kaffee duftete in unsere Müdheit.

Wie's nun so geht, wenn der Mensch in Dreck und Jammer sitzt, denkt er gern an schönere Tage. Und aus diesen Erinnerungen lösten sich drei kleine Geschichten, die ich jetzt niederschreibe.

## Die Katze

„Ist das ein seltsamer Krieg!" begann der Musketier Eugen Walter. „Da bin ich schon über ein Jahr in der Front, aber den Franzmann habe ich noch nicht gesehen! Tote haben wir begraben, Verwundete verbunden, Granaten und Minen hatten sie zerfetzt; die Mordmaschinen sind die eigent-

Digitized by Google

lichen Feinde, und der Mensch hat sich in die Erde eingewühlt, bleibt unsichtbar und läßt die Geschütze sprechen.

Da war ich nun drei Monate im Feld, stand getreulich Posten, und der Franzmann lag 600 Meter vor uns am anderen Waldrand. Als junger Feldsoldat brannte ich nach Taten und Erlebnissen und kannte die stumme, würgende Qual der Friedenssehnsucht und die Scham vor meinem Bluthandwerk noch nicht.

Mein sehnlichster Wunsch damals war: schießen, einmal so recht aus Herzenslust in die Welt hinein schießen. Nun ich habe auch geschossen, später mehr, als ich verantworten kann.

Von Varennes und Boureuilles strichen die verwilderten Katzen bis in die Stellung vor, große, geschmeidige Tiere, die scharf hinter den Vögeln und Mäusen her waren. Nachts war ein Saukrach, die Posten wurden aufgeregt, und so kam der Befehl, die Dinger wegzuschießen.

Ich stehe da einmal in der Morgenfrühe Posten und sehe im Drahtverhau ein Kätzlein auf der Lauer. Und ich als Held und Musketier schieße in der silbergrauen Kühle die silbergraue Katze tot.

Als die Ablösung kam, kletterte ich mit Max hinaus, und es tat uns bitter weh, das blutige, zerrissene Tier zu sehen. Da haben wir uns zum ersten Male vor uns selber geschämt. Aber wir gruben ein Grab und pflanzten ein junges Eichbäumle darauf. Das war mein erster Treffer im Krieg, und ich wollte, es wäre dabei geblieben."

## Die Patrouille

„Es war im Juli 15," erzählte Musketier Fischer, „als es um Höhe 285 ging. Drei Tage Artilleriefeuer, daß uns die Adern und Ohren sprangen; untätig mußten wir in den Gräben lauern, während da oben der Krieg dampfte und fraß.

Am zweiten Tag der Sauerei mußte von uns eine Patrouille vor. Es war ein goldner Morgen. Die Geschütze schrien ohne Unterlaß. In den grünen Büschen kauerten scheu und ängstlich die lieben Vögel, Finken, Meisen und Amseln. Wir brachen vor bis zum Drahtverhau und lagen bebend im kühlen Gras. Blumen umblühten uns, schillernde Käfer liefen hurtig hin und her, in den Sonnenstreifen tanzten die Mücken, und in den vollen Baumkronen wogte und rollte der Kanonendonner.

Als wir zurückgingen, beschoß uns eine Feldwache. Verflucht, wir sind davongesaut, als die Geschosse pfiffen. Aber Rache mußte sein. Also platt auf dem Bauch noch einmal vor — da oben auf Fille Morte fraß immer noch der Mord — und die schönste Mädchenkarte aus der Brief-

Digitized by Google

tasche und an einen Baum geheftet, wo nachts der Posten steht. Warum schießen die Kerle auch! Und nun schreiben wir schnell noch hin:

Franzmann, wenn du schießen willt,
schaue erst auf dieses Bild.
Schössest du uns alle tot,
litten die Liebsten schwere Not.

Am nächsten Tage war die Karte verschwunden, und geschossen wurde auch nicht mehr so viel als sonst."

### Die Verbrüderung

Musketier Bubeck berichtete folgende Begebenheit, die sich auch in anderer Form und Gestalt hier und dort ereignet hat und wie eine Rakete über dem Grauen des Schlachtfeldes steht und alle Dinge hell und klar macht.

„In der Champagne trommelte der Franzmann die Front ab. Alle Teufel waren los. Das Gelände war eine einzige dampfende, feurige, heulende Hölle. So ging's Tag und Nacht. Wahnsinnig . . .

Als nun der Ansturm zusammengebrochen war, setzte der Regen ein. Alle Gräben standen voll Wasser. Die Wege waren abgründige Moräste. Eine große Müdheit befiel die Heere. Am Abend kam die Sonne doch noch hoch, blaß und bleich und fahl, und ein kecker Pionier wagte sich über die Deckung. Kein Schuß fiel. Die Luft war lind, weich und ausgestürmt. Eine große Laßheit war in allen Dingen. Ein Genügen und Zufriedensein. Und siehe, da hebt sich ein Franzmannkopf aus dem schmerzhaften Graben und siehe, sie fürchten sich nicht. Mensch sieht den Menschen. Sie schreiten auf einander zu. Was für eine Gewalt ist in ihnen, daß sie sich waffenlos im Schlachtfeld als Brüder fühlen? Wer reißt die andern Soldaten aus den Verstecken, hüben wie drüben? Waren die letzten fürchterlichen Tage nur wüste Träume?

Und die sich schießend, stürmend und sterbend gegenüberlagen, gehen sich friedsam entgegen. Ihre Antlitze sind feierlich erregt. In dem Händedruck liegt ihr blutendes Herz offen da, alle Marter, alle Sehnsucht — Friede!

Die späte Sonne prunkt im Land. Und die armseligen Dinge, die sie sich darbieten, Schokolade und Zigaretten, sind mehr als Gold und Geschmeide. O ihr Brüder und Genossen, warum brüllen wir nicht auf und gehen hin, wie jene hingingen?

Ach, ich Narr! Wißt ihr, wie die Geschichte endete? Nun, in die Verbrüderung kreischten Granaten, und der Schwarm zerstob, und die Gewehre lagen schußbereit auf der Deckung, und die Handgranaten paukten, ehe sich's das Herz versah."

Digitized by Google

# Der Föhn

Von Gustav Sack

Der Atem stockt; denn schwer und trunken schmiegt
sich heut der Tag der Erde an,
und eines dummen Vogels Lied fliegt,
fliegt, ein Ding, das noch nicht fliegen kann
und immer wieder gleich zur Erde fällt,
ängstlich durch die wüstenwarme Welt

und regt mich auf! Wie sich der Tag
mit unerträglich weicher Schwere
drängt in dieses jungen Vogels Lied!
Und himmelan mit Hast und Flügelschlag
flattert in die kühle, braune Leere!
Und ihn ewige Ermattung mit
tausend Armen immer wieder niederzieht!

Doch auf den Bergen lauert schon der Föhn
und wird noch über Nacht aus seinen Höhn
und Wolkenhallen
brausend in die Ebne fallen!

## Kriegsbücher

V

Der Anblick der wissenschaftlichen Behandlung des Krieges erzeugt eine tiefe Mißstimmung und Enttäuschung. Wo es in sanften Ansätzen gelingen konnte, neben dem materiellen Wust die Seele und den Sinn des Krieges zu erblicken, wurde plötzlich die Schwungkraft nicht aufgebracht, die innerlich bedingten Folgerungen aus dem Sachverhalt zu ziehen. Wo es erscheinen wollte, als ob die Erkenntnis gereift wäre, hat plötzlich eine willkürliche Behauptung sich in die Speichen der freien Betrachtung gelegt und die Deduktion gehemmt. So hat vielleicht keine Betrachtung des Krieges, die in systematischen Formen auftauchte, den Sinn dieses merkwürdigen Gebildes zu erfassen verstanden. Denn aus unserer Betrachtung der Kriegsbücher haben wir das Eine unvermeidlich erfahren, daß nicht irgendein enger Blickpunkt und irgendeine von vornherein eingeschachtelte Meinung genügt, um dieses extensiv und intensiv ungeheuerliche Gebilde zu erfassen. Der philosophische Standpunkt der Scheler und Simmel litt darunter, daß die klare Bewegung der philosophischen Kategorien plötzlich durch eine Er-

Digitized by Google

kenntnis des Tages und des politischen Leitartikels unterbrochen wurde. Meineckes Standpunkt fragt zu viel nach dem Sein, zu wenig nach dem Sollen, zu viel nach dem Dasein, zu wenig nach dem Sinn des Krieges, als daß er unsere heiße Frage beantworten könnte.

Nur in sanften Ansätzen beginnt sich etwas zu regen, was man als eine neue Erschauung des Krieges ansehen könnte. Ich denke da an das kleine, noch immer viel zu wenig bekannte Büchlein Hellmuth Falkenfelds „Die Musik der Schlachten" (Zeitbücher, Reuß & Itta). Hier wird geistig fanatisch an einen Zentralpunkt der Kriegsfolgerungen gegriffen. Hier wird gesagt, wie sehr der Krieg die Mechanisierung des Menschen auf besonders eindrucksvolle Weise verkünde, und hier wird in einem Überströmen metaphysischer Not an den mozartschen Klängen die Disharmonie im Zusammenklingen der Völker erwiesen. So wenig Falkenfeld die letzte Konsequenz aus dem Kriege ziehen wollte und konnte, so wenig will er selbst sein Büchlein als die letzte Äußerung über den Krieg ansehen.

Vielleicht kann der Künstler allein vorläufig den Sinn des Krieges äußern. Er hat so viele, vorläufig kaum zu bewältigende Irrtümer angeschwemmt, er hat zu tief das Gleichgewicht kulturlicher Kategorien gestört, er hat zu hart hineingegriffen in die Beschaulichkeit, die nun einmal der wissenschaftlichen Erkenntnis vonnöten ist, als daß jede geistige Erfassung des Krieges nicht schwerer Prüfung ausgesetzt wäre. Der Wissenschaftler steht zu hart in dem jetzigen Sein und zu nahe in der Verwirrung aller reinen geistigen Kategorien, als daß er sich selbstsicher und siegesgewiß von allen falschen und schlechten Voraussetzungen freimachen kann. Der Künstler aber in seiner unbedingten Beherrschung der Stofflichkeit kann sich davon freimachen. Er muß nicht seine beste Kraft in der Polemik gegen die Unkultur und die falschen Voraussetzungen verschwenden; er muß nicht so viel aus dem Wege räumen, bis die Kraft nachläßt, den eigenen Weg zu gehen. Er ist gleichsam jenseits der aktuellen Geistigkeit. Daß von der Seite des Künstlers so wenige bedeutsame Äußerungen zum Krieg vorliegen, ist einerseits ein Zeichen des Geschmacks, sich nicht in die Banalitäten zu stürzen, aber auch der Schwäche; der Künstler konnte mit starken Händen unbewußt, ohne alle absichtliche Propaganda, auf den reinen Weg der sicheren und innigen Geistigkeit zurückführen.

Nur in wenigen und vielleicht nur symbolischen Äußerungen wetterleuchtet es. Da ist zunächst der Roman des Franzosen Henri Barbusse, „Le Feu", das erste Buch, das mit Macht in das Problem hineingreift, ohne es als Problem zu gestalten. Ein Dichter, dem der Krieg nur eine Fülle von Leid ist, der aber nicht unschöpferisch schmachtet, sondern in einer seltsamen Produktivität in wunderbar plastischer Form diesen Krieg und damit alle Kriege, diese Kulturlosigkeit und damit alle Kulturlosigkeiten schildert und erstehen läßt. Ich habe in keinem Augenblick hier den Franzosen oder irgendeine nationale Dialektik im Sachlichen verspürt, dafür künstlerisch eine ungeheuere Vitalität. In den traurigen Szenen des Krieges, in den unwahrscheinlich wahren Begebenheiten liest man zitternd und mit Tränen in den Augen den Irrtum dieser Jahre. Man fühlt zum ersten Male wieder jenen herrlichen Odem, der einem eine Bereicherung des Lebens war,

Digitized by Google

als noch die geistige und seelische Gemeinschaft mehr galt als die Zugehörigkeit zu einer Regimentsnummer.

Norbert Einstein (Konstanz)

## Theodor Storm

(Zum hundertsten Geburtstage)

Von tiefer Liebe zu allem, was Leben war und Leben gab, war Theodor Storms Dichterherz erfüllt. Er war einer der letzten Großen, die innig mit dem Heimatboden verwurzelt waren, die man wahrhaft bodenständig nennen konnte, ohne daß aus ihrer Dichtung schmachtend ein Fetzen Dialekt herauszuschauen brauchte. Ein kerniger Friese, der an der Scholle hing und an allem, das auf ihr wuchs, stolz war auf sein Land und im Herzen eine Sehnsucht trug, die weit über alles Irdische hinausging. Kräftig aber und von einem Lebensmut, der die Schwermut besiegte und siegreich das Sein bejahte.

Sein Leben war Kampf: ein Breit Boden ums andere mußte er sich erobern und alle Kraft daransetzen, es zu halten. Aber in allen Stürmen gab ihm die Natur, zu der er sich flüchtete, Trost und Harmonie. Sie stärkte ihn neu und vergalt so Liebe mit Güte.

Theodor Storm liebte mit Inbrunst und Leidenschaft. „Ich bin eine stark sinnliche Natur," schreibt er einmal einem Freunde. Vergebens sucht man sinnlichen Taumel in den abgeklärten Stimmungen seiner Verse. Gelegenheitsgedichte — im Sinne Goethes —, die des Moments Subjektivität entstammten. Ein Mensch, der alle Dinge durch sich sah, dessen Werke viel sprechen für die Größe seiner Empfindung. Da aber, wo er seine Person ausschaltet und von fernen Dingen fremd erzählt, bleibt er kalt: die volksliedhaften Gedichte sind leicht und schmeichelnd, aber der große Rhythmus fehlt ihnen, der sie den tiefempfundenen subjektiven Gedichten ebenbürtig machte. Zu ihnen treibt es uns immer wieder, weil wir aus ihnen spüren das Menschlich-Überzeitliche, die einigende Gewalt großer Liebe. Das meiste, was sich Liebeslyrik nenne, meint er selbst einmal, sei dies ganz und gar nicht; denn es komme nicht darauf an, in einem Liebesgedicht von Liebe zu reden, das Stoffliche sei Nebensache. Aber es müsse aus dem Empfinden der Liebe heraus geschrieben sein, ihr Hauch müsse über ihm schweben. Überall in seinen Liebesgedichten ist die große Sehnsucht, die unerfüllt bleibt, die Sehnsucht nach dem großen Glück, dessen Erkenntnis allein ihn zum Dichter macht. Und nur manchmal klingt ganz nahe die Hoffnung, wie in jenem Gedicht, in dem er von der „roten Rose Leidenschaft" spricht.

Dann aber wieder sind trübe Tage, in denen aus banger Vergangenheit dumpfe Schatten herübergreifen, erschreckend und mahnend zugleich. Mahnend an die Vergänglichkeit, die ihn erschüttern, aber nicht besiegen kann; denn er weiß, daß das Leben, das im Winter erstickt wurde, neu und doppelt schön im Frühjahr wieder auflebt. Daß alles nur sterben muß, um wieder erwachen zu können. Er findet seinen Trost in der Unvergänglichkeit wahrhaften Lebens. So steht er fern dem starren Dogma jeden Glaubens: er fürchtet sich vor ihm, weil es einengt und Kraft raubt. Nirgends ein Versagen und stilles Bescheiden, Kämpfer in allem. „Der Zweifel in ehrlicher Männer Faust,

Digitized by Google

der sprengt die Pforten der Hölle": Losung für ihn, Kampfruf. Darum kann er nie in der Erinnerung versinken, die er so sehr liebt, wie sehr er sich ihr auch hingibt: er sieht den Tag vor sich, das goldene Strahlen einer neuen Gegenwart, und er nimmt den Kampf mit ihr auf. Nie verzagt er, stets glaubt er an seinen Sieg, weil er das Mittel dazu in seinen Händen weiß.

Vor sich aber sieht er die Unendlichkeit des Lebens, einer Welt, die ihm die Heimat über ihre Begrenztheit hinaushebt: seine Liebe sieht sie als Teil des Allebens und unendlich wie dieses. Und darum wirkt auch selbstverständlich und ist künstlerisch gerechtfertigt sein Eingreifen in die politischen Zeitkämpfe. Für ihn ja handelt es sich nicht um den aktuellen Streit, den Krieg, der gerade dies Dezennium traf: für ihn steht seine Heimat auf dem Spiele, ihre Freiheit, die Atmosphäre der Gerechtigkeit, in der allein sie Verwirklichung seines Traumes sein kann. Nicht um zeitliche Ziele kämpft er, nicht um die Reinheit der historischen Linie: sein Streben geht nach der Unendlichkeit, er ficht für seine Sehnsucht.

Er ficht für die Freiheit: Freiheit der Körper, Freiheit der Geister. Er liebt drum, so sehr er nach Veranlagung seines Gemütes den Romantikern verwandt ist, nicht deren Zeiten und Kreise. Nicht jenes Dumpfe, tief in sich selbst Geborgene und Erstarrte; Jahrhunderte, die aus der Steigerung über sich selbst hinaus ihre Kraft sogen: Storm, der in einer Zeit lebte, in der Größtes für und wider die Freiheit geschah, liebte sie mit all der Innigkeit und Heftigkeit, deren die trotzige Sentimentalität eines Friesen fähig war.

Von ihr sich loszuringen, sie zu überwinden, fehlte ihm jene stillvergnügte Erhabenheit, jenes beschauliche Gelassensein, das stets über den Dingen steht, weil es sie geruhsam an sich herankommen läßt: ihm fehlte der Humor. Sah er Ideale bedroht von einer irdischen Macht, gegen die anzustürmen nichts fruchtete, blieb ihm als Waffe nur bittere Ironie, die zurückschnellend tief ihre Stacheln ins eigene Herz ihm grub. Und nur ganz selten reißt er sich aus den Befangenheiten seines Daseins und ist in Stunden glücklich, die ihn mit Humor beschenken.

Aus allem übrigen Leben aber erwächst ihm Leid, weil er stets die Sehnsucht nach der Unendlichkeit fühlt. Und nur da, wo er sie in die endliche Form bannt, in der Natur, im Weib findet er das Ersehnte und schöpft aus ihm den großen Mut zum Leben.

Ein deutscher Dichter, der mit Inbrunst seine Heimat liebt, an seiner Familie hängt und stolz ist auf sein Bürgertum; der in der Sehnsucht vergeht und den die Erfüllung neu erweckt. Paul Nicolaus

## Zwischen Preußen und Sachsen

Im Schnellzug Breslau—Dresden sitzen ein Sergeant und ein Unterveterinär einander gegenüber.

Beide kommen von der Front; beide fahren auf Urlaub in die Heimat.

Beide stammen aus Sachsen.

Auf einen Vorschlag des Veterinärs erhebt man sich und steigt nach dem Speisewagen, um daselbst eine Tasse Kaffee zu genießen.

Es ist sieben Uhr vorbei und ein angenehmer Morgentrunk durchaus nicht von der Hand zu weisen.

Der Speisewagen ist gähnend leer. Die zwei Urlauber bauen sich an einen Ecktisch und bestellen bei dem

Digitized by Google

frischgewaschenen und frischgescheitelten Kellner einen Kaffee.

In Bälde dampfen zwei Tassen pechschwarzen Mokkas vor den Herren; zwei Marmeladenbrötchen lächeln.

Die beiden lassen es sich munden, räkeln sich behaglich in ihren Sesseln und können sich des Verlangens nach einer guten Morgenzigarre nicht erwehren.

Der Kellner wird gerufen.

Er bringt zur Wahl drei Sorten: zu 20, zu 40 und zu 60.

Wenn man auf Urlaub fährt, reißt man der Welt eine Haxen aus — die zu 60 wird auserkoren.

Man knipst die Spitze ab, und der Ober reicht mit graziös geschwungenem Arm ein Zündhölzchen.

Die beiden Herren paffen — ah! —

Die Zigarre ist ihre 60 Pfennig wert.

Die beiden Herren paffen.

Da erscheint ein Mensch auf der Bildfläche, der sieht aus wie eine Kreuzung zwischen Rübezahl und Barbarossa, rollt grimmig die Augen, schreitet auf die Rauchenden zu und dröhnt: „Das Rauchen im Speisewagen ist verboten!"

Dröhnt's und schreitet weiter — mit der Würde eines Mannes, der im Vollbesitze seiner sämtlichen Fähigkeiten und seit seinem sechzehnten Lebensjahre im Dienste der preußischen Staatsbahn steht, es bis zum Zugführer gebracht hat und sehr wohl weiß, was er ist.

Die zwei Urlauber tauschen einen vielsagenden Blick und paffen nicht mehr.

Der Sergeant blickt in gelinder Verlegenheit auf seine Armbanduhr. Die zeigt $7^{30}$.

Pause.

Der Veterinär tut einen verstohlenen Zug, verscheucht jedoch die Rauchwolke mit wedelnder Hand.

Er denkt: Ich komme aus dem Felde, ich fahre auf Urlaub, ich rauche. Basta.

Der Sergeant denkt etwas Ähnliches und raucht ebenfalls weiter.

Da öffnet sich die Tür, durch die der Herr Zugführer soeben entschwunden ist, und herein platzt ein Schaffner, stürmt an den zwei Feldgrauen vorüber und schmettert dabei: „Das Rauchen ist hier strengstens untersagt!"

Ab.

Unmittelbar auf dem Fuße folgt ihm eine weibliche Kollegin.

Ohne die Männer anzublicken, verkündet sie mit täuschend imitierter Energie: „Im Speisewagen ist das Rauchen verboten!"

Ab.

Der Sergeant will dem Unterveterinär etwas mitteilen; der Veterinär dem Sergeanten, — schon betritt eine zweite Schaffnerin den Wagen, strebt dem Ecktisch zu und lispelt: „Sie dürfen aber hier nicht rauchen, meine Herren!"

Sie tritt ab.

„Die schickt alle der Zugführer," bemerkt der Veterinär.

„Ganz gewiß," entgegnet der Sergeant und zieht gewaltig an dem delikaten Kraut.

Der Veterinär kreuzt die Beine und spricht: „Albern. Noch dazu, wenn man von der Front kommt!"

Spricht's und führt die Zigarre zum Munde.

Indem geht die Tür auf, und es taucht ein zweiter Schaffner auf.

Ehe er den Mund öffnet, fragt der Sergeant mit Freundlichkeit: „Darf eigentlich hier geraucht werden?"

„Nein! Das ist strengstens untersagt!"

„So so." Der Sergeant legt die Zigarre beiseite.

Der Veterinär behält sie zwischen den Lippen. Er sagt:

Digitized by Google

„Sonderbar: wir sind die einzigen lebenden Wesen hier im Speisewagen, und doch wird uns bereits zum fünften Male das Rauchen verboten. Der Zugführer scheint es auf uns abgesehen zu haben."

Der Schaffner hat den Wagen verlassen.

Der Zugführer betritt ihn.

Er ist geladen.

Er faßt den gelangweilt dreinblickenden Veterinär scharf ins Auge und prustet plötzlich: „Legen Sie sofort die Zigarre weg!"

„Warum?" erkundigt sich der Arzt, ohne das Objekt der Wut aus dem Munde zu entfernen.

„Sie legen sofort die Zigarre weg!!"

„Ich rauche ja gar nicht. Das sieht nur so aus. Ich halte das Ding in den Zähnen."

„Legen Sie die Zigarre weg oder — —!!"

„Ob ich sie weglege oder nicht, die raucht von selbst weiter."

Der Zugführer kann nicht mehr an sich halten; er brüllt: „Sie sollen die Zigarre auf der Stelle weglegen! Auf der Stelle!!"

Der Veterinär entschließt sich dazu. Der Zugführer räuspert sich schreckenerregend. Dann zieht er sich ein Stück zurück, nicht ohne den frevelhaften Raucher schärfst im Auge zu behalten.

Der Sergeant ruft den Ober.

Der Zugführer spannt wie ein Luchs, ob einer der beiden Kerle rückfällig zu werden sich unterfteht.

Die zwei Feldgrauen zahlen. Dabei fragen sie den Kellner, warum er sie nicht darauf aufmerksam gemacht habe, daß es verboten sei, im Speisewagen zu rauchen, — und warum er ihnen eigenhändig Feuer gereicht.

„Die Herren verzeihen, ich hab' geglaubt — — — wir sind ja ohnehin sogleich in Görlitz, und da wechselt das Personal. In Görlitz übernehmen sächsische Beamte den Zug, und da darf geraucht werden."

Aha!

Der Zug läuft in Görlitz ein. Der Zugführer stapft davon. — Görlitz! Görlitz! Görlitz!

Der Veterinär kauft an einer fliegenden Zeitungsbude die neueste Nummer seines Leibblattes.

Leitartikel: Die deutsche Einheit.

Hans Reimann

## Fürstinnen

Fürstinnen in einem kleinen Schloß, von alten Bäumen umgeben; schöne Frauen mit Perlenkolliers und demantenen Ringen; Prinzessinnen, die auf eine Krone warten.

Dieses Warten ist das Schreckliche. Roxane und Eleonore haben das Noviziat mit der prunkvollen Heirat des privilegierten Standes abgeschlossen; die eine fühlt als Großfürstin russische Kälte ihr Herz gefrieren, die andere soll einer Hoheit zusehen, wie sie ihren Lebenszweck beim Angeln versinnbildlicht. Und Maria, die Jüngste, bleibt zu Hause, fern vom Hochzeitsfest, und fragt sich, während sie den Geschichtsvortrag des Professors anhört, ob eine Toilette aus Samt und Seide wirklich so teuer sei.

Nun, sie wartet eben weiter, sieht einmal das Glück in menschliche Nähe gerückt in der Gestalt eines lebensfrohen Gutsnachbarn. Sie lauscht dem Schlag der Nachtigallen in einer Mondnacht, spürt in den alten Bäumen ein Rauschen von Liebe. Aber ihre ganze traurige Lebensweisheit muß sich trotz Mondschein in den einen Gedanken zusammenpressen: „Jetzt würde er mich küssen,

Digitized by Google

wenn ich nicht eine Prinzessin wäre", und der Ruf des Hoffräuleins verscheucht die Vögel, die andern zum Liebestanz aufspielen, denen, die zu den Sternen aufschauen dürfen ohne Furcht, die Krone könnte zu Boden fallen. Und die Briefe, die Maria an Felix schreibt, die sie mit Worten der Liebe füllt, muß sie alle einschließen in einer Schublade, aus deren Tiefen sie die Antwort selbst hervorzaubert.

Keyserling kennt auch Fürstinnen der Schönheit, gibt ihnen als Spiegel den stillen Waldteich, worin sie den Liebreiz ihrer Jugend schauen können. Ihre dunkeln Augen sehen lächelnd, im Bewußtsein des Sieges, auf die Wage, die Baron Streith hält: in der einen Schale die goldene Krone der verwitweten Fürstin, der Mutter, in der andern eine Krone gelber Trollblumen aus dem schwarzen Haar Brittas. Der Blütenstaub wiegt schwer, schwerer als das Kleinod der Fürstin. Denn Streith liebt ja eigentlich nicht die Weltdame in ihr, wenn er eine Weltdame liebt, sondern das, was sie noch neben der Weltdame ist, und woran Britta fürstlich reich ist.

Baron Streith wird zu Grabe getragen. Über ihn sitzen die Hofherren zu Gericht und verkünden, daß er einer von denen war, die sich nicht einzurichten verstehen. Die Fürstinnen Keyserlings mögen auch zu ihnen gezählt werden, weil das Schicksal ihnen jene Kunst nicht zeigte. Sie lernten ja nur, im feierlichen Salon Knickse mit holdem Lächeln in Empfang zu nehmen.

Der neue wunderschöne Roman E. v. Keyserlings ist bei S. Fischer, Berlin 1917, erschienen. Der Verlag war so liebenswürdig, eine Etikette um den Band zu legen, worauf man lesen kann, daß ein bestrickend lyrischer Klang das Buch erfülle. Wahrscheinlich hätte der Leser das auch sonst gefühlt und hätte gesagt: „Ich möchte wie jener Schauspieler, der als Karl Moor das Herz der Prinzessin Maria rührte, die Hand dieser Fürstinnen, die sie mir durch das Gitter reichen würden, küssen." Carl Helbling

# Abschluß der Bankfusionen?

Die Dresdner Bank nimmt die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft in Aachen in sich auf. Damit verschwindet die letzte große selbständige Provinzhandelsbank von der Bildfläche, die über ein Grundkapital von 95 Millionen und über 19 Millionen Rücklagen verfügte. Denn alle anderen noch bestehenden großen Provinzbanken stehen bereits in einem Abhängigkeits- oder Freundschaftsverhältnis zu den beiden Berliner Rieseninstituten, Deutsche Bank und Diskontogesellschaft; während diese zu ihrem „Konzern" u. a. die Allgemeine Kreditanstalt in Leipzig, den Barmer Bankverein, die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank zählt, stehen mit der Deutschen Bank die Essener Kreditanstalt und die Rheinische Kreditbank in nahen Beziehungen. Aber selbst die drei oder vier Dutzend Mittelbanken, also Gesellschaften von 10 bis 50 Millionen Grundkapital, sind mit Ausnahme von drei oder vier in einem dieser größeren Verbände zu finden. Und somit scheint jene neue Fusion wie ein Schlußstein im Konzentrationsprozeß des deutschen Bankgewerbes, der seit Jahrzehnten im Werke ist und

Digitized by Google

der allmählich fast das ganze Geschäft in den Händen einiger weniger Berliner Kolosse vereinigt, die mit einem immer dichter werdenden Netz das Deutsche Reich überziehen. In den letzten Jahren waren es namentlich die Deutsche Bank und die Diskontogesellschaft, die in einem scharfen, sich gegenseitig überbietenden, nicht immer sehr freundschaftlichen Wettrennen um die Hegemonie kämpften, mit dem Erfolge, daß die Deutsche Bank heute ein Eigenkapital von 500 Millionen auf ihren Briefbögen aufführt. Namentlich das industriereiche Rheinland-Westfalen war der Kampfplatz. Dort hatte die Diskontogesellschaft kurz vor dem Krieg das kühne Wagnis unternommen und den alten mächtigen, infolge böser Fehler aber stützungsbedürftig gewordenen A. Schaaffhausenschen Bankverein übernommen. Das, wie es scheint, gelungene Wagnis ist unbestreitbar ein Beweis großer Stärke für das Institut. Anderseits gefährdete der Schritt die Selbständigkeit der dortigen Banken, führte unmittelbar die Verschmelzung der Bergisch-Märkischen mit der Deutschen Bank herbei und veranlaßte mittelbar auch die neueste Fusion. Denn es war für die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft schwer, gegen die überragende Kapitalmacht der beiden Berliner Riesen standzuhalten (besonders jetzt, wo der Generaldirektor der Aachener Gesellschaft gestorben ist), und die Dresdner Bank wollte den industriereichen Westen nicht völlig den beiden Konkurrenten überlassen.

Die Dresdner Bank hat, nachdem sie sich bis zur Jahrhundertwende unter der Leitung ihres Gründers Eugen Guttmann außerordentlich rasch entwickelt hatte, damals aber unter der schweren Krisis eine harte Belastungsprobe hatte überstehen müssen, allmählich eine konservativere Richtung eingeschlagen; seit 1910 blieb ihr Grundkapital mit 200 Millionen Mark unverändert, wozu noch 61 Millionen Reserven kommen. (Durch die jetzige Transaktion erhöhen sich die Eigenmittel auf 340 Millionen Mark.) Die Bank hatte es sich immer mehr zum Grundsatz gemacht, vorwiegend das eigentliche Bankgeschäft, das Konsortial- und Gründungsgeschäft aber erst in zweiter Linie zu pflegen. Wenn auch in der Praxis diese Theorie nicht immer restlos zur Geltung kam, so ist immerhin bemerkenswert, daß in der Bilanz seit Jahren keine Effektengewinne mehr ausgewiesen wurden.

Die Dresdner Bank hat durch den neuen Schritt deutlich zu erkennen gegeben, daß sie „mit dabei" sein will, daß sie zu den ganz Großen gezählt werden muß. Wie steht es nun mit den übrigen Berliner Großbanken? Es gibt deren noch fünf, die in der Reihenfolge ihres Eigenkapitals aufgezählt seien: die Darmstädter Bank, die Berliner Handelsgesellschaft, die Kommerz- und Diskontbank, die Nationalbank und die Mitteldeutsche Kreditbank. Diese fünf sind unter sich in jeder Beziehung außerordentlich verschieden, sowohl nach der Größe wie nach der Art ihrer Geschäfte. Gemeinsam aber ist ihnen allen die Unmöglichkeit, in der heutigen Form mit den drei andern einigermaßen gleichen Schritt zu halten. Am ehesten wäre das an und für sich denkbar von der Darmstädter Bank („Bank für Handel und Industrie"); denn sie erfreut sich nicht nur einer ruhmreichen Geschichte, in der sie lange das führende deutsche Institut war, sondern auch einer außerordentlich großen (vielleicht zu großen?)

Digitized by Google

Zahl von Filialen, die sogar neuerdings erhöht wird. Indessen hat sie sich unter der Leitung von sonst sehr bekannt gewordenen Direktoren (Kämpf — Rießer — Dernburg) entschieden von den andern überflügeln lassen. Vor allem kann sie seit langem nur verhältnismäßig niedrige Dividenden verteilen, das hinwiederum drückt auf ihren Kurs; ohne hohen Kurs aber ist es für eine Bank sehr schwer, neue Aktien auszugeben.

Die Berliner Handelsgesellschaft hinwiederum ist in ihrer jetzigen Form für eine Expansion in keiner Weise geeignet. Sie ist nämlich — neben der Nationalbank — die einzige, die ihren Wirkungskreis auf Berlin beschränkt. Das hängt damit zusammen, daß sie eine reine Emissionsbank ist, die vor allem das Gründungsgeschäft pflegt. Für sie ist der immer mehr um sich greifende Fusionsprozeß darum sehr unangenehm, weil sie für die Unterbringung ihrer Emissionen auf die Unterstützung möglichst vieler leistungsfähiger Provinzverbindungen angewiesen wäre; vielleicht ist der zunehmende Mangel derartiger Geschäfte mit schuld gewesen, daß sie der Niederdeutschen Bank seinerzeit so hohen Kredit eingeräumt hat. Zudem aber ruht bei keinem Institut auch nur annähernd in ähnlicher Weise die Leitung auf zwei Schultern, wie bei der Berliner Handelsgesellschaft, bei der der geniale Karl Fürstenberg der unumstrittene Alleinherrscher ist.

Die Kommerz- und Diskontogesellschaft hat zwar ein größeres Filial- und namentlich ein großes Depositenkassennetz, erfreut sich auch eines durchaus guten Namens — ist vor allem auch in Hamburg fest eingewurzelt, ihre Mittel aber können sich mit den „D"-Banken in keiner Weise messen.

Das gilt noch mehr von den beiden verbleibenden, der soeben erst sanierten Berliner Nationalbank und der Mitteldeutschen Kreditbank; beide haben übrigens in ihren Reihen besonders ehrgeizige und unternehmende Männer — die Nationalbank den aus der Dresdener Bank und der Theorie hervorgegangenen Dr. Schacht, die Mitteldeutsche den von der Pike auf gedienten unermüdlichen Reinhard.

Wir haben mit Absicht die Verhältnisse dieser fünf „kleineren" Großbanken geschildert. Wir glauben nämlich, daß die Fusionsära im deutschen Bankgewerbe nur scheinbar abgeschlossen ist. Gewiß, in der Provinz ist die Hauptsache abgegrast. Dort werden im wesentlichen nur mehr Privatbankiers aufgesogen werden. (Leider — denn sie sind keineswegs überflüssig.) Aber unter den Berliner Banken selbst dürfte der Wunsch zum Fusionieren früher oder später stark hervortreten. Dabei ist es weniger wahrscheinlich, daß die drei größten sich aus der Reihe ihrer fünf kleineren Kolleginnen noch weiter verstärken. (Dagegen soll bereits vor einiger Zeit aus den Kreisen der Regierung aus guten Gründen abgewinkt worden sein.) Wohl aber sind Kombinationen unter jenen fünfen recht naheliegend. Welche Institute dabei in erster Linie in Betracht kommen, ist nach obigen Andeutungen nicht schwer zu erraten. Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

geheuren Übermacht seiner Feinde zu trotzen. **Deutsche Freiheit steht himmelhoch über der unechten Demokratie mit allen ihren angeblichen Segnungen,** welche englische Heuchelei und ein Wilson dem deutschen Volk aufschwatzen wollen, um so das in seinen Waffen unüberwindliche Deutschland zu vernichten. Wir wollen nicht Englands Geschäfte besorgen.

Wir wissen, es geht um unseres Volkes Bestehen und Machtstellung in der Welt! Dem deutschen Volk geht es nicht, wie England, nur um das Geschäft! **England, der Anstifter und beharrliche Schürer dieses Weltbrandes, ist in verzweifelter Lage.** Zu Wasser und zu Lande sind wir die Sieger! Durch den U-Bootkrieg in seinem Lebensnerv getroffen, hofft England noch in letzter Stunde auf deutsche Unzufriedenheit und Uneinigkeit. In nicht zu ferner Zeit wird sein Hochmut gebrochen sein, wenn wir nur ausharren und trügerischen Friedenslockungen widerstehen!

Wir wissen, und auch die Feinde wissen es, wieviel Deutschland seiner militärischen Erziehung durch Preußens Könige aus dem Hohenzollernhause verdankt. In dem Kaisertum erblicken die Feinde das Haupthindernis für Deutschlands Niederringung. Mit allen Mitteln der List und Lüge wollen sie Deutschlands Söhne **zum Verlassen ihres Kaiserlichen Führers bestimmen. Sie wissen nicht, was deutsche Treue heißt,** wie die deutschen Bundesfürsten und Stämme, durch Blut und Eisen zusammengeschweißt, bis zum letzten Atemzug zu Kaiser und Reich stehen! Sie ahnen nicht, wie kriegerische Zucht uns Deutschen **kein Opfer, sondern freiester Stolz ist!**

**Wir wollen keinen Hungerfrieden.** Um einen Frieden bald zu erreichen, müssen wir nach Hindenburgs Gebot die Nerven behalten. **Tragen wir willig Not und Entbehrungen, so wird dem deutschen Volk ein Hindenburg-Frieden zuteil werden,** der den Siegespreis ungeheurer Opfer und Anstrengungen heimbringt. Jeder andere Frieden bedeutet einen vernichtenden Schlag für unsere Zukunftsentwicklung. Die Verkümmerung unserer Weltstellung und unerträgliche Lasten würden unsere wirtschaftliche Lage und vor allem die Aussichten unserer Arbeiterschaft vernichten. Statt hochwertige Waren auszuführen, wird Deutschland dann wieder seine Söhne in Scharen auswandern sehen!

**Die Gründer der Deutschen Vaterlands-Partei haben Seine Hoheit den Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg und den Großadmiral von Tirpitz gebeten, die Führung der Partei zu übernehmen.**

An alle, die auf dem Boden dieser Anschauungen stehen, richten wir den Ruf, sich der Deutschen Vaterlands-Partei anzuschließen! Jeder, der helfen will, ist willkommen! Die Ziele der Partei müssen sofort verwirklicht werden. Kein Augenblick ist zu verlieren:

# Es gilt Deutschlands Rettung, Ehre u. Zukunft!

**Königsberg i. Pr.,** im Yorksaal der Ostpreußischen Landschaft, am Tage von Sedan 1917.

Dr. **Baumgart**-Königsberg i. Pr., Universitätsprofessor, Geheimer Regierungsrat. Dr. **Brandes**-Althof, Kreis Insterburg, Präsident der Landwirtschaftskammer für Ostpreußen. **Brodrück**-Amalienau, Generalleutnant z. D. **v. Brünneck**-Königsberg i. Pr., Landeshauptmann der Provinz Ostpreußen. Dr. **Dirichlet**-Königsberg i. Pr., Gymnasialdirektor, Stadtverordnetenvorsteher. **Graf Dönhoff**-Friedrichstein, Kaiserlicher Wirklicher Geheimer Rat, Landhofmeister im Königreich Preußen. **Ebel**-Pr. Eylau, Superintendent. Freiherr **v. d. Goltz**-Kallen, Kreis Fischhausen. Dr. **Hansen**-Königsberg i. Pr., Universitätsprofessor, Geheimer Regierungsrat, Prorektor der Königlichen Albertus-Universität. **Heumann**-Königsberg i. Pr., Kommerzienrat, i. Fa. Waggonfabrik L. Steinfurt G. m. b. H. Dr. **Kapp**-Pilzen, Kreis Pr. Eylau, Generallandschaftsdirektor a. D., Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat. Dr. **Körte**-Königsberg i. Pr., Oberbürgermeister. **Otto Meyer**-Königsberg i. Pr., Vorsitzender des Vorsteheramts der Kaufmannschaft. **Rudolf Meyer**-Königsberg i. Pr., Kaufmann und Stadtrat. D. Dr. **v. Plehwe**, Kanzler im Königreich Preußen, Oberlandesgerichtspräsident a. D. **Pohl**-Tilsit, Oberbürgermeister. Freih. **v. Tettau**-Tolks, Obermarschall im Königr. Preußen, Vorsitzender des Provinzial-Landtages. **Tießen**-Königsberg i. Pr., Bürgermeister. **Wittrien**-Königsberg i. Pr., Geh. Studienrat, Realgymnasialdirektor. Dr. ing. **Ziese**, Geh. Kommerzienrat, Inhaber der Schichau-Werke. **Zülch**-Allenstein, Oberbürgermeister.

**Beitrittserklärungen** sind zu richten an die Hauptgeschäftsstelle der Deutschen Vaterlands-Partei, Berlin W 10, Viktoriastraße 30. Fernsprecher Lützow 5549.

**Zahlstellen:** Kaiserl. Postscheckamt Berlin, Nr. 35 300; Deutsche Bank, Depositenkasse C, Berlin W 9, Potsdamer Str. 134 a.

**Jahresmitgliedsbeitrag 1 Mark.**



Digitized by Google

## Bücher zur Politik und Zeitgeschichte

Nach **Paul Rohrbachs Urteil** im „Größeren Deutschland“ gehört unter unseren politischen Gegenwartsschriften

**in die allererste Reihe:**

# Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart

Von

**J. J. Ruedorffer**

6./7. Tausend. Geheftet M 5.—, gebunden M 6.50

Eine ausführliche Würdigung des Buches befindet sich im 12. Heft des „März“ auf Seite 270, auf die wir hiermit besonders hinweisen möchten.

„Ich stieß auf herzerfrischende Gedanken, die nur einem geistvollen Beobachter aus der Erfahrung der praktischen Politik herausgewachsen sein konnten. Und endlich stieg ruhig und leuchtkräftig die idealistische Weltanschauung empor, die den geräumigen Bau der weltpolitischen Betrachtungen fest und sicher trägt.“ (Kölnische Zeitung.)

---

**In Hunderttausenden von Exemplaren** in der Nation verbreitet zu werden, verdient nach dem Urteil von George Cleinow in den „Grenzboten“

# Die deutsche innere Politik unter Kaiser Wilhelm II.

Von

**Wilhelm von Massow**

Geheftet M 5.50, gebunden M 7.—

„Das Buch gibt uns eine treffliche Orientierung über die letzten 25 Jahre unserer inneren Geschichte. Der Verfasser hat immer die großen Grund- und Richtlinien, in denen die Entwicklung verlief, aufgefunden und hervorgehoben, aus dem Wirrwarr der hin und her wogenden Kämpfe der Parteien untereinander und mit der Regierung den innersten Kern der Gegensätze und Streitobjekte herauszulösen verstanden.“ (Die Post, Berlin.)

---

Beide Bände gehören dem Sammelunternehmen **Das Weltbild der Gegenwart. Herausgegeben von Karl Lamprecht und Hans F. Helmolt** an, das in 20 Bänden zum Subskriptionspreis von M 6.— pro Band erscheint. Die Bände sind auch einzeln zu verschiedenen, dem Umfang der Bände entsprechenden Preisen zu beziehen. Ausführlicher Prospekt hierüber kostenlos durch jede Buchhandlung.

**Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart**


Digitized by Google

# Europa Anno 1905

Von Conrad Haußmann, M. d. R.



ie deutsche Reichsregierung gibt in der „Nordd. Allg. Zeitung" aus ihren amtlichen Akten Aufklärungen, die zunächst dem Zweck einer Widerlegung deutscher Vergewaltigungsabsichten gegen Dänemark erfolgreich dienen, darüber hinaus aber eine hohe geschichtliche und psychologische Bedeutung haben. Die Öffentlichkeit erfährt wichtige Dinge. Nicht auf alle Seiten kann heute eingegangen werden. Aber das Folgende ist vom deutschen Standpunkt offen zu sagen und hervorzuheben.

Die Staatsoberhäupter Deutschlands und Rußlands haben bei der Zusammenkunft in Björkoe am 24. Juli 1905 einen Vertrag geschlossen. Der Inhalt der „gründlichen Aussprache" und „Verständigung" wird von dem Blatt der Reichsregierung dahin festgestellt:

> „Die beiden Kaiser sicherten einander zu, daß sie alles in ihrem Machtbereich Liegende tun würden, um diese Übereinstimmung der beiderseitigen Volksinteressen im Falle drohender Kriegsgefahr auch durch die Tat zu bekunden, indem sie fremde Friedensstörer gemeinsam zur Ruhe verwiesen und, wenn dies erfolglos bleiben sollte, einander nötigenfalls auch mit den Waffen Beistand gewähren. Sie kamen ferner dahin überein, Frankreich zum Anschluß an diese, die Wohlfahrt Europas besser als jede Kriegsrüstung sichernde Politik zu bewegen."

Es hat sich also um eine „gegenseitige", d. h. vertragliche „Zusicherung der beiden Kaiser" gehandelt; es wird aber von dem amtlichen Organ ausdrücklich festgestellt, daß an allen Schritten



Digitized by Google

des Kaisers die Reichsregierung selbstverständlich beteiligt war. Reichskanzler war damals Bülow, der am 6. Juni 1905, unmittelbar vor dem Vertrag von Björkoe für seine Leitung der Staatsgeschäfte gefürstet worden ist. Als Vertreter des Auswärtigen Amtes war Staatssekretär von Tirschky nach Björkoe delegiert, er hat die Vertragsurkunde gegengezeichnet. Es dient den mit der Publikation verfolgten Zwecken, diese von der „Nordd. Allg. Zeitung" nicht ausdrücklich erwähnte erhebliche Tatsache nicht zu übergehen.

Als politisches Ziel bezeichnet die „Nordd. Allg. Zeitung" die gemeinsame „Zurruheverweisung fremder Ruhestörer" und als ein Mittel, „Frankreich zum Anschluß an diese, die Wohlfahrt Europas besser als jede Kriegsrüstung sichernde Politik zu bewegen".

Dies wird an anderer Stelle der Veröffentlichung als „Absicht einer Verständigung zwischen Deutschland, Rußland und Frankreich" formuliert. Dies ist nicht eine nachträgliche Auslegung, sondern der unverkennbare Zweck eines solchen Bundes.

Hierin liegt politisch und geschichtlich der Schwerpunkt. Deutschland hat im Juli 1905 ein Bündnis mit Rußland vereinbart, dem Frankreich nach dem Wunsch beider Kontrahenten beitreten sollte, oder noch deutlicher: Deutschland wollte ein Bündnis mit Frankreich eingehen und erklärte diese Bereitschaft an Frankreichs russischen Bundesgenossen mit der Ermächtigung, Frankreich einzuweihen. Für diese Politik hat Kaiser Wilhelm sich Anno 1905 bemüht.

Warum hat Bülow dies weder in seiner „Deutschen Politik" gesagt, oder warum hat man das nicht in den Zeiten der Hochspannung vor dem Krieg und zu den Zeiten der Marokkokrisis erfahren dürfen? Es war eine Tatsache, welche die Deutschland verleumderisch unterstellte Absicht, Frankreich zu überfallen, konkludent widerlegt und welche Jean Jaurès Bemühungen für eine Annäherung zwischen der französischen und deutschen Stimmung erfolgreich sekundiert hätte. Die Regierung von Frankreich

Digitized by Google

selbst hat nicht bloß durch Indiskretion, sondern amtliche Kenntnis erhalten, da der Bündnisplan dazu bestimmt war, Frankreich zum Beitritt „zu bewegen". Sicher ist eben darum auch, daß inzwischen auch England Kenntnis von dem Plan erhalten und gewiß auch ohne Publikation nichts unterlassen hat, ihm entgegenzuwirken. In der Geheimhaltung vor dem deutschen, französischen und russischen Volk liegt eine schwer zu rechtfertigende Unterlassung der deutschen Politik vor. Denn wenn man jenen Schritt den Deutschen Kaiser machen ließ, dann ist es verfehlt, den Freunden ihn zu verbergen und die Gegner ihn heimlich wissen zu lassen. Über die Zeitgemäßheit des Schritts später.

Wie verlief die hochpolitische Aktion? Die „Nordd. Allg. Zeitung" berichtet: „In der Zeit nach der Zusammenkunft in Björkoe ist es, obgleich von deutscher Seite mancher entgegenkommende Schritt unternommen wurde, niemals möglich gewesen, Frankreich von seiner immer schärfer gegen Deutschland gerichteten Politik abzubringen. Der stetig zunehmende Chauvinismus der französischen Regierung machte die Absicht einer Verständigung zunichte." Die Publikation schließt mit der raschen Wendung: „Die Abmachungen von Björkoe sind damit hinfällig geworden?" Sind sie im beiderseitigen Einverständnis aufgehoben worden? Oder sind sie durch den Beitritt Frankreichs zu dem Bund der beiden Kaiser bedingt gewesen? Das ist eine staatsrechtliche Frage, die sich aufwirft und die sich der Beantwortung nicht lange entziehen wird.

Politisch aber wäre es wichtig, zu wissen, was die „unternommenen entgegenkommenden Schritte" deutscherseits waren?

Diese Frage ist sehr ernst, und mit ihr hängt die materielle Nachprüfung zusammen, ob diese Politik, für die der Reichskanzler Bülow jedenfalls staatsrechtlich verantwortlich ist, im richtigen Moment und namentlich ob sie mit der bei psychologischen Umstimmungen unerläßlichen Geduld unternommen wurde. Vergegenwärtigen wir uns einige Daten.

Digitized by Google

Am 31. März 1905 war Tanger. Vom 24. Juli 1905 datiert der Vertrag von der Birkeninsel. Am 28. September 1905 hat Bülow oder Holstein die Algeciras-Konferenz gegen den Wunsch des Ministeriums Rouvier forciert, das zum direkten Entgegenkommen bereit war und an demselben 6. Juni 1905 sich des Ministers Delcassé entledigt hatte, an dem Bülow in den Fürsten- und der deutsche Kronprinz in den Ehestand eintrat. Es wirft sich die Frage auf: Konnte Bülow erwartet haben, daß in 8 Wochen, fast unmittelbar nach dem Ausscheiden Delcassés, Rußland den französischen Partner „bewegt" haben würde, dem Bund beizutreten, wenn Bülow auf dem schon an sich unglücklichen Konferenzplan als deutscher Forderung bestand?

Nach Algeciras, wo Deutschland die Stellung der Minderheit gesichert war und Italien in den Seelenkonflikt und zu den Mittelmeermächten gezogen wurde, nicht zu drängen, das war die Politik, die Bülow schon an sich vorgezeichnet gewesen ist, doppelt, wenn sein auswärtiger Staatssekretär von Tirschky den Vertrag von Björkoe „gegengezeichnet" hat. Ich will Bülow nicht unrecht tun. Ich weiß, daß er damals seine Demission offeriert hat. Aber wenn er sie zurückzog, so mußte er die Politik der Annäherung an die Nachbarn konsequent verfolgen, sonst trifft ihn mit der rechtlichen auch die ganze politische Haftung.

Bülow ist auch vor der Geschichte nicht durch die Sprunghaftigkeit des Herrn v. Holstein gedeckt, der zur Empfangnahme von sechs feurigen Berberhengsten des Sultan Abd ul Asis den Schiffskiel am 31. März 1905 nach Tanger lenkte und am 23./24. Juli nach Björkoe und am 28. September 1905 wieder zurück nach Algeciras. Ja, zwischen der Anberaumung und Abhaltung der Konferenz in Algeciras hatte, wie der gewesene Staatsminister Graf Witte seinen Bekannten wiederholt und noch kurz vor Ausbruch des Kriegs erzählt hat, die deutsche Politik wieder auf den Vertrag von Björkoe zurückgegriffen. Es klingt mir noch in den Ohren, welche Lobpreisungen des Herrn v. Holstein Fürst Bülow im Reichstag von sich gab, als ich Holstein als Unstern

Digitized by Google

seines Auswärtigen Amtes erklärt und gegen dessen von Bassermann nahegelegte erneute Verwendung Verwahrung eingelegt hatte. Das war an demselben Tag, an dem mich Fürst Bülow auch belehrte, daß die von mir gleichfalls mißbilligte gewaltsame Annexion von Bosnien und Herzegowina durch Österreich-Ungarn ein einwandfreier Coup gewesen sei, wenngleich er vorher nichts davon gewußt habe. Seither habe ich mich weiter aus Bülows Werk, die „Deutsche Politik", darüber unterrichtet, daß er sich als besonderes Verdienst anrechnet, Tirpitz hochgebracht, und daß er über die Annäherung Englands, unternommen vor dem Ententevertrag, mit staatsmännischem Stillschweigen hinweggegangen sei. Damals, in den ersten Jahren des Jahrhunderts, sind von allen europäischen Staatsmännern durch Handlungen und Unterlassungen die Knoten geschlungen worden, in denen die Friedensstimmung aufgeknüpft wurde.

Die Welt ist in ein nachdenkliches und nachprüfendes Stadium eingetreten. Die Staatsmänner von heute spielen ihre Trümpfe, die bisher im Skat lagen, aus und appellieren an die Urteilskraft der Völker. Diese Kraft hat einen schmerzlich starken Anreiz zu erhöhter Tätigkeit durch den Weltkrieg und durch den Anblick der diplomatischen Beschäftigungen aller Staaten erhalten. Parlament und Presse hat die lang vernachlässigte Pflicht, sich eine klare Meinung zu bilden, um aus der Vergangenheit zu lernen und Fehlgriffe durch öffentliche Kontrolleinrichtungen zu erschweren. Als ich im Reichstag vor Jahren die Einsetzung eines besonderen Ausschusses für auswärtige Politik verlangte, stimmten fast alle Parteien dagegen. Man wird auf einen solchen Ausschuß in der Folge notwendig zurückkommen müssen.

Heute aber muß der Schild erhoben werden, wenn der Kaiser wegen seiner Bemühung, eine tatsächlich nicht gegen Frankreich und nicht gegen den Frieden gerichtete Verbindung zu schaffen, ungerecht angegriffen wird. Ungerecht ist es vor allem, wenn die „Westminster Gazette" vom 4. September 1917



Digitized by Google

behauptet, die Bemühung von Björkoe stehe im Widerspruch mit der vom Kaiser im Jahr 1908 gegen Engländer ausgesprochenen „Versicherung, er habe durch seine Weigerung, mit Frankreich und Rußland sich zu verbünden, während des Burenkriegs England aus großer Gefahr gerettet". Der Burenkrieg war doch vier Jahre vor Björkoe, und es ist geschichtliche Wahrheit, daß Deutschland gegen England im Burenkrieg politisch ebenso hochgradig loyal war wie gegen Rußland im Japanischen Krieg.

Dabei darf man in England, wenn man nicht völlig blind sein will, eines nicht übersehen. Kaiser Wilhelm versuchte mit der Annäherung an Rußland in die von Bismarck empfohlene Politik zu münden, die gegenüber einer Politik Zwischen-zwei-Stühlen einen zweifellosen Vorzug hatte.

Dies führt zu einer Anregung, die ich, leider vergeblich, lang vor dem Krieg einmal gegeben habe: Der dritte Band von Bismarcks Gedanken und Erinnerungen ist noch immer nicht erschienen. Es bedürfte hierzu nur eines Wortes gegenüber dem jungen Fürsten Otto von Bismarck. Der Verleger hat mir gegenüber damals öffentlich erklärt, das Manuskript, „ein Vermächtnis an das deutsche Volk", ruhe in seinen „getreuen Händen". Bismarck wollte in diesem Werk Winke gegenüber den Gefahren eines Weltkriegs geben. Deutschland hat von den Ratschlägen vor dem Weltkrieg leider keinen Gebrauch machen können. So sollte wenigstens vor der Neuorientierung der europäischen Politik diese Quelle nicht verschüttet sein und das Werk wenigstens in den über die auswärtige Politik handelnden Teilen publiziert und Deutschland zur Nachprüfung vorgelegt werden. Ich meine, der Herr Reichskanzler könnte das in der gegenwärtigen Periode der Publikationen empfehlen. Denn es ist weit weiser, dies jetzt als nach dem Kriegsende zu tun. Die Politik der Nachfolger Bismarcks muß ernst, gerecht und öffentlich nachgeprüft werden. Das verlangt das Interesse und das Ansehen der Nation.

Digitized by Google

# Ein österreichischer Liberaler

Von Schiller Marmorek (Wien)

Die Gestalt Eduard Sueß', des Politikers und Gelehrten, ist jedem Wiener vertraut, der auch nur zwei Jahrzehnte österreichischer Geschichte zurückzudenken vermag. Eine hohe, noch im späten Mannesalter Respekt erzwingende Erscheinung, Gehaben und Rede von einem Pathos überglänzt, das aus einer Zeit größerer Gesten stammte. Im Wesen eine weisheitsvolle Ausgeglichenheit, die es aber stets vermied, sich abseits vom Treiben der Welt zu stellen. Als Geologe hatte Eduard Sueß die Verbindung zwischen Theorie und ihrer praktischen Verwertung gefunden, als Politiker wußte er dem Alltag zu geben, was ihm gebührte, und über ihn hinwegzusehen. Das Jahr 1848 war das Erlebnis, das ein für allemal seine Persönlichkeit und sein Denken beeinflußte. Die Zeitumstände zwangen ihn, auch später bei der Opposition zu stehen, aber man fühlt doch seine Sehnsucht, nicht im bloßen Neinsagen steckenzubleiben, vielmehr tätig in allem, was den Staat und den Bürger bewegte, mitzuhelfen. Ein bedeutender Mann und — man ist geneigt, mit Rücksicht auf die Epoche seines Wirkens so zu sprechen — trotzdem kein österreichisches Schicksal. Sueß war gewiß kein Verbitterter und hatte auch keine Ursache, es zu sein. Seine früh gereifte Kraft trat in Tagen hervor, da man in Österreich den Wunsch und die Fähigkeit großer Taten förderte, bei wem immer man sie entdeckte. Der klerikale Unterrichtsminister Graf Leo Thun machte Sueß, der sich von der väterlichen Fabrik fort in die Wissenschaft geschlichen und kein Doktorat, nicht einmal ein regelmäßiges Universitätsstudium aufzuweisen hatte, selbst zum Extraordinarius. Man ließ ihn im kaiserlichen Museum arbeiten, holte ihn als Berater für dessen prächtigen Neubau, die Bürgerschaft entsandte ihn in den Gemeinderat, bald darauf in den niederösterreichischen Landtag. Im Auftrage der Regierung durfte er ein auf österreichischen Beispielen begründetes Lehrbuch der Geologie schreiben, das Ministerium ernennt ihn zum Landesschulinspektor, als es in seine Schulreform den Realschulunterricht einbezieht, der Landtag zum Schulreferenten, sozusagen zum Minister für das niederösterreichische Unterrichtswesen, das Ministerium des föderalistisch-klerikalen Grafen Hohenwart will gerade ihn als ersten Sektionschef im Unterrichtsministerium haben. Sechsunddreißig Jahre alt, wird Eduard Sueß wirkliches Mitglied der Akademie, mit dreiundvierzig Jahren Ehrenbürger von Wien und wenige Tage später Reichsratsabgeordneter seines alten Wohnbezirkes, des Judenquartiers Leopoldstadt. Er, dem Strebertum ferngelegen war, konnte nichts mehr erreichen. Aber jetzt ändert

Digitized by Google

sich auch die Geistesrichtung in Österreich, in der Regierung und in der Bürgerschaft. Jetzt kann man sich nicht mehr gut vorstellen, wie ein aufrechter Mann, bloß mit einem sachlichen Sinn begabt, nicht Liebediener und nicht Demagoge, dazu von seinem Temperament zu nie ermüdender Teilnahme an allen Dingen des öffentlichen Lebens getrieben, so ungehemmt von allen Äußerlichkeiten in freier Kraftentfaltung seinen Weg nach aufwärts gehen konnte.

Die „Erinnerungen" Eduard Sueß', die er weit nach dem Psalmistenalter geschrieben hat und die erst nach seinem Tode erscheinen durften (sie sind jetzt bei S. Hirzel in Leipzig erschienen), zeigen die Wende zweier Zeitalter, zweier Ideenrichtungen, die Knickung im Schicksale der wichtigsten österreichischen Partei. Was man über den letzten Punkt aus den „Erinnerungen" erfährt oder vielmehr errät und zwischen ihren Zeilen liest — denn Eduard Sueß spricht sich darin nur höchst selten offen über seine Partei, die „Vereinigte Linke", die liberale Partei aus — läßt vieles in ihrer Geschichte verstehen, von der die Geschicke der Donaumonarchie zweifellos auch beeinflußt worden sind. Jene Partei, die weder den Mut zur Regierungsmehrheit noch den zur restlosen Opposition hatte, die ihre Gedanken nicht ins Staatsleben einzuwurzeln verstand und die schließlich in der Sonnenlosigkeit einer nicht gewöhnlichen Unpopularität zusammenschmolz, bis sie sich selbst nicht mehr in dem übriggebliebenen Restchen erkannte. „Die Partei der Herbstzeitlosen . . ."

Ihr Führer war damals, als Eduard Sueß in das Abgeordnetenhaus eintrat, Herbst. Sueß nennt ihn „herb im Gespräch und sehr wählerisch im Umgang". Es scheint uns heute unbegreiflich, wie sich ein Parteiführer — selbst in einem Zeitalter sehr engen Wahlrechtes — herausnehmen konnte, so unnahbar und abweisend zu sein, den Gruß von Abgeordnetenkollegen kaum zu beantworten, in die dargebotene Hand lässig einen Finger oder zwei zu legen — dazu „ein Mangel einer weiten Auffassung", eine — Konzentriertheit des Gedankens, die viel zu der Begrenztheit der von ihm gewiesenen Politik beigetragen haben mag. Herbst sah erst als alter, einflußloser Mann Triest und das Meer, kannte nicht Länder noch Menschen und beherrschte keine fremde Sprache. Der nationale Gedanke war ihm alles, der politische kam erst dann. Die Deutschen waren unter Herbsts Führung gegen die Okkupation Bosniens, weil durch sie die slawische Quote der Bevölkerung vermehrt würde. Sueß, der für sie sprach und einen würdigen Repräsentationskredit für den österreichisch-ungarischen Vertreter auf dem Berliner Kongreß beantragte, galt als „Verräter an der deutschen Sache". Aber Graf Hohenwart, der später Österreich zu einem Konglomerat von siebzehn staatlichen Einheiten umgestalten wollte, konnte als der „wahre

Digitized by Google

Vertreter des österreichischen Staatsgedankens" auftreten, und das den Deutschen und Liberalen befreundete Ministerium Auersperg mußte demissionieren.

Im übrigen war auch dieses Ministerium von Herbst brüskiert worden. Adolf Auersperg wollte sich offen auf die „Linke", den eigentlichen Kern der liberalen Deutschen, die 88 Mitglieder in sich schloß, stützen. Die Minister wollten sogar den Sitzungen dieser Partei beiwohnen, aber Herbst verwehrte ihnen den Zutritt. Mißtrauen gegen seine eigenen Leute bewog ihn dazu, wahrscheinlich auch die geheime Sehnsucht, die Opposition nicht gegen einen Einfluß auf die Regierung einzutauschen. Das Kabinett aber brach den politischen und persönlichen Verkehr mit der „Linken" ab.

Auch Graf Andrássy hatte eine Verständigung mit den deutschen Abgeordneten gesucht. Er lud ihre Führer zu sich, um mit ihnen über den Berliner Vertrag zu sprechen. Herbst war dabei, wie gewöhnlich, übler Laune. Er sprach einige Worte und schwieg sonst, gleichsam beleidigt. Als dann der Berliner Vertrag vor das Abgeordnetenhaus kam, verwarfen ihn 110 Deutsche mit Herbst, 42 stimmten gegen ihren Parteichef. Graf Andrássy hatte gesehen, daß er bei Professor Sueß Großzügigkeit und einen sich über Parteien erhebenden österreichischen Sinn finden konnte. Er suchte ihn aus der parlamentarischen Masse emporzuheben, ihn zu „machen" — es war vergebens. Er stieß mit seiner Absicht auf geheime und offene Widerstände, deren klarster der Widerwillen Sueß' war, mit dem Grafen Taaffe an einem Gespann zu ziehen.

Unter den knappen Vorwürfen gegen Herbst ist nicht der geringste, daß er in seiner Unkenntnis der Menschen dem Grafen Taaffe den Weg geebnet hatte. Graf Taaffe war Statthalter von Tirol gewesen, trat dann in das Kabinett Stremayr als Minister des Innern ein und war bald Ministerpräsident. Er trug jene skrupellose Zweideutigkeit in die österreichische Politik, die noch Jahrzehnte nach ihm als sicherste Regierungsmaxime galt.

Die Führer kleingeistig, mehr starrköpfig als gesinnungstreu, unfähig, im Volke Wurzel zu fassen und der Opposition gegen eine bekämpfte Gedankenrichtung Schlagkraft zu verleihen, zugleich auch unfähig, eine Regierungspolitik mit ihren Ideen zu durchdringen. Nicht Volks- und nicht Kabinettspolitiker. Die Masse der Partei haltlos, schwankend, mißtrauischer gegen den Freund als gegen die Feinde. Ein Mann wie Eduard Sueß konnte nie eine bestimmte Rolle in der Partei erlangen.

So folgten die inneren Zerwürfnisse in der Partei, die sich in immer kleinere Fraktionen spaltete, und mit ihnen kam das, was Eduard Sueß „die lange, erniedrigende und immoralisierende Phase unseres Verfassungslebens" nennt, die natürlich auch das Bürgertum bis zum Kern anfraß. Ein Sym-

Digitized by Google

ptom für diese Epoche war, daß Sueß selbst in seinem Wahlbezirk schwer gegen das roheste jener Individuen anzukämpfen hatte, die von den herrschenden Gewalten, vielleicht mit persönlichem Mißbehagen, aber mit willigem Opfermut vorgeschoben wurden, um alle begonnenen Entwicklungen zu zersplittern.

Die liberale Partei besteht nicht einmal mehr dem Namen nach, ihre Führer sind zumeist wirklich, sonst aber politisch tot. Doch sind diese Reminiszenzen an einen Schicksalsfaktor des alten Österreichs, das die Generationen zwischen den lebendigen Mannesjahren Eduard Sueß' und der allerjüngsten Epoche erfüllt und lähmt, nicht zwecklos. Denn wie man immer nach einem bekannten Ausspruche der Sohn Jemandes ist, so hat jedermann, auch wenn ihn die Nachkommen noch so sehr verleugnen, Erben.

# Einfache Grenadiere

Von Kurt Palm

Die Leute singen nicht mehr. Wir haben die Stelle erreicht, wo die Straße im rechten Winkel auf die Front zubiegt, und sehen nun unser Ziel vor uns. Leuchtkugeln steigen auf; einen Augenblick ruht ihr Schein auf dem Gelände, so daß wir unsere Merkpunkte erkennen, die Gruppe verstümmelter Bäume, das zu Schutt zusammengestürzte Bahnwärterhäuschen; dann versinkt wieder alles in tiefe, regenerwartende Nacht. Links bei der Nachbardivision leuchten glühende Punkte auf und verlöschen sogleich wieder: zerspringende Schrapnelle. Unseren Weg sperrten noch keine Granatensalven.

Die Leute marschieren still. Ihre Schultern schmerzen jetzt von dem schweren Gepäck, das sie stundenlang tragen. Dazu die dunkle, trübe Nacht, die zwar die Ablösung begünstigen mag, die aber auch Schwierigkeiten genug verursacht, wenn wir uns erst im Gräbengewirr vortasten. Fernher dröhnt Trommelfeuer. Wir wissen seit Tagen schon, daß droben die Schlacht sich vorbereitet. Der Wind trug uns oft das Donnern herüber, das unsere Gedanken fesselte, unsere Gemüter bewegte. Zuzeiten spürten wir die Erde beben. Wieder weht der dunkle Ton der Feuerraserei im Norden uns entgegen ... Hören sie es? Grübeln sie darüber?

Vielleicht. Die Leute haben feine Ohren und schnelle, leicht erregbare Gedanken. Vielleicht sinnen sie von dem tausendfachen Mord, der dort jetzt geschieht. Vielleicht berechnen sie die Tage oder Wochen, die uns von ihm noch trennen.

Digitized by Google

Es liegt ein Ernst in dieser Stimmung, den ich abschütteln möchte. Das Lachen ist ein besserer Begleiter, wenn es in Stellung geht. Ich wende mich um, frage den, der hinter mir läuft, mit leichtem Tone: „Was meinen Sie, ist es nicht schöner, hier in ruhige Gräben zu kommen, als droben im Schlamassel zu stecken?"

„Freilich ist es besser. Aber ich muß immer sagen: wir haben auch an der Somme keinen Graben verloren!"

Diese Nacht erlaubt kein Lachen. Es ist, als käme mit der dumpfen Melodie des Trommelns auch von der Wehmut ein Hauch herüber, die für alle Zuschauenden schon heute über dem Schlachtfeld im Norden herrscht.

... „Wir haben auch an der Somme keinen Graben verloren!" ...

Zur Stellung ist es noch weit, eine gute halbe Marschstunde noch. Ich versuche nicht mehr, Lebendigkeit in das Schweigen ringsum zu bringen. Die Antwort ist schuld daran. Diese Antwort voll Ruhe, Zuversicht, Kraftvertrauen. Diese Antwort ohne Sorge vor dem Grauen, in das über kurz oder lang das Kriegsgeschick auch uns verwickeln wird.

Wie soll ich mir erklären, daß den Leuten drei Jahre hindurch der Mut so frisch geblieben ist?

Denn Licht fällt wenig in ihr Leben, auch in Stellungen, die wir ruhig nennen. Wenn wir jetzt vorne sind und die Kameraden des anderen Bataillons abgelöst haben, beginnt das erste Drittel der regelmäßigen Perioden. Dann sind wir für sechs Tage die Kampftruppe. Die Mannschaften stehen Posten. Auf den Feuerbänken des vorderen Grabens, in den Sappenläufen und Sappenköpfen erwarten sie die feindliche Patrouille, die vielleicht durch unser Drahtverhau kriecht und unsere Besatzung überraschen will, oder den Vorstoß, der etwa unversehens wider uns losbricht, oder den feindlichen Posten, der leichtsinnig seinen Standort verrät und seine Gestalt unseren Gewehren darbietet. Es ziehen nicht alle Leute auf; aber alle sind alarmbereit. Zwei Stunden wacht und späht der Mann; die nächsten zwei oder vier Stunden ruht er im Stollen, auf einem Brette sitzend, das Gewehr beim Körper, den Leibgurt mit den schweren Patrontaschen immer umgeschnallt tragend, stets in Rock, Hose und Stiefeln, auch wenn Regen sie durchnäßt hat. Zwei Postenstunden, vier Ruhestunden; zwei Postenstunden, vier Ruhestunden — ununterbrochen durch sechs Nächte und sechs Tage immer dasselbe. Kein Dauerschlaf kann da seinen Körper kräftigen. Keine Bequemlichkeit befriedigt das Ruhebedürfnis. Der Feind wacht und plant! Also wacht auch er ... Und singt doch fröhliche Lieder, wenn er aus diesem Zwange abgelöst ist!

Sechs Tage später rückt die Kompagnie einige Gräben weiter nach hinten, in die Bereitschaftsstellung. Auch hier ist sie alarmbereit; wenn vorne ein

Digitized by Google

Kampf entbrennt, wird sie zur Unterstützung vorbefohlen. Das kommt nur selten vor; hier füllt die Arbeit die Zeit aus. Schwere, lange Arbeit. Mit Spaten und Beilpicke tauchen die Leute unter in den Löchern, die zu Unterständen ausgebaut werden, und schaffen Stunden hindurch in der Enge dieser Höhlen. Sie sitzen gebückt, ohne die Möglichkeit des Sichausdehnens und der freien Bewegungen, und treiben ihre Pickel in die Risse des Gesteins, lösen Blöcke und Geröll, scheffeln es in Säcke, die draußen entleert werden, und wühlen sich von neuem in die Erde hinunter — Stunden hindurch! Dann schlafen sie. Bis der Unteroffizier vom Dienst sie zum zweiten Teil ihrer Arbeit weckt, zum nächtlichen Essentragen. In großen Kübeln schleifen sie zu den Kameraden im vorderen Graben die Fleischsuppe; essen selbst; gehen wieder zurück und bringen vom Depot das angeforderte Material zu den Kompagnien, die Unterstandshölzer, die Drahtrollen, die Sandsäcke, Schanzkörbe, Sprengmunitionen; zweimal, dreimal hin und her laufend, bis das Notwendige zur Stelle ist. Darauf schlafen sie wieder. Und werden zur üblichen Stunde geweckt: zu erneutem Minieren ... Sechs Tage dasselbe, sechs Nächte dasselbe. Trotzdem hört man sie auf der Mundharmonika lustige Weisen spielen, wenn man nach der Arbeit an ihren Unterkünften vorüberkommt!

Auf zwölf Stellungstage folgen sechs Ruhetage. Freilich nicht sechs Tage der Untätigkeit. Die im Graben ungelenkig gewordenen Glieder müssen bewegt werden; die Kompagnien exerzieren also. Hinzu kommen die vielen notwendigen Appelle, wo die Gasmasken geprüft werden, die Ausrüstungsstücke ergänzt, die Gewehre nachgesehen, die Bestimmungen nochmals verlesen und erklärt werden. Es ist stets Dienst, vormittags und nachmittags. Und ist doch Ruhe. Denn der Mann hat seinen langen, nicht unterbrochenen Schlaf auf sauberen Pritschen. Er sieht eine freundliche Umgebung um sich, Bilder an den Wänden, Tische und Bänke in seiner Stube. Er bewegt sich frei, auf Straßen statt in Gräben, in Häusern statt in Erdlöchern. Er kann sich täglich waschen. Er badet. Er sitzt in Kantinen, trinkt Bier, hört Musik ... Sechs kurze, rasch vergehende Tage. Dann wartet wieder der Graben auf ihn.

Infanterieleben! Keine Abwechslung, nichts Schönes, auf das man hoffen dürfte, außer den alljährlichen vierzehn Wonnetagen des Heimaturlaubs. Dabei ist nicht gesprochen von den Nöten des Minenfeuers, von den Granatensalven, die in materialtragende Abteilungen fahren, von eigenen Patrouillen, vom Alarm bei feindlichem Angriff, von Hand- und Gewehrgranaten, von Minensprengungen ... von der Erschütterung, wenn Kameraden fallen. Man sollte meinen, der Mensch müßte mürbe werden. Wir nennen unsere Stellung ruhig und opfern ihr doch jedesmal Nervenkraft und Blut. Und

Digitized by Google

nun tobt im Norden wieder die Schlacht. Wir wissen, wir werden in ihr mitkämpfen, vielleicht morgen schon, vielleicht erst nach Wochen oder Monaten. Auch gegen uns werden sich Menschenmassen wälzen; wir werden in einem Artillerietoben ausharren, das kein Wort, kein Bild zu schildern vermag; wir werden uns gegen Feuer, Gas und Gift zu wehren haben wie einst, als wir an der Somme in bitterer Zeit unseres Regimentes Ruhm vermehrten. Die Leute wissen es — und verzagen nicht an ihrer Kraft? Sorgen sich nicht vor dem Blutmeer, das fließen wird? Fürchten nicht die Schrecken, die sie doch kennen; die eher größer als geringer geworden sind?

Es ist Zeit, daß wir in den Verbindungsgraben hinuntersteigen. Wir sind nahe am Feind, der die Straße hier lebhaft unter Feuer hält. Im Schlamm tappen wir voran. Es ist ein mühseliges Gehen; die Tornister scheuern an den Wänden, der weiche Boden saugt die Stiefel fest. Hier braucht man für den Kilometer eine halbe Stunde. Wir kreuzen den hintersten Bereitschaftsgraben. Wäre es nur nicht so dunkel, daß man nicht an jeder Ecke sich stieße! Leise, ihr Leute! Kein Klirren der Gewehre, kein Fluch! Der Feind ist nahe. Er darf die Ablösung nicht merken. Ihr wißt, wie er sonst antwortet! . . .

Vorne. Die Gruppen verteilen sich an die gewohnten Plätze. Die neuen Posten ziehen auf. Abgelöst; mit einem Händedruck verabschiedet sich der Kamerad, der in die Bereitschaft zurückgeht und dort ablöst. Ich warte auf die Gruppenführer, die mir melden, ob sie alles in Ordnung antrafen.

Ein Gefreiter kommt. „Gruppe Selzam richtig abgelöst."

„Schön. — Na, was meinen Sie, werden wir hier noch oft in Stellung marschieren? Oder wird die Champagne uns brauchen?"

„Ach, lange dauert es wohl nicht mehr. Es ist ganz gut so; dort gibt es nicht Arbeit, sondern Kampf. Dort gilt der Mann etwas. Das ewige Einerlei . . ."

„Gruppe Rinkes richtig abgelöst."

„Gut. — Und wie denken Sie? Ob wir bald bei Arras sind?"

„Wer weiß! Aber an der Somme hat es auch geklappt. Wir schmeißen die Geschichte schon!"

Immer die Somme! Die Somme nicht als Schreckbild, sondern als Anfeuerung! Der Soldatenstolz erinnert sich stets: es floß wohl Blut — aber es ging kein Graben verloren! Keinen Sappenkopf gaben wir auf! Nichts!

Und solche Kerls sollte man nicht liebhaben?

Digitized by Google

Die
neue Kriegsanleihe

**muß**

erfolgreich sein —
sonst ermutigen wir
England weiterzu-
kämpfen! — Sie

**kann**

erfolgreich sein —
denn es ist Geld
genug im Lande!
Und sie

**wird**

erfolgreich sein —
wenn jeder handelt,
als ob von ihm allein
alles abhinge!

BERN
HARD

Digitized by Google

# Stuttgarter Theaterkunst

Von Gustav E. Pazaurek-Stuttgart

Die Stuttgarter sind überhaupt mit ihrem Theater nicht übel zufrieden, ob man gleich auch hier und da darauf schilt." — Dieses Urteil rührt nicht etwa aus unseren Tagen her, sondern stammt von keinem Geringeren als Goethe (1797), der doch sozusagen schon als Weimarer Theaterleiter in diesen Dingen ein Wörtchen mitreden durfte. Da nichts in der Welt vom Tadel verschont bleibt, am wenigsten ein Theater — und wären selbst lauter Götter daran beteiligt —, so wundern wir uns auch sicherlich nicht, wenn schon vor mehr als hundert Jahren in der schwäbischen Residenz nicht alle Musenspenden kritiklos hingenommen wurden. Dagegen müssen wir den ersten Teil von der vorwiegenden Befriedigung um so mehr unterstreichen, obgleich Goethe sich selbst unter die Lobredner nicht ausdrücklich aufnimmt. Könnte der große Dichterfürst, der damals nur das noch verhältnismäßig recht bescheidene herzogliche Theater kennen gelernt hat, heute einen Blick auf das Stuttgarter Theaterleben, namentlich in die beiden neuen Hoftheater werfen, müßte er nicht nur einen ungleich höheren Grad der allgemeinen Zufriedenheit feststellen, sondern sich auch selbst keineswegs ausschließen.

Heute steht Stuttgart mit in erster Reihe, wenn von deutscher Bühnenkunst die Rede ist. Das Vierteljahrhundert der Regierungszeit des gegenwärtigen Königs wie die beinahe gleichlange Theaterherrschaft des Generalintendanten Baron zu Putlitz bedeuten für das Theaterleben in der württembergischen Hauptstadt einen staunenswerten raschen Aufstieg, eine äußere und innere Blütenentfaltung, wie sie nicht leicht an anderen Stellen erreicht worden ist. Es ist daher sehr naheliegend, daß das Doppeljubiläum die Veranlassung gab zur Herausgabe eines imposanten Prachtwerkes*), das eben die allgemeine Aufmerksamkeit weit über die beteiligten Kreise hinaus in das Herz Schwabens lenkt und uns einlädt, einen Blick hinter die Kulissen zu werfen, um wenigstens etwas von der gewaltigen künstlerischen Arbeit kennen zu lernen, die die selbstverständliche Voraussetzung stolzer Erfolge bildet. So verlockend es vielleicht auch gewesen wäre, die heutigen Verhältnisse mit den früheren zu vergleichen, hat man doch mit vollem

*) „Stuttgarter Bühnenkunst". Inszenierungen der Kgl. Württembergischen Oper von Emil Gerhäuser, mit künstlerischen Entwürfen von Bernhard Pankok, mit einem Vorwort von Hans Hildebrandt; herausgegeben und verlegt von Wilhelm Meyer-Ilschen, Stuttgart, 1917. (Mit zahlreichen Farbentafeln, Kupferdrucken und Textabbildungen.)

Digitized by Google

Recht davon abgesehen, noch einmal in die alte württembergische Geschichte hinabzusteigen, da diese durch die grundlegenden Arbeiten von Rudolf Krauß bereits hinlänglich aufgehellt ist. Aber auch die letzten zweieinhalb Jahrzehnte erschöpfend zu behandeln hat man wohlweislich vermieden und sich lieber darauf beschränkt, einige Großtaten der Stuttgarter Hoftheaterregie als Musterbeispiele vorzuführen und an der Hand derselben die leitenden Gedanken und Arbeitspläne recht anschaulich herauszuarbeiten. Gerade etwas Derartiges hat uns bisher vielfach gefehlt, ein so ins einzelne gehender Rechenschaftsbericht eines großzügigen, modernen Opernregisseurs, wie ihn uns Emil Gerhäuser bietet, dem es leider nicht vergönnt war, das Erscheinen des gedruckten Werkes zu erleben. Abgesehen von verschiedenen rein persönlichen Bemerkungen, auch gelegentlichen Polemiken, die man einer starken Persönlichkeit zugute halten mag, finden wir da nicht nur neben Darlegungen, die derselbe Verfasser bereits an anderen Stellen (z. B. in der „Deutschen Bühne", September 1912) gegeben, manches mehr allgemein gehaltene feine Wort, sondern vor allem den ganzen Werdegang verschiedener Musterleistungen der Stuttgarter Hofbühne, die eine gewisse Berühmtheit erlangt haben, in erster Reihe der bereits aufgeführten Mozartopern „Don Juan", „Die Entführung aus dem Serail" und „Figaros Hochzeit", dem sich noch die vollständig vorbereiteten „Così fan tutte" und „Die Zauberflöte" sowie die Uraufführung von Schillings „Mona Lisa" anschließen. Das Herausarbeiten des Wortes mit der damit zusammenhängenden, geradezu wissenschaftlich anmutenden Textkritik, die Redaktion der gesamten Musik in den Singstimmen wie in der Orchestrierung, wozu bei der „Entführung" die neuen Rezitative von Schillings in Faksimilewiedergabe kommen, das feine Abwägen und Zusammenstimmen von Wort und Musik mit den Bühnenbildern, für die Bernhard Pankok in mühevoller Übereinstimmung mit den Forderungen der Regie eigenartige, gut disponierte Dekorationen und farbenfrohe, wirkungsvolle Kostüme geschaffen — kurz das allmähliche Entstehen und Reifen des Gesamtkunstwerkes, das einigen Perlen unserer Opernliteratur, die durch die bisherige Praxis abgegriffen und fast unansehnlich geworden, neues Leben und allgemeines Interesse einzuflößen verstand — all das wird vor unseren Augen so lebendig, daß man jedem Theaterfreund dringend empfehlen möchte, so ein Kapitel aufmerksam durchzulesen, um einiges Verständnis und damit die entsprechende Achtung vor solchen künstlerischen Leistungen zu erlangen. Die zahllosen, geradezu musterhaft reproduzierten Abbildungen, namentlich die köstlichen farbigen Wiedergaben der phantasievollen Mozartkostüme Pankoks, mit denen Meyer-Ilschen das Prachtwerk in geradezu verschwenderischer Weise ausstattete, erhöhen den Genuß der Lektüre bedeutend.

Digitized by Google

Und dennoch wären die interessanten Ausführungen Gerhäusers als einzelne, aus dem Zusammenhange gerissene Beispiele nicht recht gewürdigt worden, wenn man gerade in unseren Tagen, in denen der Kampf zwischen der alten Illusionsbühne und dem neuen, stilisierten Bühnenbilde tobt, nicht für die Vertiefung dieser Frage vorgesorgt hätte, wozu doch eine ausführliche geschichtliche Einleitung unbedingt notwendig war; nicht eine Geschichte der Literatur oder der dramatischen Musik, auch keine solche der Darstellerkunst — denn Gerhäuser läßt die Verkörperung der einzelnen Rollen durch die Stuttgarter Bühnenkünstler absichtlich unerörtert —, sondern die Entwicklung des Bühnenbildes von den ältesten Zeiten angefangen, die erst die vielfachen Bestrebungen bildender Künstler unserer Zeit im Dienste des Theaters verständlich werden läßt. Für diese gewiß nicht leichte Aufgabe wurde Hans Hildebrandt gewonnen, der zur selben Zeit — meines Wissens geschah dies zum ersten Male — an der Stuttgarter Technischen Hochschule die Geschichte und Ästhetik des Bühnenbildes in einem zweisemestrigen Kolleg behandelte. Da es nur ein — allerdings recht ausgewachsenes — „Vorwort" (von 178 Seiten) sein sollte, standen ihm keine Abbildungen zur Verfügung, wodurch er z. B. Hammitzsch gegenüber, an den er sich in architektur-geschichtlichen Fragen mehrfach anlehnt, wesentlich benachteiligt erscheint. Trotzdem vermissen wir nichts, da es Hildebrandt vorzüglich verstanden hat, auch ohne Bilderbeigabe selbst verwickelte Verhältnisse anschaulich herauszuarbeiten. Das Theater der Griechen und Römer, die Mysterien-, Moralitäten- und Schwankbühne des Mittelalters, das Shakespearetheater, die italienischen Renaissanceschöpfungen mit ihren Abzweigungen in Frankreich und Spanien, der Höhepunkt der Illusionsbühne unter den barocken Perspektivkünstlern Pozzo und Galli-Bibiena, das französische Rokoko, das deutsche Eingreifen eines Schinkel und Semper, Baireuth und die Meininger bis zu Lautenschlager in München; dann die moderne Dreh-, Schiebe- und Versenkbühne, der Fortuny-Rundhorizont, das moderne Bühnenbild von Appia oder Craig, das Münchner Künstlertheater unter G. Fuchs und F. Erler, der Berliner Reformator Reinhardt mit seinem Mitarbeiter Ernst Stern nebst Slevogt oder Corinth, Orlik oder Walser, Leni, Starke, Schumacher, ebenso die Wiener, vor allem Roller und Lefler, Moser und Wimmer, dann van de Velde (Kölner Werkbundausstellung), Tessenow (Hellerau), aber auch Frankreich und England, besonders Rußland (Léon Bakst) — alles zieht an unserem Auge vorüber, in aller Kürze — denn über jede dieser Künstlerindividualitäten ließen sich Bände schreiben —, und doch in allem wesentlichen gut charakterisiert. Besonders glücklich ist die allgemein orientierende Einleitung dieses „Vorwortes" gelungen, eine treffliche Skizzierung der Gesamtaufgaben, eine vorzügliche Gliederung des ganzen Fragenkomplexes,

Digitized by Google

den Hildebrandt tatsächlich vollkommen beherrscht und anderen deutlich zu vermitteln vermag.

Wir haben wirklich allen Grund, auf dieses Werk stolz zu sein. Wie einst mitten in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges, nämlich 1631, in Ulm das erste ständige deutsche Theater errichtet wurde, erblickt auch dieser Prachtband während der blutigsten Schlachten der Weltgeschichte in Schwaben das Licht der Welt, und zwar in einer verlockenden Aufmachung, die die feldgraue Gegenwart nicht einmal ahnen läßt. Während draußen auf dem Welttheater die erschütterndsten Tragödien aufgeführt werden, zu denen die Hexenküche der Ententediplomatie noch die tollsten Satyrspiele und Possen hinzufügt, ist bei uns „Barbaren" das Interesse an den Brettern, die die Welt bedeuten, nicht nur nicht verstummt, sondern wir bringen noch so viel beschauliche Muße auf, in so großzügiger, vornehmer Weise der Kunst unseren Tribut zu zollen. — Das möge die schönsten Ausblicke in eine frohere Zukunft eröffnen!

Wer Baron zu Putlitz kennt, der weiß genau, daß sich der temperamentvolle Weltmann keineswegs damit begnügen konnte, in seinen ein Jahr vor dem Weltkriege eröffneten beiden Häusern auf seinen bisherigen Lorbeeren auszuruhen. Weitausgreifende Pläne, die in stiller Arbeit vorbereitet werden und allmählich heranreifen, werden dafür beredte Zeugnisse bilden, wenn erst ein glücklicher Frieden der künstlerischen Arbeit die ersehnte Betätigungsmöglichkeit und Kräfteentfaltung zurückgegeben haben wird. Stuttgart ist eben nach Überwindung mancher ungünstigen Gegenströmungen, dank dem vorzüglichen Zusammenarbeiten des gegenwärtigen Intendanten mit den von ihm berufenen Kräften und dank dem außerordentlichen Interesse, das der Hof seinen neuen Theatern im reichsten Maße entgegenbringt, eine der ersten deutschen Theaterstädte geworden und wird diesen Ruf zu wahren und zu mehren wissen.

## Das neue Europa

Der österreichische Dichter Hugo von Hofmannsthal hat in Vorträgen, die er in Christiania und in Zürich hielt, von den Krankheiten des europäischen Ich gesprochen: dem Relativismus, dem Materialismus und dem Gelde, Krankheiten, die die Not des Völkerkrieges, wie Hofmannsthal meinte, heilen müsse und heilen werde. Der aus Not und Tod wiedergeborene Geist der Schützengrabenkämpfer werde dem europäischen Ich aus seiner dreifachen Fesselung die Erlösung bringen: den neuen Idealismus, die Hinwendung zum Überpersönlichen, die den Millionen wieder das Wirkliche zu werden verspreche. Die kommende Wirklichkeit des zu erneuernden Europa werde nicht aus realpolitischen Willenszielen,

Digitized by Google

sondern aus dem idealstrebenden Geiste geboren werden.

Was Hofmannsthal hier als Ziel hinstellt, dazu hat ein Politiker, der mehr als ein Dichter die Berührung mit der Wirklichkeit haben mag, einen Weg gesucht: Der Holländer Dr. jur. W. J. L. van Es bezeichnet es in einer kleinen Schrift, „Das neue Europa" (Rembrandt-Verlag in Oberweimar i. Thür.), als eine Voraussetzung der europäischen Wiedergeburt, daß sie allen europäischen Völkern die Befreiung bringe. Denn die europäischen Staaten leben alle — mit alleiniger Ausnahme der Schweiz — von der Bedrückung großer Völkerteile, die überall in den verschiedensten Formen ausgeübt wird, sogar in Frankreich, das sich ebenso wie die andern europäischen Großmächte fremde Gebietsteile angeeignet hat, eigenlebige Idiome unterdrückt und im übrigen „von einer chauvinistischen Gruppe" in Paris regiert wird, die das bessere Frankreich „auf dem Altar eines rein ideologischen Frankreichs" opfern zu sollen glaubt. Überall aber geht die Unterdrückung auf die Tatsache zurück, daß die heutigen Staaten, entsprechend ihrer geschichtlichen Entstehung aus dem römischen Territorialstaat, „kalte Machtkolosse" sind, die auf politischen und wirtschaftlichen Zuwachs ausgehen. Das alles wird im ersten Teil der Schrift in breiten Strichen dargelegt.

Wie aber kann aus diesem — geschichtlich gewordenen — Zustande „die Befreiung Europas" erwachsen? Wer sich bewußt ist, wie schwer die Welt aus ihrem geschichtlich gewordenen Gefüge zu bringen ist, dem mag die Antwort „utopisch" klingen: van Es fordert nichts anderes als „die Entnationalisierung des europäischen Staatswesens" nach dem Muster der Schweiz, so daß jede Art von Oberherrschaft eines Volkes oder Volksstammes über den andern verschwinde; und zweitens eine radikale Beseitigung allen Gebietserweiterungsstrebens durch eine — ebenso radikale — Umwandlung des heutigen Wirtschaftssystems der europäischen Staaten. Wie der Verfasser sich diese Umwandlung, auf deren Durchführbarkeit natürlich alles ankommt, im einzelnen denkt, muß man in der Schrift nachlesen. Gesagt sei nur, daß die Vorschläge auf das Gegenteil dessen hinauslaufen, was die Pariser Wirtschaftskonferenz der Entente als ihr Zukunftsprogramm aufgestellt hat: nämlich auf Herstellung freiester Konkurrenz im internationalen Güteraustausch, Aufhebung aller nationalen Bevorrechtigungen bei der Vergebung wirtschaftlicher Konzessionen, Einsetzung einer internationalen Körperschaft, die die europäische, ja die Weltverkehrspolitik — auch auf dem Meere — nach den tatsächlich vorhandenen Bedürfnissen regelt. Wenn so durch Gleichstellung der Rassen und Völkerschaften auf staatsrechtlichem wie auf wirtschaftlichem Gebiete die europäische Freiheit durchgeführt ist, so wird die Frage der Grenzfestsetzungen, meint van Es — und von seinem Standpunkt aus gewiß mit Recht — ganz unerheblich: der Nationalstaat ist überwunden, und der Zusammenschluß der europäischen Staaten kann ohne Schwierigkeiten erfolgen. „Der Friedenskongreß", schreibt van Es, „wird deshalb nicht, wie die Entente es sich vorstellt, die Verteilung der ‚Beute' zum Gegenstande haben. So sehr die öffentliche Meinung auch mit Lügen behaftet ist, sie wird zu guter Letzt wieder erleuchtet werden und den Worten der Männer lauschen, die in allen Ländern nach Versöhnung streben. Der Friedenskongreß wird

Digitized by Google

über die hier gestellten Fragen zu beschließen haben, er wird die europäischen Staaten zwingen müssen, allen gegenwärtig unterdrückten Völkern Freiheit zu geben, er wird Mittel und Wege ausfindig machen müssen, um die Behinderungen zu beseitigen, die heute ein Staat dem andern willkürlich auferlegt."

Das Interessante der Schrift ist nicht die Originalität der Zielsetzung, sondern die geschlossene Folgerichtigkeit ihrer Durchführung. Um dieser willen darf sie innerhalb der aufwuchernden pazifistischen Literatur größere Teilnahme beanspruchen, auch als Zeugnis, welche Wünsche bei neutralen Politikern jetzt Form gewinnen.

Adolf Teutenberg

## Die Hodlerausstellung in Zürich

Mehr als 600 Werke von Ferdinand Hodler waren im Züricher Kunsthause ausgestellt. Bedenkt man, daß nur etwa die Hälfte von der Lebensarbeit des Mannes gezeigt werden konnte, dann hat man die erstaunliche, in vierzig Jahren eher gesteigerte als verminderte Kraft eines Malers ausgemessen, der nicht ermüden will. Vielleicht ist es nirgends noch möglich gewesen, der ganzen Entwicklung Hodlers so schrittweise zu folgen wie jetzt in Zürich. Man ist nicht mehr verwundert, daß er im Jahre 1878 blühende Bäume gemalt hat, wie sie ein zarter Meister des Japonismus poetischer und besonders scharfsichtiger kaum hätte aufsuchen können. In Spanien bekennt sich der Jüngling zu derartiger Feinheit des Pinsels, indem er ganz nahe an seinen Gegenstand heranrückt, die verschleiernde und blendende Atmosphäre ausschaltet und die Atmosphäre um den gesprenkelten Baumstamm eigentlich aus den mikroskopisch gesehenen Blüten selber zusammenfügt. Das ist das Gegenteil von Monumentalität. Das ist noch eine auf Idylle und leiseres Stilleben hinzielende Poesie. Aus derartigen Absichten und artig wandernden Gedanken ist auch das märchenhafte Bild eines Mädchens zu erklären, dem die Friedlichkeit und keineswegs stolze Lieblichkeit der Wiese wohltut. Man täuscht sich aber in der Meinung, daß Hodler aus diesem Japonismus mit Gewalt fortgestrebt hat. Er hält ihn noch im Jahre 1905 fest, als er an einem blühenden Kirschbaume jedes Blütlein aufspießt. Dieser Hang zum Verkleinern des Natürlichen, diese im Zwinkern und Zusammendrücken des Auges erstehende Betrachtung von Wasser und Blumen ist das Ergebnis der Hodlerschen Lyrik, sie ist die Erbauungs- und Erholungsmethode, die an weichen Tagen sein Malerleben bestimmt. Es kommen dann aber andere Tage, an denen er mit Freude im Formlosen wühlt und sein Auge auf das Zerschmetterte und klobig Aufgetürmte einstellt. Und gerade jüngstens liegt ihm an einer Überschichtung kubistischer Klötze, wenn er den formlosen Grund eines Baches aufdeckt. Man sieht eben nur, wenn man die ganze Masse seiner Arbeit übersehen kann, daß es unmöglich ist, Hodler als Mitgänger eines Zeitraumes einzugliedern. Die sehr starke Mannigfaltigkeit und das Suchen des Stils, das geradezu krankhaft und krampfhaft sein kann, dieses nicht festzulegende Zickzacklaufen seines Charakters, dieses Irren, das nicht landen möchte, die Unruhe, der nur im Reisen und Prüfen behaglich ist, das allein darf als Charakter seiner Kunst bezeichnet werden. In

Digitized by Google

ihm haben allezeit mehrere Stilabsichten zugleich gewaltet. Da er nun so viel erarbeitet hat, gebe man sich Rechnung von dem Geiz und von der Leidenschaft, mit denen er seine Tage und sogar die Stunden ausnutzt.

Hodler will eine spanische Tänzerin im Jahre 1912 malen: Dunkles Fleisch, das am roten Absatz des engen Ballettkleides beginnt, dazu der Brandfleck der Lippen, die schwarzen Achselbänder, die das klebende Obergewand halten, und der Busch der exotischen Haare, das ist die Vision. Nun sollte man glauben, der Porträtist dieses Maupassantschen Fräuleins setze gleich die ganze Rundung des rotverhüllten schlanken Leibes hin, er gebe dem Kopf seine kühne Färbung, er streiche die ganze Silhouette so an, wie sie seinen Augen oder seiner Einbildung begegnet. Das geschieht aber keineswegs, denn er malt diese Tänzerin so, wie der Schneider und der Perückenmacher sie herrichten würden. Er entkleidet sie erst, um sie wieder anzukleiden, er sucht die für den kühnen Kopf der Dame dankbaren Haltungen heraus. Eine Menge von Studien läßt er es sich kosten, er probt Windung und Glanz eines Schulterbandes sogar aus, ehe er es wagt, alles das einheitlich zusammenzuschließen. Was einheitlicher Wurf scheint, wenn man nicht die einzelnen Entwürfe kennt, ist nur anatomisch, putzmachermäßig aufgebaute Gesamtheit. Solch Fleiß bringt entweder etwas Mißlungenes, dogmatisch Verkrachtes hervor oder etwas Künstlerisches, dessen Formenvollendung der Wissenschaft nicht minder günstig ist als der Kunst. Hodlers Fleiß ist nicht vergeudet. Als Louis David das Krönungsbild des ersten Napoleon gemalt hat, da hat er auch die Menschen nackt gezeichnet, bevor er sie mit den geschichtlichen Kleidern zudeckte. Die Tuchfalte sollte Nerven und körperliche Organisation empfangen, indem sie jeder Falte des Leibes angepaßt wurde. Hodler tut nun Gleiches nicht nur im kleinen, sondern auch im großen.

Das schöne und riesige Beispiel jener Frauengruppe, die einen „Blick in die Unendlichkeit" symbolisieren soll, kann diese Theorie erklären. Das ungeheure Schaustück war in allergrößten Maßen ausgedacht. Als die Malerei aber verwirklicht werden soll, da wird die Vision ganz langsam und aus dem Winzigsten aufgebaut. Im schmalen, anatomischen Aufriß werden die Gestalten hingezeichnet wie etwa eine Architektur. Solches Blättlein ähnelt noch mehr einer medizinischen Studie als einer Kunstzeichnung. Brust, Schenkel und Kopf, das ist von den Linien des Anatomen durchschnitten, der sich ein organisches Körpergebäu zerlegt. Von Farbe ist nichts bemerkbar, erst spät wird versuchsweise ein blauer Klecks auf einen Körperteil hingeschleudert, also die Grundfarbe, die nachher dem vollendeten Werk sein endgültiges Geleuchte verschafft. Dem Zufall und Getast wird kein Problem des Bildens und Belichtens überlassen. Der Weg zur Metaphysik soll nicht mit Willkür gesucht werden, sondern durch die Inbrunst beim Hantieren mit Zirkel, Lineal und Spektralanalyse. Der tiefe und tiefere Sinn soll nur durch die faßbare und kontrollierbare Sinnlichkeit gehen. Ein Bild wird „Eurythmie" getauft, und jede Nackenbeugung der zu malenden männlichen Gestalten wird durch Bleistift vorgezeichnet. Aus einer derartigen Neigung ist es vielleicht auch zu erklären, daß Hodler eine bald unzählbare Menge von Porträten gemalt hat. Hier übt er seine Geduld

Digitized by Google

wieder mit aller Gemächlichkeit. Bei vielen nimmt er gleich mehrere Eindrücke, etwa die linke Wangenseite erst und hernach die rechte. So unbarmherzig, neugierig und gewissenhaft wie Hodler sich selber malt, haben es höchstens noch St. Quentin Delatour vor 250 Jahren oder Vincent van Gogh getan. Wie van Gogh sogar das verstümmelte Ohr mit einer andachtsvollen, frommen Versenkung darstellt, so legt Hodler jegliches Rinnsal und besonders jede Runzel seiner Stirn vor. Seine Stirn wird eine Landkarte des Lebens, die mit Klippen und Hügeln ausgestaltet ist. Ein Mensch studiert sich vor dem Spiegel mit dem gleichen Fleiße, der einen Afrikaforscher auszeichnet. Auf dem schmalen Gelände der Stirn lassen sich Geometrie und Topographie entfalten, als wenn Wüsten oder Oasen auszukundschaften wären. Mitleid oder Faulheit des Forschers ist nirgends zu finden. Desto bedeutsamer wird die Überraschung, wenn man nach derartigen Gesichtern, in die ein wildes Gefurche und Labyrinth der sichtbar zu kündenden Lebenserinnerungen eingegraben ist, auf eine verlorene Plastik Hodlers stößt. In weicher Gipsmasse hat er einen Jungmädchenkopf modelliert. Im Vollbesitze seiner Malkunst hatte er sich dieses Abenteuer erlaubt, und siehe, er fiel in eine Romantik zurück, die sich gern der Lieblichkeit hingab. Nicht die Wirklichkeit der Konturen ergriff ihn, sondern nur die Lyrik der Linien. Oder war er nur nicht Meister des Technischen geworden? Man verstecke Hodlers Jungfrauenbüste zwischen Kleinwerken des anmutigen Gesichtverschönerers Carpeaux, und kein Mensch wird den Betrug merken.

Max Hochdorf

## Münchener Autoren

München ist einer der literarischen Sammelplätze Deutschlands. Nicht viele der Leute, die als Münchener Autoren gelten, sind innerhalb der weiß-blauen Grenzpfähle oder gar an der Isar geboren. Als die Ortsgruppe München des „Schutzverbands Deutscher Schriftsteller" vor einigen Jahren gegründet wurde, da stellte man fest, daß noch nicht zwei Prozent der bei der Sitzung anwesenden Herrschaften bayerische Staatsangehörige waren. So haben auch die Werke, die hier besprochen werden sollen, nicht mehr miteinander gemein, als den Zufall: daß ihre Verfasser in München leben.

Bayerin ist, einzig, Lena Christ, die den Roman „Die Rumpl-Hanni" schrieb (Albert Langen, München), Bayerin als Mensch und als Dichterin. Ihr Denken, Fühlen und Schreiben ist Dialekt. Sie, die dem breiten Volke entstammt, gestaltet die kleinen Leute in Oberbayerns Land und Stadt mit der Liebe enger Zugehörigkeit. Sie schildert in Farben, die grell und lebenssaftig sind wie die bunten Tücher, mit denen ihre Bäuerinnen zur Kirche gehen. Auch ihr neuer Roman zeigt ein Stück vollsaftigen Lebens. Eine Bauerndirne schildert sie, ein Weibmensch, der mit beiden Füßen im Leben steht und sich seinen guten und sicheren Platz in der Welt erkämpfen will, sei's auch mit harten und unbedenklichen Mitteln. Und diese Rumpl-Hanni, die so ist, wie sie heißt: derb, drall, ein wenig gewalttätig und doch auch weibchen-weich, diese Heldin des Buches bleibt trotz ihrer Skrupellosigkeit ein Wesen, dem wir gern zuschauen. Denn es atmet und ist kein Papier.

*

Digitized by Google

Auch Walter Zierſch, deſſen Schauſpiel „Der Froſchteich“ im Münchener Reſidenztheater aufgeführt wurde, ohne, trotz mancher Qualitäten, einen guten Erfolg zu finden, veröffentlichte einen neuen Roman: „Die Götter im Turm“. Das Werk ſchildert in pſychologiſch intereſſanter Geſtaltung das Martyrium des „Gezeichneten“, die Glücksunfähigkeit des Krüppels. Der Held, Baruch van der Kailen, vermag bei all ſeinem Reichtum des Geldes und Geiſtes, bei der beſten Veranlagung des Gemütes nicht zu einem Lebensbehagen gelangen, wie es Durchſchnittsnaturen von geradem Wuchſe ohne viel Mühe beſchert iſt. Freilich: das Schickſal dieſes Mannes, der nirgendwo echte Liebe finden kann und ſtets nur in die Rolle des Beraters und Freundes gedrängt wird, dieſes Schickſal bleibt durchaus individuell und vermag nicht die Norm und den Typus des Krüppelloſes zu bedeuten: Aus der Herzensmiſere des Helden führen zu viele vom Autor verſchloſſene Auswege ins Freie! — Das Buch erhebt ſich über die Unterhaltungsliteratur. Es ſteht aller Süßlichkeit und Sentimentalität unendlich fern und zeigt ein geradezu ängſtliches Bemühen zur Objektivität: der Dichter iſt beſtrebt, ſeine Geſchöpfe in nackteſter Menſchlichkeit zu zeigen. (Concordia-Verlag, Berlin.)

*

Ernſte Arbeit und ſchweres Ringen mit Stoff und ſeinen letzten formalen Möglichkeiten zeigen die epiſchen Dichtungen von Joachim Delbrück, der ſoeben ſeinen Roman „Varieté“ bei Ullſtein, Berlin, herausgegeben hat. Jedes Kapitel, das er ſchreibt, zeugt für durch ernſte Mühe erwirkte Kraft. Seine Schilderung iſt anſchaulich und ſachlich, dabei aber an dichteriſchen Einfällen reich und von ſprachlicher Schönheit leuchtend. Sein Buch ſchildert den Weg einer Künſtlerin, die aufs Varieté verſchlagen wurde und nach kurzem Aufſtieg in reinere Höhen der Kunſt immer tiefer ſinkt, ſchwere menſchliche Enttäuſchung läßt ſie zuſammenbrechen, bis ſie im Schmutze der Goſſe verkommt. Dieſes Schickſal wird in ſeiner langſamen Entwicklung in fünf ſorgſam ausgeſtalteten Büchern vor dem Leſer ausgebreitet. Gute Ökonomie verteilt die ſtofflichen Reize und ſorgt für Steigerung, ohne daß doch jemals Senſationsfreude das künſtleriſche Niveau kränkt. Delbrücks Darſtellung wird durch den deutlich erkennbaren Drang zu ſtrengſter Sachlichkeit vorteilhaft gekennzeichnet. Präziſion iſt dieſes Dichters Ehrgeiz, der ihn bisweilen dazu führt, daß ſeine Schilderung allzu ſtreng die Linien ſeiner Materie zeichnet; mit dem Erfolge, daß ſein Stoff in all ſeiner irdiſchen Schwere in die Erſcheinung tritt, ohne die große Perſpektive des dichteriſchen Symbols zu zeigen . . .

*

Mit einem lyriſchen Buche von großer künſtleriſcher Bedeutung erfreute uns Bruno Frank, deſſen „Requiem“ bei Erich Reiß in Berlin erſchien. Frank zeigt auch als Lyriker jene Kultur der Empfindung und des ſprachlichen Ausdrucks, die ihn als Novelliſten auszeichnen. Seine Strophen, zumal die Stanzen des Requiems, ſind von klaſſiſcher Formſchönheit, ſie erreichen die Reinheit der Platenſchen Versgebilde, ſind aber in ihrem Gefühlsinhalte wärmer und inniger. Sanfter, ſüß-wehmütiger Geigengeſang umſchwebt dieſes „Requiem“ die Erinnerung an den teuren Schatten

Digitized by Google

einer Geliebten. Die Gedichte, die dem Hauptstücke der Sammlung folgen, aus der Kriegszeit geborene Strophen, besingen das kriegerweckte Weltmitleid und bereiten den Segen der Versöhnung.

*

Hermann Horn, über dessen Roman vom „Armen Buchbinder" Edgar Steiger an dieser Stelle warm empfehlende Worte gesagt hat, veröffentlichte bei Egon Fleischel in Berlin seine Seenovellen „Meer und Matrosen", Arbeiten von guter Kunst der Milieu-Schilderung, Novellen, die in breiter Komposition mehr Zuständliches als Schicksal des Individuums darstellen. Auch dieses Buch hat gutes Niveau und wird in dieser Zeit besonders starkes Interesse finden.

*

Schließlich noch Harry Kahn, dem der Krieg so viel verschüttet hat: Sein Lustspiel „Der Ring", das zahlreiche große Bühnen angenommen hatten, mußte zurückgestellt werden, und nur in Wien war Mitte Januar 1917 die erfolgreiche Aufführung möglich. Kahn veröffentlichte auch einen Novellenband „Opfer", im Hyperionverlag zu Berlin. Dieses Buch schrieb eine sorgfältige, kulturkundige Hand in Sätzen von musikalischem Zusammenklang. In der Form völlig beherrscht, bewußt kühl, in der Darstellung temperamentvoll, geben die drei Novellen den Beweis für eine Begabung, die die eigene dichterische Kraft, eine Kraft der Vision und der Gestaltung, in strenger Selbstzucht zu entsubjektivieren vermag.

Es sei dem Unterzeichneten gestattet, in diesem Zusammenhange auch auf das im Verlage der Zeitbücher, Reuß & Itta, Konstanz i. B., erschienene Bändchen „Münchener Bilderbogen" hinzuweisen, das er selbst zusammengestellt hat. Er fügte Arbeiten von Friedrich Freksa, Karl Ettlinger, Joachim Delbrück und anderen zusammen, druckte auch einige seiner eigenen Münchener Miniaturen mit ab und setzte dem Ganzen ein Vorwort A. De Noras voran. So entstand ein kleines Buch, das für München zeugen soll: Für die Stammtischler und die Künstlerjugend. Kein Werk von literarischem Ehrgeiz, aber vielleicht ein Beitrag zur Charakteristik unserer Stadt in Scherz, Satire, Ironie. Und nicht ohne tiefere Bedeutung? Das möge der Leser entscheiden.

Richard Rieß (München)

# Die Urteilskraft der Börse

Ein bekannter sehr beschäftigter Naturwissenschafter erklärte mir einmal, daß er sich über die politischen Vorgänge lediglich durch die aufmerksame Lektüre der Börsenberichte auf dem laufenden halte. Das, meinte er, genüge ihm vollauf und gebe ihm fast ein richtigeres Bild, als wenn er die täglich viele Spalten umfassenden, sich gar auch noch widersprechenden Telegramme und Zeitungsmeldungen lese, wozu er keine Zeit habe. Selbstverständlich war das im Frieden. Und vor geraumer Zeit erzählte mir ein Offizier, dessen Vater Bankdirektor ist, ein General habe ihn draußen an der Front gefragt, wie denn die Stimmung an der Börse sei; das sei doch ein viel untrüglicheres Barometer als alle Zeitungsmeldungen.

Digitized by Google

Haben diese Männer recht? Ist es wirklich richtig, daß die Börse ein so ausgezeichnetes Urteil und eine so vorzügliche Kenntnis aller Dinge besitzt, wie man ihr nachrühmt? Liegt hier nicht etwa eine maßlose Übertreibung vor? Woher sollen gerade die Börsenbesucher, deren Durchschnittsbildung und Durchschnittsintelligenz doch zum mindesten nicht größer ist als die der Chemiker und Generäle, ein solch gutes Urteil besitzen?

Die gute Meinung über die feine Nase der Börse ist berechtigt, oder vorsichtiger ausgedrückt: sie war es. Denn ob es auch jetzt im Kriege noch der Fall ist, ist schon erheblich zweifelhafter. Die Erklärung ergibt sich in allererster Linie aus dem Wunsche, zu verdienen. Der Börsenspekulant lebt davon, daß er früher als andere die Kursentwicklung erkennt, daß er ein Papier kauft, von dem er annehmen muß, daß innerhalb weniger Stunden oder Tage andere weniger gut Eingeweihte ebenfalls kaufen werden, und er verkauft Papiere, die seiner Ansicht nach in Kürze vom großen Publikum verkauft werden. Der Vorsprung verschafft ihm den Lebensunterhalt. Daraus ergibt sich nun die Notwendigkeit, so schnell wie irgend möglich in den Besitz von Nachrichten zu kommen, und zwar nicht nur von wirtschaftlichen, sondern auch von politischen. Denn nichts beeinträchtigt Kursentwicklungen erfahrungsgemäß stärker als die Wolkenbildung am politischen Himmel. Darum muß der Börsianer Mittel und Wege finden, um möglichst schnell alle erdenklichen Nachrichten zu erfahren. Er verfügt dabei über eine ganze Reihe von Hilfsmitteln. Das primitivste ist die Zeitung selbst. Die liest er mit ganz anderen Augen als der gewöhnliche Sterbliche und überlegt sich die voraussichtlichen Folgen ganz anders. Während also beispielsweise der Gevatter Schuster und Schneider bei der Meldung von einem neuen Minister am Stammtisch darüber kannegießern wird, ob es sich um einen „guten" oder einen „schlechten" Mann handelt, und dabei sein Urteil an Nebensächlichkeiten klammert, wird der Börsianer weiter denken, er wird sich überlegen, welche neuen Gesetzesvorlagen zu erwarten sind, wie die Ernennung auf die auswärtige Politik wirkt usw. Für ihn ist die Ministerernennung ebenso wie die Meldung von einem Erdbeben in Italien oder einem Brand in Chikago lediglich ein Hausse- oder Baissefaktor. Und ebenso wie der Müller beim Spaziergang durch die Felder sich zunächst die Frage vorlegt: Wie werden die Getreidepreise dieses Jahr werden?, während sein Nachbar ganz naiv sich an der Schönheit der Natur erfreut, so unterscheidet sich die Betrachtungsweise des Börsianers von Grund auf von der des normalen Menschen.

Indessen beschränkt sich der Börsianer keineswegs nur auf Zeitungslesen oder gar nur auf die Lektüre irgendeines Leibblattes. Er liest, um besonders schnell im Bilde zu sein, so früh wie die Zeitungsredaktionen selbst die Meldungen von Telegraphenagenturen und studiert daneben auch die ausländische Presse. Denn er hat ja Zeit in Hülle und Fülle. Darüber hinaus aber findet er Mittel und Wege, um sich überall Informationen zu verschaffen. Ebenso wie er in wirtschaftlichen Dingen gar manches erfährt, was dem Außenstehenden verborgen bleibt, wie etwa vertrauliche Berichte über Auftragsbestand und Zwischenbilanzen bei großen Gesellschaften, ebenso sucht er in politischen Dingen überall seine Fühler auszustrecken. Der eine kennt den Freund eines Freundes des leitenden Staats-

Digitized by Google

mannes, der andere hat einen Vetter im Ministerium usw. usw. Ist der Börsianer gleichzeitig in einer größeren Bank tätig, sei es als Direktor oder als Angestellter, so beobachtet er mit besonderer Aufmerksamkeit die einlaufenden Aufträge seiner hochstehenden Kunden.

Das alles sind mehr oder weniger erlaubte Hilfsmittel. Dazu kommen aber auch noch unerlaubte. Das berühmteste Beispiel dafür aus der letzten Zeit ist die gewaltige Börsenspekulation gewesen, welche ein Bankier Namens Rosenberg, der in der Zwischenzeit zum ungarischen Baron Rosenthal aufgerückt ist, kurz vor dem Ausbruch des ersten Balkankrieges vorgenommen hat. Er war vom König der Hammeldiebe, Nikita von Cettinje, über den Schritt der Balkanmächte unterrichtet worden, und zwar mit dem ausdrücklichen Zweck, einen gemeinsamen Coup zu machen. Das ist denn auch gelungen, und jeder der beiden Kontrahenten konnte eine ganze Reihe von Millionen einheimsen. Ein einzelner Börsianer nun könnte nicht allzuviel an Informationen sich verschaffen. Die Tatsache aber, daß Tag für Tag Hunderte von Leuten, die dasselbe Ziel verfolgen, zusammenkommen, und daß diese Leute stundenlang nichts anderes zu tun haben, als sich gegenseitig über all diese Dinge zu unterhalten und die Wirkungen aller Vorkommnisse im gegenseitigen, nicht immer sehr ruhigen Gespräch abzuschätzen, bringt immerhin eine derartige Fülle von Nachrichten und Urteilskraft zusammen, daß tatsächlich die Summe eine nicht zu verachtende Klarheit hervorbringt.

Heute im Kriege ist das freilich etwas anders geworden. Zwar weiß auch da die Börse sehr häufig mehr als der gewöhnliche Mann, besonders da man ja über Börsengespräche keine Zensur verhängen kann, da ferner beispielsweise der Inhalt ausländischer Zeitungen dort ohne Einschränkungen wiedergegeben werden kann. Aber die Fama treibt dort heute üppigere Blüten als je, und vor allem ist die Börse in ihren Interessen ganz einseitig. Während im Frieden zwei Parteien bestehen, die Haussiers, welche ein Interesse an steigenden Kursen, und die Baissiers, welche ein Interesse am Fallen der Kurse haben, ist seit Jahr und Tag die Börse ganz einseitig an einem Steigen der Kurse interessiert. Sie ist infolgedessen unkritischer geworden und auch ihr ist der Maßstab für viele Dinge verlorengegangen.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Wie für die übrigen Zeitungen und Zeitschriften ist im Interesse der Papierersparnis auch für den „März" eine räumliche Einschränkung des Umfangs angeordnet. Wir geben unseren Lesern davon Kenntnis, mit der Bitte, unserer Zeitschrift die Treue zu bewahren, bis normale Verhältnisse die Rückkehr zum alten Umfang gestatten. **Schriftleitung und Verlag.**

# Am Scheidewege

Eine Entgegnung von Georg Gothein, M. d. R.



In einem „Am Scheidewege" überschriebenen Artikel im „März" vom 11. September 1917 vertritt Herr Emil Zimmermann die Forderung: „Los im wirtschaftlichen Verkehr von den Angelsachsen! Schaffung eines eigenen großen Kolonialbesitzes in Mittelafrika; wirtschaftlicher Austausch mit unseren Verbündeten, mit Mittelafrika, Süd- und Mittelamerika und wer sonst an diesem Wirtschaftsbunde noch teilnehmen will!"

Die hier aufgestellte Forderung ebenso wie ihre Begründung fordert entschiedenen Widerspruch heraus.

Zimmermann stellt die „Weltwirtschaftspolitik" des Fürsten Bülow in Gegensatz zu der mehr auf Eigenwirtschaft begründeten Bismarcks. Ersterer habe mit ihr „einen großen Teil unserer Kraft auf fremdem Boden gegründet". Damit habe sich unsere Abhängigkeit von den fremden Landwirtschaftsgebieten mehr und mehr gesteigert. „Noch 1893 habe sich unsere Wirtschaft in der Hauptsache auf das eigene Land gestützt; nur das Notwendige hätten wir von auswärts bezogen."

Zunächst: man kann von einer Bülowschen Weltwirtschaftspolitik überhaupt nicht reden. Sie war lediglich diktiert von dem Gedanken einer Beschwichtigung der agrarischen Bewegung durch weitgehendstes Entgegenkommen und weiter von dem, der Industrie plausibel zu machen, daß ein spezialisierter Zolltarif ein besseres Instrument zum Abschluß von Handelsverträgen sei. Wie vorauszusehen, hat er darin vollständig versagt. Die Bülowschen Handelsverträge waren für die deutsche Ausfuhr weit ungünstiger als die Caprivischen. Wenn trotzdem die Ausfuhr stieg, so war das allein der gesteigerten Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie und der wachsenden Aufnahmefähigkeit des Auslandes zu danken. Es ist aber auch verkehrt — wie Zimmermann tut — die Wirtschaftsperioden von 1871 bis 1890, von da bis 1900, dem Beginn der Kanzlerschaft Bülows, und seitdem in Vergleich zu stellen. Denn erst mit 1879 begann die Bismarcksche Schutzzollära, mit 1892/94 die der Caprivischen Handelsverträge und erst



Digitized by Google

in 1906 die der Bülowschen Verträge. Außerdem hat es die schwersten Bedenken, die Ein- und Ausfuhr Deutschlands vor 1889 mit der späteren in Vergleich zu setzen, da erst mit diesem Jahr Hamburg und Bremen in das Zollgebiet einbezogen wurden.

Wenn man von der Inaugurierung einer Weltwirtschaftspolitik reden will, kann man sie nur Caprivi zuschreiben, der sie mit vollstem Bewußtsein vertrat; der die Steigerung der Ausfuhr für unerläßlich hielt, um die Deutschland unentbehrlichen Rohstoffe und Nahrungsmittel zu bezahlen; der das Wort prägte: „Wir haben nur die Wahl, Menschen oder Waren zu exportieren."

Aber schon zu Beginn der Ära Caprivi waren wir sowohl in Nahrungs- wie in Futtermitteln stark auf die ausländische Zufuhr angewiesen. Und die enorme Steigerung unserer Rinder- und Schweinehaltung hat sich unter den Caprivischen Verträgen vollzogen (Schweine + 10 Millionen, Rinder + 3,1 Millionen Stück). Natürlich mußte damit die Einfuhr von Futtermitteln steigen. Nur für Futtergerste ist durch die Bülowverträge der Zoll — und zwar um 70 Pfennige für 100 Kilogramm — herabgesetzt, für Mais dagegen um 1,40 Mark, für Hafer um 2,20 Mark erhöht worden. Die Kraftfuttermittel: Kleie, Treber, Ölkuchen und exotische Ölfrüchte, auch Baumwollsaatmehl waren immer zollfrei. Unrichtig ist auch die Behauptung Zimmermanns, daß Raps und Hülsenfrüchte keinen Schutzzoll hätten; für ersteren beträgt dieser 2 Mark, für letztere 1,50 bzw. 2 Mark für 100 Kilogramm. Und zwar besteht dieser Zoll seit einigen dreißig Jahren. Richtig ist der Rückgang unserer Schafzucht, doch war unser Schafbestand, der in den 60er Jahren noch 28 Millionen betrug, bereits 1883 auf 19,19 Millionen, 1892 auf 13,52 Millionen Stück zurückgegangen. Das hat mit einem Wollzoll herzlich wenig, sehr viel aber mit der Intensivierung des landwirtschaftlichen Betriebes, mit dem Übergang von der Dreifelderwirtschaft zur Fruchtwechselwirtschaft zu tun. Damit entfällt ein großer Teil der Weide für die Schafe. Glaubt übrigens Zimmermann, daß das tropische Mittelafrika uns Ersatz für die australischen und Kapwollen je wird liefern können?

Zimmermann meint von der Textilindustrie: „Der deutsche Fabrikant erhielt billigen Rohstoff, aber hohe Preise für seine Fabrikate, und er konnte deshalb seine Arbeiter gut bezahlen, nebenbei auch noch selber gut verdienen. Merkwürdig, daß gerade die Weber und Wirker die heftigsten Gegner der Schutzzollpolitik waren! Nur die Spinner waren ihre Anhänger. In Geweben und Wirkwaren war die deutsche Textilindustrie schon in den 60er Jahren eine bedeutende Ausfuhrindustrie; sie wollte sich den Bezug des ausländischen Garns nicht durch Zölle verteuern lassen und wußte sehr wohl, daß eine Industrie, deren Produktion den Inlandsbedarf übersteigt,

Digitized by Google

den Zoll im Preise der Ware nicht zum Ausdruck bringen kann. Das hat schon Friedr. List überzeugend dargelegt.

„Hätte das Deutsche Reich nicht seine Schutzzölle gehabt, es hätte sich nie neben dem alten Industriestaat England entwickeln können," schreibt Zimmermann. Ich unterschätze den Wert von Erziehungszöllen für die rasche Entwicklung einer Industrie gewiß nicht. Aber Tatsache ist doch, daß die Schweiz ohne nennenswerten Schutzzoll — erst 1892 folgte sie und in sehr bescheidenem Maße dem deutschen und französischen Beispiel — ein solches Industrieland wurde. Der deutsche Schiffbau hat seine glänzende Entwicklung ohne jeden Schutzzoll genommen; ebenso der deutsche Bergbau, das Metallhüttenwesen, die chemische Industrie in ihren hervorragendsten Leistungen: den Teerfarben und pharmazeutischen Artikeln usw., die Kleineisenindustrie, die Instrumentenfabrikation u. a. m. ebenso.

Die Listsche Lehre, daß bei den Inlandsbedarf übersteigenden Produkten der Zoll im Preise nicht zum Ausdruck kommt, erfährt eine Einschränkung bei den syndizierten Artikeln. Bei ihnen kann das Kartell die Inlandspreise hochhalten, nach dem Ausland — womöglich mit Kartellexportprämien — selbst unter Selbstkosten liefern, schleudern. Dieser Dumping export ist das, was im Ausland Erbitterung erregt hat. Man empfindet es dort als unlauteren Wettbewerb, wenn ein Staat sich durch hohe Zölle der Einfuhr gewisser Waren verschließt und dieselben Waren zu Spottpreisen im Ausland absetzt, dort die normalen Preise unterbietet. Die Amerikaner — die übrigens auf diesem Gebiet selbst keine reine Wäsche haben — schützen sich dagegen durch Zollzuschläge; das Freihandelsland England konnte das nicht. Es half sich mit der Zollbevorzugung in den Selbstverwaltungskolonien und mit der faktischen Bevorzugung in den Kronkolonien, schließlich mit dem bedenklichen Mittel der Interessengebiete in politisch schwachen Ländern (China, Persien, Türkei).

Wenn auch unsere Schutzzollpolitik, die eigentlich das Gegenteil von Weltwirtschaftspolitik ist, wesentlich dazu beigetragen hat, die Stimmung des Auslandes gegen uns zu verschlechtern und dies auch namentlich in England bewirkt hat, so hätte das allein doch England nicht in die Reihen unserer Feinde getrieben. Während bei Rußland das durch die Auffassung gezeitigt wurde, der Weg nach Konstantinopel führe über Berlin, war es bei England unsere Flottenvermehrung. Gegen wen rüstet Deutschland zur See, wenn nicht gegen uns? fragte man sich dort. Und da man Deutschland zutraute, sich mit Englands Gegnern zu verbünden, so wollte man dem zuvorkommen und betrieb die Einkreisungspolitik. Bismarck hat England nie geliebt, aber er legte den größten Wert auf die Erhaltung guter Beziehungen zu ihm; und er war bereit, dafür Opfer zu bringen. Die



Digitized by Google

Erhaltung Lord Roseberys — schrieb er in den letzten Jahren seiner Kanzlerschaft — ist mir mehr wert als ganz Ostafrika.

Kommen wir zu einem Verständigungs- und Versöhnungsfrieden — und der wird sich bei allen Kriegführenden durchsetzen —, kommen wir zu internationalen Rechtsorganisationen, die sie alle zu erstreben erklärt haben, so kommen wir auch zur internationalen Verständigung über die Einschränkung der Rüstungen zu Wasser wie zu Lande. Bei der ungeheuren Schuldenlast, bei den enormen Menschenverlusten, die der Krieg allen Kriegführenden Europas gebracht hat, kann an ein Wettrüsten in Zukunft gar nicht mehr gedacht werden. Dann aber kommen wir auch zu der Verständigung mit England, zumal wenn wir unsere ohnehin völlig überflüssige Schutzzollpolitik nicht weiter verfolgen.

Gewiß: „Der Krieg wird von den Engländern bewußt als Kampf gegen die deutsche Durchdringung geführt." Er wird von den Engländern eben mit allen nur denkbaren Mitteln geführt. Solange es für sie ein Kampf um die Macht ist, gilt es ihnen auch die wirtschaftliche Macht Deutschlands in brutalster Weise zu schädigen. Es ist auch unbestreitbar, daß im Krieg der Schutzzollgedanke in England außerordentlich an Boden gewonnen hat.

Leidenschaft und Haß machen eben blind; und die Kriegspsychose sieht dort in jedem Ruhigdenkenden einen Vaterlandsverräter. Aber mit dem Frieden schwindet sie; dann kommen die nüchternen, realen Interessen zur Geltung. Die englischen Gewerkschaften, die wie die Arbeiter aller kriegführenden Länder am meisten Nüchternheit und realpolitisches Verständnis beweisen, haben vor wenigen Tagen mit Zehn-Elftel-Mehrheit eine Resolution zur unbedingten Aufrechterhaltung des Freihandels beschlossen. Aber selbst die Pariser Wirtschaftskonferenz wollte keinen dauernden Wirtschaftskrieg, sondern nur einen solchen von wenigen Jahren gegen die — eingebildete — Überschwemmung mit deutschen Waren. Rußland will gar nichts von einem solchen wissen. Die Vereinigten Staaten von Amerika, also ein angelsächsisches Land, lehnen ihn mit größter Entschiedenheit ab. Wie kann da Herr Zimmermann schreiben: „Die Angelsachsen wollen uns in ihren Gebieten los sein." Das ist ungefähr so, als wenn man die Kriegsziele der Deutschen mit denen der „Deutschen Tageszeitung" identifizieren wollte. Amerika legt den größten Wert darauf, uns nach dem Kriege weiter Baumwolle, Kupfer, Weizen, Ölkuchen, Petroleum, Benzin, Schmieröle, Phosphate, Holz, Harze, Schmalz, landwirtschaftliche Maschinen, Pelzfelle, Gerbstoffe usw. zu liefern; es will von uns Kalisalze, Teerfarben, pharmazeutische Artikel, Kinderspielzeug, Instrumente, Porzellan, feine Leder und Pelzwerk und tausenderlei andere Dinge beziehen. Britisch-Indien will seine Jute, Baumwolle, Häute, Reis, Tee, Kautschuk, Ölfrüchte usw.

Digitized by Google

an uns absetzen und sehnt den Tag herbei, an dem es an Stelle der japanischen Schundwaren wieder deutsche beziehen kann. Haben doch selbst in diesem Jahr blindester Kriegswut die indischen Handelskammern erklärt: Nach dem Kriege wolle man die deutschen Waren weiter beziehen. Auf die deutschen Kaufleute wollte man freilich gern verzichten; die sind ihnen zu betriebsam. Aber man wird sich schon wieder an sie gewöhnen.

Auch England kann den Warenaustausch mit uns gar nicht entbehren, ohne sich selbst aufs schwerste zu schädigen. Es wird nach kurzer Zeit froh sein, seinen Absatz von Steinkohlen, Garnen, Heringen, Geweben, Weißblech usw. wieder aufzunehmen, und es würde schwer unseren Zucker, unser Eisen und Eisenwaren, unsere Teerfarbstoffe, Oberleder, Wirkwaren, Gewebe und zahllose andere Dinge entbehren. Gewiß könnte es für manches — lange nicht für alles — anderswo Ersatz bekommen. Aber teurer, schlechter und schwieriger. Ein Warenboykott ist auch nie von Dauer; Güte und Preis sind für den Handel bestimmend. Und die Warenknappheit wird infolge des Verlustes von Arbeitskräften durch den Krieg so groß sein, daß in den ersten Jahren jeder froh sein wird, überhaupt Ware zu beziehen.

Es ist aber auch eine naive Idee, daß uns Mittelafrika und Südamerika die angelsächsische Welt und die von ihr abhängigen Staaten ersetzen könnten. Auf diese entfielen 1913 rund 70% unserer ganzen Einfuhr und rund 60% unserer Ausfuhr. Wer soll uns statt Amerikas, Ägyptens und Indiens Baumwolle liefern? Wer statt Indiens Jute ? Wer statt Australiens und Südafrikas Wolle? Argentinien, das überwiegend Kreuzzuchtwolle produziert, kann es doch nicht. Wer statt Italiens, Chinas, Japans und Frankreichs Seide? Wer statt Rußlands Flachs? Wer die nötigen Mineralöle? Österreich-Ungarn und Rumänien können unseren Bedarf nicht decken und von Niederländisch-Indien stellten sie sich zu teuer. Wer deckt unseren Kupfer-, unseren Nickel- und Zinnbedarf? Weder Mittelafrika noch Südamerika können das. Katanga herauszugeben wird sich England schwer hüten. Wer soll unseren Bedarf an tierischen und pflanzlichen Fetten bzw. Ölen liefern? Ehe die Produktion von Kopra in Mittelafrika und in unseren Südseekolonien so entwickelt ist, daß sie das kann, dürften viele Jahrzehnte vergehen. Dabei scheint Zimmermann auf unsere Südseekolonien, deren Produktion sich sehr viel rascher und billiger entwickeln läßt als die Mittelafrikas, nicht erheblichen Wert zu legen. Glücklicherweise herrscht bei unserer Kolonialverwaltung volles Verständnis für deren Bedeutung.

Und woher sollen denn die Arbeiter kommen, welche in Mittelafrika diese gewaltige Produktion ins Leben rufen? Ganz Afrika zählt nicht viel mehr Menschen als Deutschland, und davon wohnen die meisten in Nord-

Digitized by Google

und in Südafrika. In unseren sämtlichen afrikanischen Kolonien gibt es keine 12 Millionen Menschen, und sie haben nur minimale Bedürfnisse. Welchen furchtbaren Raubbau an Menschenkraft der Kongostaat getrieben hat, wie dort Schlafkrankheit und Framböesie wüten, ist bekannt! Und haben wir denn genügend erfahrene kolonisatorische Kräfte? Um ein Gebiet von der Größe Mittelafrikas aufzuschließen, gehören neben Menschen auch ungeheure Kapitalien, die sich erst nach Jahrzehnten bezahlt machen. Wo sollen wir die nach der riesigen Verschuldung, die uns der Krieg gebracht hat, wie sie bei den Kapitalinvestitionen, die der Wiederaufbau unserer Innenwirtschaft erfordert, hernehmen? Denn um einigermaßen den Rohstoffersatz auch nur in Baumwolle, Hanf und Ölfrüchten zu bekommen, müßten Riesenkapitalsanlagen nicht nur in Plantagen, sondern auch in Eisenbahnen und Wegen gemacht werden.

Unseren Kautschukbedarf würden wir dort decken können, wenn gleichzeitig uns Brasilien allen seinen Paragummi liefern würde. Aber kann jemand ernsthaft glauben, daß es zugunsten Deutschlands und seiner Verbündeten auf den Absatz an die angelsächsische Welt verzichten würde? In seinem wichtigsten Ausfuhrartikel: Kaffee, sind ihm die Vereinigten Staaten von Amerika ein viel wertvollerer Abnehmer als Deutschland und Österreich zusammen. Und Brasilien wie die meisten südamerikanischen Staaten sind von Nordamerika finanziert. Die Bahnen sind mit nordamerikanischem Gelde gebaut, ebenso eine Reihe der wichtigsten großindustriellen Unternehmungen. Die Vereinigten Staaten erstreben bekanntlich Panamerika unter ihrer Führung. Nichts wirkt dort so aufreizend, wie die Verdächtigung, Deutschland wolle in Südamerika sich festsetzen. Diesen sinnlosen Unterstellungen wird aber Nahrung gegeben durch Aufsätze wie der hier besprochene.

Auch Süd- und Mittelamerika, die nach Abzug von Kuba und den englischen und französischen Kolonien nahezu ebensoviel Einwohner wie Deutschland zählen werden, können uns den Absatz nach der angelsächsischen Welt ebensowenig ersetzen, wie deren von uns benötigte Ausfuhrerzeugnisse. Wir haben auch nach dem Kriege weder die Menschen noch die Kapitalien, um unsere Industrie, die auf den Absatz nach der ganzen Welt eingerichtet ist, für die besonderen Bedürfnisse einiger weniger Länder umzustellen. Um die ungeheuren Lasten zu tragen, die wir aus dem Kriege übernehmen, werden wir alles daran setzen müssen, unsere Produktion wie unsere Ausfuhr so nutzbringend wie nur irgend möglich zu gestalten. Schon die notwendige Wiederherstellung unserer Valuta macht das unerläßlich.

Nicht dadurch, daß man die Welt in zwei große, sich gegenüberstehende, voneinander abgeschlossene Interessengebiete scheidet, sichert man in Zukunft

Digitized by Google

den Frieden, sondern durch den freien, friedlichen Güteraustausch; durch Verzicht auf Machtpolitik zugunsten internationaler Rechtsorganisationen; durch eine bewußte Verständigungs- und Versöhnungspolitik.

Die jetzige Weltkatastrophe wird in die Hirne der Menschen die Lehre einhämmern, daß der Krieg die falsche Rechnung ist. Und ist mit seinem Ende der Blutrausch verflogen, so ist in allen Völkern der Boden bereitet für den Gedanken der internationalen Verständigung, der freien volkswirtschaftlichen Betätigung aller Völker.

# Der Dorfschulze

Von Hans Reimann

Im Frühjahr 1916 lagen wir in Russisch-Polen.

Eines Tages schickte unser Rittmeister mich nebst einem Gefreiten, der den Dolmetscher abgab, auf die benachbarten Dörfer, damit ich die Anzahl der dort vorhandenen Pferde feststellte.

Vierzehn Kilometer hatte ich zu reiten bis Nowo-Letnisk.

Das Dorf lag fernab von allen Verkehrsstraßen und war bisher von Soldatenbesuch verschont geblieben.

Früh um vier waren wir weggeritten, und der Wald nahm kein Ende. Fichten und Kiefern, zwei- bis dreihundert Jahre alt — ein herrlicher Forst. Aber wir mußten unsere Gäule kurz halten, damit sie nicht stolperten — über die Wurzeln — und wir konnten nichts anderes reiten als Schritt.

Kurz nach sechs tauchte Letnisk vor uns auf. Oh, es sah öde aus! Wie ausgestorben. Als ob eine Seuche gehaust und alles Lebende hinweggerafft hätte. Kein Wohnhaus, kein Mensch, kein Tier — nur die trostlosen lehmbeschmierten Rückfronten der Scheunen. Eine Scheune an der andern.

Durch das Dorf zog sich die Straße.

Wir hatten den Weg abgeschnitten und ritten nun auf die Straße zu. Kaum war sie erreicht, so öffnete sich uns ein Blick, höchst unerwartet, auf ein — ich muß schon sagen wunderhübsches Dörfchen.

Links der Straße lagen die Scheunen, rechts die Wohnhäuser. Blitzsaubere, frischbunte Häuser mit Blumengärten davor und blühenden Obstbäumen, die Straße selbst mosaikartig gepflastert und spiegelblank.

Aber kein Mensch zu sehen.

Ich war wie verträumt.

Digitized by Google

Hatte das Dorf von der Rückseite einen kahlen, garstigen Eindruck erregt, so wirkte die Reihe der appetitlichen Häuschen um so heimeliger. Aus den Schornsteinen kräuselten dünne, bläuliche Rauchsäulen — aber nicht die Spur von einem Menschen auf der Straße.

Wir ritten durch das Dorf und lugten nach der weißen Fahne, die anzeigt, wo der Schulze wohnt.

Hinter etlichen Fenstern guckten Weibsbilder, gelbe Katzen schlichen durch die Gärtchen, auf einem Dache klapperten vier junge Störche.

Hier war kein Krieg.

Bald hatten wir das Haus des Schulzen gefunden. Wir saßen ab und banden unsere Pferde an den Zaun.

Wir betraten das Haus.

Nichts regte sich.

Auf dem Flur lauschten wir. Dann drückte ich auf die Klinke und öffnete die Stubentür.

In der Stube saß ein Mann, vor sich eine brennende Kerze.

Er stand auf und wünschte Guten Tag.

Wir dankten.

Der Mann sah aus, als käme er aus weiter, weiter Ferne.

Und auch wie ein Eingeborner sah er nicht aus.

Ich will ihn schildern.

Er war nicht groß und war nicht klein, doch äußerst zierlich gebaut. Er hatte ein anmutig-edles Gesicht, sauber rasiert — schlanke Gliedmaßen und auffallend zarte Füße. Sein Anzug: ein dunkelblauer, knappsitzender Rock, weißen Kragen und weißes Vorhemd, schwarze Hose und ein Paar Reitstiefel an den Beinen, die ein guter Schuster nach Maß gefertigt haben mußte. Ich hatte manchen Russen, manchen Polen gesehen, und ich war gefaßt gewesen auf einen dreckigen, devoten Kerl, aber der Schulze von Letnisk war weder dreckig noch devot.

Er lud uns höflich ein, Platz zu nehmen, und fragte, ob er mit einem Glase frischer Milch und einigen weichgekochten Eiern dienen könne.

Ich war so vertieft in seinen Anblick, daß ich die Einladung überhörte.

Ich kam nicht los von dem Gesicht.

Er hatte blondes Haar. Volles, blondes Haar und schlicht gescheitelt. Die Stirn war ebenmäßig und hoch — die Augen blau und versonnen — eine schöne, leicht gebogene Nase, einen kleinen Schnurrbart von der Farbe des Haupthaares, ein prachtvolles Gebiß, sehr saubere und fein gezogene Lippen und ein rassiges, doch keineswegs übertrieben männliches Kinn.

Er sah mir offen ins Auge und schien leise zu fühlen, daß er mein Interesse geweckt habe.

Digitized by Google

Ich blickte mich in dem Raume um.

Die übliche polnische Bauernstube: im Hintergrunde rechts die fromme Ecke mit fürchterlich bunten, kirchlichen Bildern, mit Kruzifix und Kerzen. Links das Bett mit den fünf Paradekopfkissen, eins immer kleiner als das andere, und das kleinste, dickste obenauf.

Und doch wiesen verschiedene Kleinigkeiten auf einen persönlichen Geschmack des Wirtes hin: so war ein Blumenstrauß, der im Fenster stand, mit den Deckeln billiger Zigarettenschachteln gespickt — kitschigsüße Mädchenköpfe drauf. Und das eine Viertel der Stube war nicht geweißt, sondern tapeziert. Tapeziert mit einem vertrackt ineinander geschlungenen Tiermuster. Auch stand eine geradezu großstädtische Glaskaraffe auf dem Tische — als Unterlage eine Galerie aus russischen Zeitschriften ausgeschnittener und aufgeklebter Mädchenköpfe.

Außerdem brannte, wie gesagt, eine Kerze auf dem Tische.

Der Schulze stand da und beobachtete mich.

Ich trat an den Tisch und untersuchte, was darauf lag.

Zuoberst ein polnisch-deutsches Wörterbuch. Ein dünnes Heft — in der nächsten Stadt für sechzig Pfennige gekauft, wie ich erfuhr. Das Wörterbuch war aufgeschlagen über ein besudeltes Blatt Papier gelegt, als ob man nicht sehen solle, was der Schulze mit dem Papier getrieben habe.

Da mich der Mann interessierte, griff ich ohne Bedenken nach dem Papier und nahm es in die Hand.

Der Schulze stürzte aufgeregt auf mich zu und stammelte, als ginge es an sein Leben, etwas Klägliches, Polnisches.

Mein Gefreiter erkundigte sich, was es für eine Bewandtnis habe mit dem Wische.

Ach, es war ein Verzeichnis der Einwohner von Letnisk — oder vielmehr: es sollte eins werden.

Der Schulze war von der Kommandantur der nächsten Kreisstadt durch Gendarmen beauftragt worden, bis zum Abend des heutigen Tages — gestern waren die Gendarmen dagewesen — ein Verzeichnis sämtlicher Einwohner von Letnisk anzufertigen.

Nun saß der Unglückswurm von dem Augenblick an, wo ihn die schlimmen Gendarmen verlassen hatten, ununterbrochen und versuchte, ein Verzeichnis der Einwohner aufzustellen und kam nicht vom Fleck. Zwar kannte er seine Leute genau und mit Namen, aber mit dem Schreiben haperte es arg.

Das Papier sah kurios aus.

Der bayerische Landtagsabgeordnete Filser ist ein preiszukrönender Kalligraph gegen den Schulzen von Letnisk!

Digitized by Google

Ich habe schon viele Klexe auf einer Seite beisammen gesehen, aufgeschleckte, wegradierte und untilgbare, aber ein so eingesautes Stück Papier war mir noch nie vor die Augen gekommen.

Jetzt begriff ich das übernächtige Aussehen des Mannes. Jetzt wußte ich, warum die Kerze brannte.

Der arme Teufel hatte die ganze Nacht über dem Verzeichnis geschwitzt!

Ich fragte ihn durch meinen Gefreiten, ob er schon lange an der Liste arbeite.

Ein Seufzer.

Ich machte mich erbötig, mit Hilfe meines Gefreiten das Verzeichnis zu schreiben, doch der Schulze wies den Vorschlag wie ein feindliches Ansinnen weit von sich — er hatte Angst vor der Kommandantur, die gewißlich den Schwindel durchschauen würde.

Er erklärte, allein fertig werden zu wollen.

Während der Unterredung meines Gefreiten mit dem Manne blätterte ich in dem polnisch-deutschen Wörterbuche.

Großer Gott im Himmel — das Weinen war mir nahe!

Aus diesem Hefte sollte ein Mensch die deutsche Sprache lernen können?

Ich ward traurig, weil ich mir vorstellte, wie dieser brave, angenehme, unbäuerische Mensch in seinem Drange, die Sprache des deutschen Volkes kennen zu lernen, um sich zu verständigen, so jämmerlich irregeleitet und betrogen würde — wie er heißhungrig das Deutsche, die Verdeutschung hinunterschlingt, ohne zu ahnen, welch grauenhaftes Kauderwelsch ihm vorgesetzt wird.

Das Wörterbuch war ohne Zweifel für den Augenblicksbedarf von irgendeinem gerissenen Juden, der selbst kaum Deutsch konnte, fabriziert worden und mußte dem wissensgierigen Polen eine seltsame Gedanken- und Vorstellungswelt der Deutschen übermitteln.

Das Heft zerfiel in sechs Abschnitte: Der Mensch, Die Weltheit, Im Quartier, Krankheiten, Das Gemüse, Die Bekleidung.

Abschnitt 1 war der kürzeste: der Mensch, die Frau, der Kind, der Harnblase, der Schlundkopf, der Lehm, der Dünger, das Haus, die Hyphte, der Teller, die Hühner.

Unter „Welt" standen wörtlich — als Muster, eine gute Unterhaltung zu führen — folgende Sätze: „Er hat gleichen Erfolg mit seine Genrebilder, von deren manches er verkäuft. Ist eine Cygarette Ihnen erkenntlich danke sehr? Haben Sie oft schon das Huhn gesehen, welches die Eier zu legen der größte Sorgfalt darauf besitzt?"

Unter 4 war als einziger zusammenhängender Satz die liebenswürdige Frage zum Besten gegeben: „Haben Sie heute offenen Leib?" Abschnitt 5 war der umfangreichste, er maß ganze sechzehn Seiten. Da fehlte keine

Digitized by Google

Kleinigkeit. Der Ackerbau, die Jagd, die Viehzucht, die Angelegenheiten der Melkerei, die Ernte — alles war gründlich durchgehechelt. „Obgleich ohne Grund gefällt die Georgine dem unermüdlichen Auge. — Ich werde nicht ermangeln, von weitem den Ton der Jagdhorn zu erhören. — Erzeugen Sie mir den gemeinsamen Gefallen, die Morgenluft einzusaugen. — Gebe dir die greßte Mühe, um zu den Acker mit vielgestaltiger Düngung zu versetzen." — Alles Sätze, die jeder Verständige mißbilligen muß.

Es fiel mir ein, das Buch zu erstehen.

Ich bot das Dreifache der Kaufsumme, ohne etwas zu erreichen.

Der Schulze wollte sich von dem Hefte nicht trennen.

Es war ihm ans Herz gewachsen.

Fast hätte ich über dem Wörterbuch vergessen, daß ich zu einem bestimmten Zwecke hergeritten war.

Ich erledigte rasch meinen Auftrag und wandte mich zur Tür. Wir gingen.

Der Schulze wünschte höflich: Auf Wiedersehen!

Als wir aufsaßen, saß er drinnen wieder über seine Liste gebeugt. Die Kerze hatte er ausgelöscht.

Mit bleiernen Fingern mühte er sich, die Seite mit den Namen seiner Leute zu füllen, aber es wollte nicht flecken.

Noch lange trug ich im Geiste das Bild des Mannes, der so gar nicht in die polnische Bauernstube paßte, und der nicht schreiben konnte und große Angst hatte vor der deutschen Kommandantur.

Und das polnisch-deutsche Wörterbuch werde ich nie vergessen.

# Alfons Petzold

Von Josef Kliche

Weil ihm das Wasser am Halse stand, bewilligte ihm Wien, seine Vaterstadt, den Ehrensold. 1500 Kronen das Jahr. Blitzartig rückt der Vorgang die Tragödie des Menschen und Dichters Alfons Petzold ins helle Licht der Öffentlichkeit. Doch nur für einen Tag. Schon bei der Lektüre der Abendausgabe der Zeitung, die am Morgen die Meldung brachte, ist das Schicksal dieses Wiener Vorstadtproletariers vergessen. Vergessen, obwohl bereits ein gutes Dutzend Bücher des Fünfunddreißigjährigen vorliegen. Poesie und Prosa. Doch nicht Dutzendware. Alles schwer erarbeitet und fast

Digitized by Google

immer absolut Selbständiges. Keine Anlehnung. Höhengänge eines Mannes, der wie kaum ein zweiter deutscher Dichter aus den Tiefen des Elends kam. Man lese seine reifsten Dichtungen „Heimat Welt", „Der Ewige und die Stunde". Letzteres Buch brachte ihm 1913 den Bauernfeldpreis. Oder auch die Novellensammlung „Memoiren eines Auges". Ergreifende Szenen aus jenen Hungertagen, in denen er als zweifüßiger Wagenhund in Wiens Straßen sein Brot verdiente. Selbstbiographisch hat er jene Zeit geschildert.

Vor drei Jahren besuchte ich ihn gelegentlich einer Tiroler Ferientour. In Gries bei Bozen war's. Wehmütig sprach er mir davon, daß die großen Verlagsunternehmen seinen Schriften nicht offen stünden. Auch von seinem zukünftigen Schaffen sprach er. Einen zweiten Roman und eine Novellensammlung bereitete er vor. Ich habe Alfons Petzold seit jenen Junitagen 1914, als wir zusammen am Fuße des Guntschna standen — im Tale die Rosen, auf den Bergen der Schnee — nicht wiedergesehen. Hoffnungen und Entwürfe. Liegt's an Petzoldscher Kraft, liegt's an der Ablenkung durch die Gegenwart, liegt's an der Uninteressiertheit der Verleger? Nichts von dem Angekündigten ist erschienen. Die gigantische Weltkatastrophe wies das Schaffen dieses Friedensmenschen in andere Bahnen. Mehrere Bändchen Kriegslyrik flossen aus seiner Feder. Doch nichts von dem, was den lauten Markt unterhält. Die große Menschheitstragödie findet hier einen starken Schmerz miterlebenden Seher. Und ganz richtig bemerkt A. Pajuet in einer Vorbemerkung des Ludwig Frank gewidmeten Petzoldschen Bändchens, daß uns aus diesen Versen das Erschrecken der Kreatur entgegentritt. In der Zeit des Allgemeinwürgers Krieg geschah dem Dichter noch besonderer Schmerz. Jene Frau, die ihr Schifflein seinen Segeln anvertraute, dabei bestrebt, ihm die stachligen Dornen aus dem Wege zu räumen, starb. Das Versbuch „Johanna" ist ein duftender Kranz auf ihr frisches Grab. Reiche Stimmung quillt aus ihm, Andacht weckend im Herzen des Lesers.

Die Lyrik ist das Gebiet, auf dem sich der wirkliche Dichter jeweils am persönlichsten gibt. Aber auch aus seinen Prosaschöpfungen leuchtet der ganze echte Petzold, der Vorstadtproletarier, den harte Kindheits-, Jugend- und Mannesjahre erzogen, den das Leben und das Volksheim bildeten (man lese sein Büchlein: „Aus dem Leben und der Werkstätte eines Werdenden"). Und Bilder proletarischen Erlebens sind es auch zumeist, die er in seinem neuesten, soeben bei Reuß & Itta in Konstanz erschienenen Novellenbuche formt.*) Lauter tief empfundene selbständige Skizzen, gestellt in ein scharf geschautes realistisches Milieu. Feind des Banalen und

*) „Sil, der Wanderer", geb. M 1.50.

Digitized by Google

fremd aller landläufig geschätzten leichten, vielfach süßlichen Manier unserer „besten Erzähler".

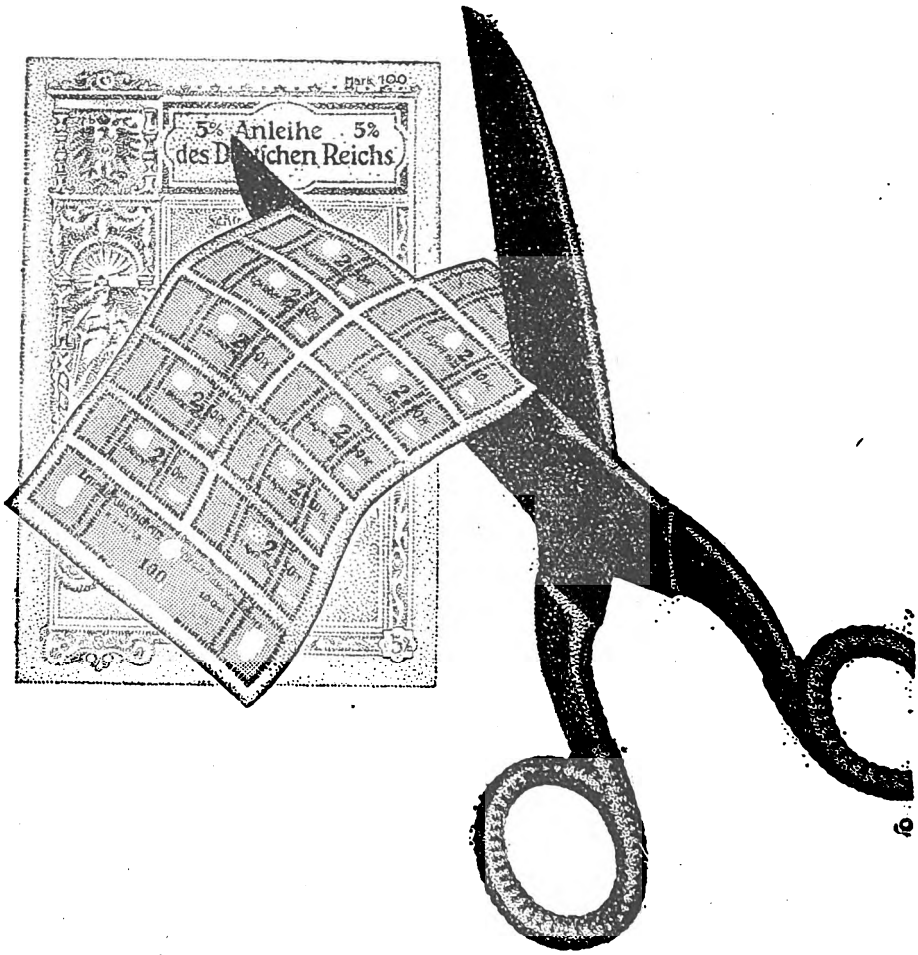
Das ganze geistige und körperliche Wesen Petzolds spiegelt sich in seinen Dichtungen wider. Seine Jugendeindrücke, sozialer Natur, dienen seinem Schaffen als Objekt, bedingen die Tendenz der Behandlung. Tritt uns ein so geartetes Schaffen auf der Bühne (ich denke an Rosenows Bergarbeiterdrama) oder als großer sozialer Zeitroman entgegen, so sind ihm Kritik, Tagesgespräch und zahlungsfähige Konsumenten hold. Gleiches blüht nicht dem Skizzenbuch, in dem Tagesbeobachtungen in noch so fein pointierten Bildern festgehalten werden. Besonders wenn der Dichter nicht von Suff und Liebe, sondern von grellen Schattenseiten des Lebens zu erzählen weiß. Doppelt schlimm, wenn der Verfasser nicht die akademischen Weihen besitzt. Die Kritik bringt zwar eine kurze, väterlich wohlwollende Notiz und spricht von einem Arbeiter-Dichter (einem braven, versteht sich, ohne dabei zu bedenken, daß der nebenbei sehr unklare Begriff in unserer Zeit, in der sein für einige Übersättigte einstmals vorhandener pikanter Beigeschmack längst verflogen, nur geeignet ist, das Schaffen des Dichters zu diskreditieren) — im übrigen aber siehe Lessing: Wer wird nicht einen Klopstock loben? —

Und so liegt auch in dem neuen Petzoldschen Novellenbuch eine Dosis Resignation, die besonders in der Titelnovelle sich Ausdruck sucht. Sehr im Gegensatz zu einem Teil seiner früheren Versdichtung, wo er sieghaft und hoffnungsfroh das Lied des Sozialismus sang, wo er sich eins fühlte mit den Goetheschen Brüdern im stillen Busch, wo er in Baum, Strauch und Straßenpflaster den gemeinsamen Rhythmus, wo er in seligem Glauben an die Natur alles hell und weise, froh und lebensgläubig sah.

Heute ist die beste Novellensammlung dem mittelmäßigsten Romane gegenüber im Nachteil. Sehr zu Unrecht. Petzold hat es vor vier Jahren mit einem Roman versucht, dem lebensfroh und selbstbewußt geschriebenen Ich-Roman „Erde". In lose zusammenhängenden Skizzen betrachtende Erinnerungen aus der Zeit seines Aufenthalts in einer Tuberkuloseheilanstalt. Und das Ergebnis? Weder das geschlossene, inhaltreiche Kunstwerk noch die landläufig geschätzte Ware, die ruhm- und geldwerbend Markt und Geschmack beherrscht, treten uns hier entgegen. Schöne Worte, kein Gehalt.

Vielleicht reicht die Kraft dieses Dichters zu einer Problemgestaltung und zur umfassenden technischen Behandlung eines solchen, wie sie der Roman fordert, nicht aus. Vielleicht liegt seine Stärke neben der Lyrik lediglich in der kleinen, scharf realistisch geschauten Skizze aus dem Proletarierleben. Der erwähnte Roman und das Skizzenbuch „Sil, der Wanderer" bestärken mich in diesem Glauben.

Digitized by Google




# Nützet Euch, nützet dem Vaterland, zeichnet Kriegsanleihe

Digitized by Google

# Lazarett

Von Hans Bauer (Champagne)

In eine sternenbeglitzte Nacht
ist nun der Tag getaucht.
Wie leises Singen verhaucht
der Schwester Abendandacht.

In ihr weißes Gesicht
hat sich die Zeit verkrallt.
Sie ist nun schon alt.
Aber sie weiß es nicht.

Ihre Seele ist erdenfern.
Und ihr Beten klingt weltenweit
von Gottes Heiligkeit
und Jesu Christo, dem Herrn.

In ihren zitternden Mund
scheint alles Entsagen gebannt.
Da werden wir ihr ganz verwandt;
denn unser Leben ist wund.

An ihr tröstendes Wort
bangend und scheu es sich schmiegt.
Es hat gekämpft und gesiegt
und ist wie ihres verdorrt.

## Der „Neue Lehrer“

Unter dem Titel „Drängs friedloser Schulgang“*) hat der Österreicher F. J. Warmbrunn einen Roman erscheinen lassen. Kein Entwicklungsbild von der Art jener weichen, verträumten Jugendleben, die in der harten Bahn herkömmlicher Schul- und Erziehungsart zerbrechen, in der fremden Schlucht kalter Verständnislosigkeit versinken. Nicht müde oder haßgequälte Klage zerschellter Jugendseele, eher Wegweisebuch, Beispieldarstellung ideal gedachter neuer Erziehungskunst. Kunst im Sinne von Pestalozzis „Lienhard und Gertrud“. Es werden weniger Gestalten gezeichnet, lebendige Menschen dargestellt, als leuchtende oder dunkelnde Symbole auf den Linien eines skizzenhaft und doch heißlebendigen Hintergrundcharakters aufgereiht. Was die an lehrenden und erziehenden Berufsmenschen hingeistert, die engen und verdorrten, die großen und seelisch-empfänglichen, die polizeigeistigen und verständnisfähigen, die kleinlichen und satten, die zerbrochenen und heimlich aufbegehrenden, die Dr. Zirkel, Ipunkt, Zeigerstab, Wachsmann, sind nicht seelisch zweiseitige Menschenwesen, selbst nicht Zerrgestalten, einfach Symbole. Namen für erstarrte Gewohnheiten, verholzte Veraltetheiten, Bezeichnung für das verschiedenartig Menschlich-Schwachseitige oder Gute, das im Herkommen der Berufslehrkunst in die Gegenwart ragt. Auch Dräng,

*) Verlegt bei Koppe-Bellmann, Prag.

Digitized by Google

der Friedlose, ist Symbol. Das Symbol des neuen Lehrers, der schon früh mit der fast künstlerischen Witterung des seelisch Jungen den Weg alles Erkennens, alles seelischen Aufstiegs erfühlt, ahnend ertastet, den uralt einfachen Weg vom Ding zu seiner geistigen Eroberung. Erziehung ist dem Dräng Erlösung, nicht angemahntes Gewohnheitenannehmen, innere Befreiung gerade der Armen in seinem Wirkungsdorfe Schnappel, die in der Entfaltung gebunden sind. Die Seelen in ihrer Wurzel begreifen und sie in der Richtung, die die Natur in sie gelegt, fördern, die „Menschenkeime nach dem Gehalte ihrer Pionierkraft zu werten" und sie in die oberen Stockwerke ziehen, das ist die Sendung des neuen Lehrers. Der noch werdende Typ dieses neuen Lehrers ist Dräng, Himmelsstürmer, leidenschaftlich Erkennender, der aus naturhaftem, heißem Drange gegen die Wände des Herkommens stürmt. Der Neue Lehrer ist warmfühlender Mensch, der mit bewußt genährter Feinfühligkeit alles bösartig Schulhafte in seiner Beziehung zum kindlichen Menschen meidet; Hüter der naturgemäßen Entwicklung einer zusammengewürfelten Kinderschar, Höhenführer, Eröffner eines weiteren Gesichtskreises, heißstrebender Erlöser. So ist dieser friedlose Schulgang ein Buch der Zeit, kein Roman, der Versuch, einen in der Entwicklung begriffenen neuen Erziehertyp in dem stürmischen Fluß einer erzählenden Darstellung zu beschreiben. Ein Anlauf, nicht die üblichen Hemmungen und Trübungen des Lehrerlebens — Kampf um geistige Freiheit mit Kirche und Geistlichen — immer wieder zu beleben, sondern einer neuen, in der Gegenwart überall schon sichtbaren Lehr- und Erziehart den künstlerisch-menschlichen Geleitbrief zu schreiben. Ein gewagter Stoff; denn er ist wenig marktgängig; aber das Problem ist nicht undankbar, weil sich in der seelischen Gestaltungsarbeit des Erziehers Künstlerisch-Menschliches und übererbte Berufsgewohnheit reiben. Der neue Lehrer ist im Wachsen. Warmbrunn ist mit starkem Temperament und fülliger Sprache ins Innere seiner Seele vorgestoßen.

Karl Huber

## Neue Bücher

Nein, ich will nicht mehr „rezensieren", nie mehr. Aber einige Bücher nennen, die mir in den letzten Monaten wertvoll geworden sind.

„Der Knabe Blaß" von Ossip Dymow ist ein Knabenroman aus Rußland; das tiefe und heftig wirkende Buch steht an der Grenze höchster Genialität, jener russischen Genialität in der Art Dostojewskis, aus deren Feuern immer das Genie eines ganzen Volkes, eines halben Erdteils blitzt. Völlig auf jener Höhe ist das Genie Dymows nicht, aber im Vergleich mit dem, was bei uns geschrieben und gedruckt wird, himmelhoch. Das Buch enthält nicht, wie die konstruierten Romane, Psychologie, sondern gibt wirkliche, echte Beiträge zu ihr, Bekenntnisse und Feststellungen von Erlebtem. (Kurt Wolff, Leipzig.)

Der „Heliogabal" von Louis Couperus, der sich nicht überall vom Fluch aller historischen Romane freihalten kann, der Genauigkeit des Details zuliebe das Unwesentliche oft viel zu wichtig zu nehmen, hinterläßt dennoch wertvolle Eindrücke. Die Geschichte des römischen Kaisers war seinerzeit im Lehrbuch unserer Lateinschule auf zwei Zeilen abgekürzt, von

Digitized by Google

denen ich nur noch weiß, daß Heliogabal ein „syrischer Wüstling" gewesen sei. Die Welt, aus der er kam, der Orient in der Zeit von Roms Niedergang, die Welt der Religionsmischungen und Gnosis, ist von Couperus gut erfaßt. Es war, seit der Griechenzeit, die erste ernstliche Eroberung Europas durch Asien. Für uns, denen das Scheitern wesentlicher Ideale des Europäismus eine neue Versöhnung mit dem Osten dringend anrät, sind solche Zeiten jetzt mehr als nur interessant. (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.).

Im „Timur" von Kasimir Edschmid hat dieser stürmische Erzähler der Jüngsten sich zu einer Sicherheit im eigenen Wesen und Stil entwickelt, die auch den ergreift, der gegen neue Stile voll Mißtrauen ist. Die Glut und der fast freche Schmiß dieser drei Novellen bringt alle Einwände zum Schweigen. Ich weiß nicht, was „Kunst" ist. Aber wenn Kunst die Sprache der Seele ist, die Technik, innere Schwingungen auszudrücken und aufzubewahren, dann sind diese Erzählungen Kunst. (Kurt Wolff, Leipzig.)

In der „Österreichischen Bibliothek" des Inselverlags sind, unter vielem Interessanten und Hübschen, zwei wichtige kleine Sachen erschienen: ein Büchlein „Stifterbriefe" und ein Bändchen „Comenius und die Böhmischen Brüder". Diese zwei kleinen Bücher enthalten mehr Deutschtum als unsere ganze offizielle Kulturpropaganda im Auslande. Es ist gut, eins davon bei sich zu haben, in der Bahn und im Wartezimmer, überall, wo man Zeit hat und von einer geringen Gegenwart zu zeitlosen Werten streben will.

An diese Sachen reiht sich ohne Zwang der „Ewige Jude" von August Vermeylen, aus dem Flämischen übersetzt von A. Kippenberg. Es war nicht alles Flämische, was in letzter Zeit aus Mode übersetzt wurde, so schön und notwendig wie diese ernste Dichtung. (Inselverlag.)

Wer ein paar Stunden lang die echteste Luft des alten, guten, kultiviert-vergnügten München atmen will, mit Anklängen an Pocci und Spitzweg und Anklängen an Schwabing, der lese und betrachte das Büchlein „Larifari", drei Kasperlspiele, Text und Zeichnungen von Otto Blümel. Das ist kein Theater- und Modekasperl, mit Berliner Einschlag und aus dem Hochdeutschen übersetzt, das ist der alte bayrische Kasperl ganz und gar, einerlei, ob er Radi frißt oder futuristische Bilder malt. Die drei Spiele gehören zu den besten Stücken süddeutschen Humors aus unserer Zeit. (Albert Langen, München.)

Als letztes las ich ein neues Buch, noch feucht aus der Presse: „Die Armen", einen Roman von Heinrich Mann. Eine Räubergeschichte, mit der alten konstruktiven Kraft Manns aufgebaut, an vielen Stellen von seinem ganzen atemlosen Temperament beflügelt, da und dort gespenstisch beleuchtet von seiner alten wilden Freude an der Karikatur. Unbefriedigend und grell, aber aufreizend und eindrücklich. Und auf dem Grunde die aktuelle, schwere Erkenntnis: daß der Krieg, der uns in Atem hält, die Welt nicht vorwärts bringt, daß er nur aufschiebt, nur den Leidenschaften vorübergehend neue Ziele hinwirft, und daß nachher, früh oder spät, die große soziale Not wieder dastehen wird, groß und furchtbar wie zuvor.

Hermann Hesse

Digitized by Google

## Oskar Loerkes Gedichte

(Aus einem Brief)

... und ein Buch soll ich Dir, Geliebte, sagen, das Dich an unser Suchen mahnt, Dir jene heilige Welt heraufbeschwört, deren erfülltes Sein wir nur mit scheuem Fuße streifen durften, weil wir zwei waren? Denn nur die einsamen Großen vermögen sich in jene Himmel zu spannen. Ich lege das Buch diesen Zeilen bei. Es sind Oskar Loerkes neue „Gedichte".*) Keinen ersah ich unter den Lyrikern von heute, der auf so schwermütiger Wolke ins Übersinnliche emporstieg, dem so sich nahe Dinge in Göttliches wandelten. Noch da, wo Großstadtdunkel tiefer die ahnungsvollen Lösungen übernachtet, schwingt eine leise, himmelslichtige Musik mit. Und diese dunkle Tonfülle, die klingt, als spiele in Bergwerksschächten zu allem Erdengeschehen ein festliches Orchester eine leise und ferne Begleitung, unterpulst alle Versbrücken, die sich zierlich oder in starkbogiger Vollendung ins Blau der Sphären bauen. Doch keiner routinierten Sinnreimerei sei das Wort geredet. Niemals ist die musikalische Ideenwelt plastischer aus ihrer geheimnisvollen Unsichtbarkeit in die Tempel herber Strophenpaläste gebannt worden. Der dichterische Zwang zum Erfliegen Gottes hat hier in inbrünstigem, demütigem, doch nie demutgebrochenem Schaffen Breschen in traditionellen Horizont gesprengt, die in neublühende Länder führen. Wie ein Riese wachsend, durchwandert man die strömende, lösende Flut dieser Gedichte; noch mit den Füßen an der Erde haftend, spürt man den Kopf plötzlich in Wolkenwind, und in der Brust zerbirst das verkrampfte Herz jubelnd vor der innerlichen Fülle dieser in den höchsten Feiertagstunden kaum geahnten Welt. O Geliebte, hier webt einer Fäden im All, die alle binden, denen der Weg aufwärts zeigt. Wer kennt von den Tausenden gieriger Leser diesen stillen Titanen, der einsam ins Unermeßliche reift? Gib mir deine Hand darauf, daß Du mir sein Buch weitergibst an den, der Dir nächst mir am innigsten befreundet ist. Ich grüße Dich und bin Dein

Manfred Georg

*) Bei S. Fischer (Berlin).

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

# Ein altbewährter Freund

der deutschen Familie, die illustrierte Unterhaltungszeitschrift

# Über Land und Meer

Deutsche Illustrierte Zeitung

beginnt soeben einen neuen, ihren 60. Jahrgang. Unter den deutschen Unterhaltungszeitschriften steht Über Land und Meer in erster Reihe. Alles, was der Gebildete von einer in gutem Sinne modernen illustrierten Zeitschrift verlangt, wird ihm hier geboten:

**Romane und Novellen unserer ersten Autoren,** und daneben zahlreiche kleinere packende Novellen und Erzählungen, ferner eine

**Fülle unterhaltender und belehrender Artikel aus allen Wissensgebieten.** Hervorgehoben seien besonders die Rubrik **„Die Frau in Haus und Gesellschaft“**, die allerlei Nützliches und Beachtenswertes für die Familie bringt, und die Artikelreihe **„Theaterrundschau“**, die viel Interessantes in Bild und Wort aus dem Reiche der Bühne bringt.

**Prachtvoller Bilderschmuck** in Farben- und Schwarzdruck, teils ein- und zweiseitige, teils zahlreiche in den Text gestreute Abbildungen, worunter viele von ersten an der Front tätigen Kriegszeichnern.

In dem neuen Jahrgang werden vor allem der Roman

**Das törichte Herz der Julie von Voß**

Eine Hofgeschichte aus der Zopfzeit von

**Annemarie von Nathusius**

sowie der außerordentlich packend geschriebene Nordseeroman

**Hallig Hooge.** Von **Anny Wothe**

die Leser der Zeitschrift fortgesetzt auf das stärkste fesseln.

Wöchentlich eine Nummer – Preis vierteljährlich 4 Mark

**Bestellungen** bei allen Buchhandlungen und Postanstalten | **Probenummer** kostenlos durch jede Buchhandlung oder vom Verlag

**Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart**


Digitized by Google

# Das Weltbild der Gegenwart

**Ein Überblick über das Schaffen und Wissen unserer Zeit in Einzeldarstellungen.** Herausgegeben von

## Karl Lamprecht und Hans F. Helmolt

Erscheint in 20 handlichen Leinenbänden. Jeder Band bildet ein abgeschlossenes Ganzes

Von dem Unternehmen liegen bis jetzt vor:

Bd. 1: **Prof. Dr. F. Meisel,** Wandlungen des Weltbildes und des Wissens von der Erde. Einzelpreis des Bandes M 7.50

Bd. 2: **J. J. Ruedorffer,** Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart. Einzelpreis des Bandes M 6.50

Bd. 4: **Prof. Dr. Josef Kohler,** Recht und Persönlichkeit in der Kultur der Gegenwart. Einzelpreis des Bandes M 6.50

Bd. 5: **Gertrud Bäumer,** Die Frau in Volkswirtschaft u. Staatsleben der Gegenwart. Einzelpreis des Bandes M 6.50

Bd. 6: **v. Massow,** Die deutsche innere Politik unter Kaiser Wilhelm II. Einzelpreis des Bandes M 7.–

Bd. 11: **Dr. Paul Kammerer,** Allgemeine Biologie. Einzelpreis des Bandes M 7.50

Bd. 13: **Professor Dr. August Messer,** Psychologie. Einzelpreis des Bandes M 7.50

Bd. 15: **Wilh. Hausenstein,** Die bildende Kunst der Gegenwart. Malerei, Plastik, Zeichnung. Einzelpreis d. Bandes M 7.50

Bd. 17: **Prof. Dr. Rich. M. Meyer,** Die Weltliteratur im zwanzigsten Jahrhundert. Einzelpreis des Bandes M 6.50

Die weiteren Bände werden in zwangloser Reihenfolge ausgegeben und enthalten:

Bd. 3: **Bonn,** Die Gestaltung der Weltwirtschaft.

Bd. 7: **Meyer,** Die physikalischen und chemischen Probleme der Gegenwart.

Bd. 8: **Schmedes,** Das Maschinenwesen.

Bd. 9/10: **Blum,** Verkehr, Bauingenieurwesen und die „Technik" im allgemeinen.

Bd. 12: **Schleich,** Der Kampf um die Gesundheit.

Bd. 14: **Goldfriedrich,** Geschichtswissenschaft und Wissenschaftsgeschichte in der jüngsten Vergangenheit mit besonderer Rücksicht auf Deutschland.

Bd. 16: **Behrendt,** Kunstgew. u. Architektur.

Bd. 18: * * *, Die Tonkunst unserer Zeit.

Bd. 19: **Schumann,** Religiöse, sittliche und erzieherische Ideale.

Bd. 20: **Joël,** Wandlgen. d. Weltanschauung

**Subskriptionspreis für die vollständige Serie von 20 Bänden 6 Mark für jeden in Leinen gebundenen Band**

Die erschienenen Bände können auch einzeln zu den oben angegebenen Einzelpreisen, die weiteren zu verschiedenen, dem Umfang entsprechenden Preisen bezogen werden.

**Schwäbischer Merkur, Stuttgart:** „Bei der Fülle von Eindrücken, die auf den Kulturmenschen der Gegenwart verwirrend und überwältigend einstürmen, ist eine solche sondernde Enzyklopädie der Gegenwart, ihres Wissens und ihres Wirkens, wie sie hier in einem überaus großzügig gedachten Sammelwerk vor uns entsteht, von hohem Wert. Sie umfaßt die Erkenntnis und das Schaffen der gesamten Kulturwelt, wobei aber doch, der Bedeutung unserer nationalen Arbeit entsprechend, der Anteil Deutschlands in klarer Beleuchtung, scharf ::: ::: umrissen, herausgestellt wird." ::: :::

Den ersten Band kann jede bessere Buchhandlung zur Ansicht vorlegen oder einen ausführlichen Prospekt mit dem Verzeichnis aller Bände übersenden. Letzterer auf Wunsch auch durch die

**Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart**


Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

WIDENER
HN S2ML R

Digitized by Google